

DER SCHATZFUND AUS DEM STADTWEINHAUS

VORBEMERKUNGEN

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen, der sich heute im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster befindet, gehört zu den bedeutendsten spätmittelalterlichen Schatzfundkomplexen im deutschen Sprachraum, begründet auf der beeindruckenden Anzahl von ca. 2000 Silbermünzen und insbesondere den 35 silbervergoldeten Schmuckstücken mit ihrem außergewöhnlich reichhaltigen Dekor. Auch wenn der Schatzfund nicht im stratigraphischen Kontext des erst später erbauten Stadtweinhauses gefunden wurde, sondern in demjenigen der Vorgängerbebauung auf der Parzelle, so wird doch der Name »Schatzfund aus dem Stadtweinhaus« beibehalten, da dieser seit der Auffindung bereits etabliert ist und sich die exakte Fundstelle nicht mehr näher lokalisieren und folglich keinem konkreten Vorgängerbau zuweisen lässt⁶³.

Der hohe Bekanntheitsgrad des Schatzfundes ist vor allem auf die Tätigkeit von P. Berghaus zurückzuführen, der den Fundkomplex bereits kurz nach dessen Entdeckung in numismatischen Zeitschriften publizierte und von P. Ilisch, der Leihanfragen für Sonderausstellungen diverser Museen positiv begegnet und selbst bereits mehrfach Katalogbeiträge publizierte⁶⁴.

Trotz der vergleichsweise umfangreichen Zahl erschienener Publikationen zum Schatzfund aus dem Stadtweinhaus⁶⁵, kann der bisherige Forschungsstand insbesondere im Hinblick auf die Schmuckstücke nicht als hinreichend bezeichnet werden, sodass sich die erstmals umfassende Auswertung im Rahmen vorliegender Dissertation in mehrfacher Hinsicht anbot:

1. steht er exemplarisch für die Gruppe der Schatzfunde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, die nahezu regelhaft als jüdische Pfandleiherhorte interpretiert wurden und in letzter Zeit verstärkt ins Blickfeld der Forschung und Öffentlichkeit gerückt sind⁶⁶.
2. weist er eine für spätmittelalterliche Schatzfunde im deutschen Sprachraum geradezu typische Fund- und Forschungsgeschichte auf, die zudem vergleichsweise gut überliefert und bekannt ist. Damit sind günstige Bedingungen gegeben, um den Quellenwert eines Schatzfundes, der nicht auf einer archäologischen Grabung zutage trat, exemplarisch zu untersuchen.
3. wurden die Münzen bereits von numismatischer Seite umfassend ausgewertet und publiziert, sodass die Ergebnisse direkt in die Gesamtauswertung des Schatzfundes einfließen können.
4. wurden die Schmuckstücke zwar von kunsthistorischer Seite bereits mehrfach berücksichtigt, die Ergebnisse erschienen allerdings lediglich in kurzen Katalogbeiträgen und Aufsätzen, meist grob zusammengefasst und nur auf eine Auswahl der Schmuckstücke bezogen⁶⁷. Insofern liegt der Fokus der Detailuntersuchung im Rahmen vorliegender Arbeit auf den 35 Schmuckstücken und deren umfassender Auswertung.

⁶³ Vgl. Kapitel Sozialtopographische Verhältnisse – Stadtweinhaus.

⁶⁴ Hierzu ausführlicher Kapitel Fund- und Forschungsgeschichte.

⁶⁵ Schweizer Münzblätter 7, 1951, 73. – Berghaus 1952a, 10; 1952b, 177; 1954/1955. – Ilisch 1980a, 107–108. – Katalog Münster 1980, Bd. II, 168 Kat.-Nr. 456. – Fritz 1982, 230 Kat.-Nr. 310–317. – von Wilckens 1985. – Gross 1988, 92. – Ilisch 1991. – Katalog Zürich 1991, 273 Kat.-Nr. 144a–c. – Aschoff 1993, 578. – Heinemeyer 1995. – Ilisch 1999. – Tegethoff 2002. – Katalog Speyer 2004, 27. – Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96.

⁶⁶ Zum verstärkten Interesse an der Geschichte der Juden und den archäologischen Untersuchungen jüdischer Siedlungsplätze in den letzten Jahrzehnten beispielsweise Wamers u. a. 2004, 8–9. – Das Interesse an Schatzfunden wurde insbesondere durch spektakuläre Neufunde im Zuge von Ausgrabungen geweckt, besonders durch die Entdeckung der reichen Schatzfunde von Erfurt (1998) und Regensburg (1996).

⁶⁷ Die Ausnahme bildet der Beitrag von Tegethoff 2002, die sämtliche Schmuckstücke, jedoch nur hinsichtlich ihrer Herstellungstechnik und Gestaltung, ausführlich beschreibt.



Abb. 3 Topographische Lage Münsters in Westfalen. – (Karte M. Ober, RGZM).

5. wurde der Schatzfund bisher nicht von archäologischer Seite bearbeitet, weshalb die Rekonstruktion und Aussagemöglichkeiten des Fundkontextes bisher keine angemessene Berücksichtigung fanden, was jedoch zwingende Voraussetzung für eine gesicherte kulturhistorische Interpretation darstellt.
6. zählt der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zu den wenigen Schatzfunden, die nicht über mehrere Museen verstreut sind, sondern der Fundkomplex befindet sich geschlossen im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster – ein Umstand, der besonders den organisatorischen Aufwand in Vorbereitung der Auswertung des Schatzfundes enorm erleichterte.

TOPOGRAPHISCHE LAGE

Münster, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, Bistums und Hochstifts liegt im Kernmünsterland im heutigen Bundesland Nordrhein-Westfalen (**Abb. 3**). Die Stadt geht zurück auf die für das 8. Jahrhundert schriftlich überlieferte altsächsische Siedlung *Mimigernaford*, gelegen auf dem hochwasserfreien Ausläufer eines Kiessandrückens in der Talaue der Aa, in der Nähe der namensgebenden Furt⁶⁸. Die Aafurt und damit das frühe Münster lagen an der Kreuzung mehrerer Fernhandelswege: der Friesischen Heerstraße von Emden nach Soest, der Holländischen Straße von Deventer nach Paderborn und der Kölnischen beziehungsweise Rheinischen Straße von Wesel über Haltern nach Osnabrück. Früher wie auch heute noch sind die charakteristischen Funktionen Münsters diejenigen eines für die Region wichtigen Verkehrs- und Dienstleistungszentrums⁶⁹.

Der sog. Prinzipalmarkt entstand zu Beginn des 12. Jahrhunderts an der Kölnischen Straße. Hier konzentrierte sich das städtische Leben mit der Einmündung der Nah- und Fernstraßen, der ersten Pfarrkirche und

⁶⁸ Kirchhoff u. a. 1993.

⁶⁹ Mayr u. a. 1993, 234.

Abb. 4 Das Stadtzentrum Münsters mit Dom, Lambertikirche und Prinzipalmarkt. Innerhalb der Markierung links die Fassade des Stadtweinhauses, rechts des Rathauses. – (AvanCarte GmbH, Bremen, Foto H. Niemann; Bearbeitung A. Scholz).



dem Rathaus⁷⁰. Südlicher Nachbar des Rathauses ist das sog. Stadtweinhaus, in dessen Fundamentbereich der Schatzfund beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg entdeckt wurde (Abb. 4-5)⁷¹.

FUND- UND FORSCHUNGSGESCHICHTE

Am 2. Mai 1951 fanden Bauarbeiter bei Abbrucharbeiten im Zuge des Wiederaufbaus des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Stadtweinhauses am Prinzipalmarkt in Münster in dessen Fundamentbereich einen spätmittelalterlichen Schatzfund, den sie allerdings nicht als solchen erkannten⁷². Die grau-grün korrodierten Münzen hielten sie für Unterlegblättchen für Sicherungen, die Schmuckstücke sahen sie als Karnevalsschmuck an. Die Unkenntnis über die kulturhistorische Bedeutung des Fundes führte zu dessen unvollständiger Bergung, teilweisen Unterschlagung und Veräußerung an Sammler und Goldschmiede durch die Finder. Erst drei Wochen nach der Entdeckung wurde der Schatzfund der Öffentlichkeit bekannt. Zwei Schüler brachten einige Münzen und Schmuckstücke zum Westfälischen



Abb. 5 Stadtweinhaus und Rathaus. – (AvanCarte GmbH, Bremen, Foto N. Muddemann).

⁷⁰ Kirchhoff 2001, 28.

⁷¹ Diese knappe Darstellung der topographischen Situation des Fundortes soll lediglich der Einführung dienen. Die ausführliche Besprechung insbesondere unter verkehrsgeographischen und

handelsgeschichtlichen Aspekten folgt zu Beginn der archäologisch-historischen Analyse im Kapitel Fundkontext.

⁷² Ilisch 1991, 16; 1999, 118.



Abb. 6 Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. – (Foto T. Samek, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte).

Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster, wurden allerdings von den Pförtnern mit der Bemerkung abgewiesen, es handle sich um Karnevalsschmuck. Glücklicherweise meldete sich wenig später ein ortsansässiger Goldschmied mit einigen von ihm angekauften Schmuckstücken bei P. Berghaus, dem damaligen Konservator des Münzkabinetts im Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, der sie als Bestandteile eines spätmittelalterlichen Schatzfundes erkannte.

Im Laufe des Jahres 1951 gelang es, rund 1450 Silbermünzen und rund 30 Schmuckstücke sicherzustellen⁷³. Bis 1952 wuchs die Zahl der Münzen auf 1660 Stück an, wobei Berghaus davon ausging, dass der Fundkomplex »sicherlich noch nicht wieder für die wissenschaftliche Bearbeitung geschlossen beieinander«⁷⁴ sei. Im Numismatischen Nachrichtenblatt 1952 bittet Berghaus daher im Namen des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte um Benachrichtigung beim Auftauchen von Münzen und Schmuckstücken. So gelang es bis September 1952, dank der finanziellen Unterstützung der Stadt Münster, mehr als 1850 Münzen sicherzustellen⁷⁵. Bis 1954/1955 stieg deren Anzahl auf nahezu 2000 Silbermünzen, die um 1955 zusammen mit 30 Schmuckstücken im Landesmuseum ausgestellt waren⁷⁶. Heute besteht der Fundkomplex aus 1914 Münzen und 35 Schmuckstücken⁷⁷.

Eine 1991 erstmals publizierte Gesamtaufnahme der Schmuckstücke zeigt neben einer Auswahl an Münzen auch mehrere, heute verschollene, nicht näher zu identifizierende Kleinobjekte und Fragmente (Abb. 6)⁷⁸. Unbekannt ist, wie viele der Münzen und Schmuckstücke nicht gemeldet und abgegeben wurden. Eine Schätzung der ursprünglichen Gesamtzahl der Münzen beläuft sich auf über 2000 Stück⁷⁹.

Aus der Fundgeschichte ergibt sich die Schwierigkeit, dass weder der ursprüngliche Umfang, noch die ursprüngliche Zusammensetzung des Schatzfundes exakt zu ermitteln sind. Entsprechendes gilt für die

⁷³ Berghaus 1951, 73.

⁷⁴ Berghaus 1952a, 10.

⁷⁵ Berghaus 1952b, 177.

⁷⁶ Berghaus 1954/1955.

⁷⁷ Ilisch 1999, 118. – Tegethoff 2002, 3.

⁷⁸ Ilisch 1991, 17.

⁷⁹ Ilisch 1991, 16.

Rekonstruktion des Befundkontextes, das heißt des Schatzverstecks beziehungsweise Depots. In der Literatur finden sich diesbezüglich unterschiedliche Angaben: »im Kellerfundament«⁸⁰, »in einem Kellergewölbe eingemauert«⁸¹, »in den Fundamenten des Stadtweinhauses eingemauert«⁸², »beim Ausschachten der Fundamentgräben des hinteren Bereichs«⁸³, »im Osten der Baugrube«⁸⁴. Aus dem relativ guten Erhaltungszustand der kleinen und teilweise sehr fragilen Schmuckstücke könnte darauf zu schließen sein, dass diese in einer Mauernische versteckt wurden. Derart wurde der Schatzfund 1995 in der Sonderausstellung »Kleine Vitrine« im Treppenhaus des Westfälischen Landesmuseums für Archäologie in Münster präsentiert (Abb. 7)⁸⁵. Diese Rekonstruktion des Schatzverstecks ist allerdings rein hypothetisch, zumal sich der gute Erhaltungszustand der Objekte auch aus der Deponierung in einem im Erdreich vergrabenen stabilen Behältnis erklären könnte.

Der Fokus der Forschung lag zunächst ausschließlich auf der Bestimmung der ca. 2000 Münzen, die den Hauptanteil des Fundkomplexes bilden. Sie wurden von P. Berghaus gereinigt⁸⁶, bestimmt und beschrieben. Unter den im Jahr 1951 bekannten, rund 1450 Silbermünzen befanden sich überwiegend Pfennige aus Münster, Dortmund, Iserlohn und Osnabrück, Groschen von Deutz und Bonn, eine unedierte Nachahmung von Düren (Wilhelm von Jülich), niederländische Köpfchen und »Brabantini«, woraus Berghaus⁸⁷ auf die »Vergrabungszeit um 1350« schloss.

Von den bis September des Jahres 1952 gemeldeten, mehr als 1850 Münzen waren rund 35 % Silberpfennige Bischof Ludwig II. v. Hessen (1310-1357) aus der Münzstätte Münster, 25 % Silberpfennige aus der Stadt Dortmund, mit dem Namen Kaiser Ludwig d. Bayer (1328-1347) und 10 % Silberpfennige aus Iserlohn, des Grafen Adolf II. v. d. Mark (1328-1347). Weiterhin waren in kleineren Anteilen die Münzstätten Osnabrück und Emden vertreten sowie Groschen aus Bonn und Deutz, des Erzbischofs Walram von Köln (1332-1349), Sterlinge aus Haelen in Brabant und Köpfchen aus Dordrecht in Holland⁸⁸.

Die Bedeutung des Fundes ist, wie Berghaus⁸⁹ betont, in seinem großen Umfang begründet sowie insbesondere im anhand der Schlussmünze ermittelten Verbergungsdatum »um 1348«. Die jüngste im Schatzfund vertretene Münze ist ein Groschen, der im Namen des Bischofs Johann I. von Utrecht (1341-1364) geprägt wurde (Abb. 8). Sie ergibt folglich für den Deponierungszeitpunkt den *terminus post quem* 1341⁹⁰. Unabhängig von vorgenannter Datierungsproblematik schloss der Schatzfund eine bis Anfang der 1950er Jahre bestehende Forschungslücke im Geldumlauf, da vorher zwar zahlreiche westfälische Münzfunde der Zeit bis 1320 sowie nach 1360 bekannt waren, dazwischen klaffte allerdings eine Lücke mangels Funden. Folglich lagen der weiteren Bearbeitung zuerst geld- und währungsgeschichtliche Fragestellungen zu-

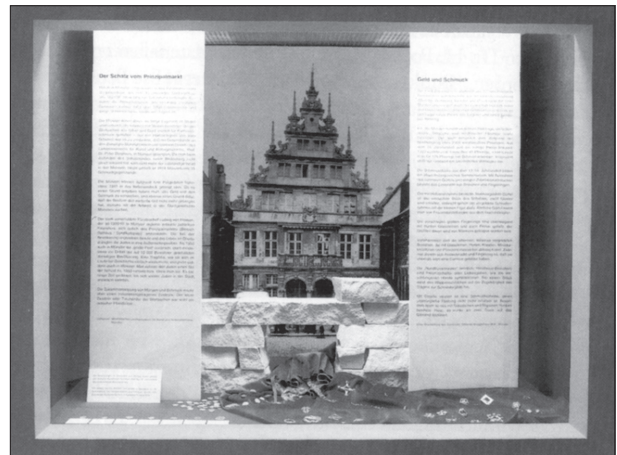


Abb. 7 Sonderausstellung »Kleine Vitrine« im Treppenhaus des Westfälischen Museums für Archäologie in Münster mit der Präsentation des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus 1995. – (Nach Neujahrsgruß 1996, 8 Abb. 2).

⁸⁰ Berghaus 1951, 73.

⁸¹ Berghaus 1952b, 177.

⁸² Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

⁸³ Ilisch 1999, 118.

⁸⁴ Kirchhoff 2001, 86. – Gemeint ist der Bereich des Hauses Prinzipalmarkt 9, womit die Fundstelle im Bereich der ehemaligen jüdischen Siedlung lokalisiert wird.

⁸⁵ Neujahrsgruß 1996, 8 Abb. 2.

⁸⁶ Nach Auskunft von P. Ilisch waren die Münzen vergrünspannt und wurden mit Zitronensäure gereinigt. Schriftliche Mitteilung am 27.7.2005.

⁸⁷ Berghaus 1951, 73.

⁸⁸ Berghaus 1952b, 177; 1952a, 10.

⁸⁹ Berghaus 1952b, 177.

⁹⁰ Berghaus präzisiert die Datierung bezugnehmend auf das schriftlich überlieferte Judenpogrom auf »um 1348«.



Abb. 8 Die Schlussmünze im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (links: Vorderseite, rechts: Rückseite). – (Foto P. Ilisch).

grunde. Die Groschen aus Bonn und Deutz belegen rheinische Handelsbeziehungen, die Münzen aus Dordrecht, Utrecht, Löwen, Brüssel und Maastricht weisen nach den Niederlanden⁹¹.

Die umfassende Auswertung der Münzen erfolgte durch P. Ilisch im Rahmen seiner Dissertation⁹². Von den 1914 erfassten Münzen sind 668 münsterische Pfennige, 134 Münzen sind mit den münsterischen wertgleiche Pfennige des Bischofs von Osnabrück. Insgesamt, inklusive 18 Imitationen des münsterischen Typs aus angrenzenden Werkstätten, beträgt der Anteil lokaler Prägungen 43 %. Südwestfälische

Prägungen sind mit 34 % am zweithäufigsten vertreten. 451 Münzen wurden in der kaiserlichen Stadt Dortmund geprägt, 194 in Iserlohn. Essen und Soest spielten dagegen zum Zeitpunkt der Verbergung des Schatzes als Münzstätten keine große Rolle mehr. Das fast völlige Fehlen ostwestfälischer Münzen ist nach Ilisch⁹³ charakteristisch für die Regionalität der Währungsgebiete und auch für die Westorientierung Münsters. Die Münzstätte Bielefeld ist lediglich mit 13 Münzen vertreten, Paderborn nur mit einer einzigen. Auffallend ist, dass die seit 1330/1340 ausgehend von Italien und nun vermehrt auch vom Rheinland nach Westfalen einströmenden größeren Münzen im Wert von mehreren Pfennigen, hier hauptsächlich französische Turnosen⁹⁴, im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nicht vertreten sind. Dagegen erstaunt die große Zahl von 204 Groschen aus Bonn und Deutz, den Münzstätten des Kölner Erzbischofs Walram (1332-1349). Die 162 kleinen »Köpfchen«⁹⁵, die im münsteraner Währungssystem wie Viertel-Pfennige gebraucht wurden, machen 8 % des Gesamtensembles aus und deuten auf Beziehungen zum Niederrhein, da sie, mit Ausnahme der rheinischen Imitationen, hauptsächlich in Dordrecht geprägt wurden. Überregionale Münzen sind mit 56 Sterlingen⁹⁶ der südlichen Niederlande, im wesentlichen Brabantini sowie einem einzelnen Vertreter der Mittelmeerregion, einer zwischen 1280 und 1289 geprägten venezianischen Münze, weniger zahlreich vertreten.

Die Bearbeitung der 35 Schmuckstücke war verglichen mit der Auswertung der Münzen längere Zeit von nachrangiger Bedeutung. Zunächst wurden in den Fundberichten lediglich Ringe und Spangen sowie zwölf Glieder eines Gürtels genannt, die meist aus Silber, vergoldet und mit »Halbedelsteinen«⁹⁷ besetzt seien⁹⁸. Aus dem 1954/1955 von Berghaus publizierten Artikel geht hervor, dass die Schmuckstücke einer ersten Analyse unterzogen worden waren, woraus eine zwar noch immer spärliche, aber doch etwas genauere Beschreibung des Schmucks resultierte: »mit Bergkristall besetzte Fingerringe, Teile eines silbernen Gürtels mit Almandinen und zahlreiche Spangen und Broschen, reich mit Perlen und »Halbedelsteinen« verziert«. Berghaus⁹⁹ sieht den Wert des Fundes insbesondere darin, dass das Alter des Schmucks mittels der beigegebenen Münzen »so genau festgelegt werden kann« und Schmuckstücke aus dieser Zeit »recht selten« seien¹⁰⁰.

⁹¹ Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

⁹² Ilisch 1980a; vgl. auch Ilisch 1991 und 1999.

⁹³ Ilisch 1991, 16.

⁹⁴ Groschen im Wert von 12 Pfennigen, benannt nach dem Prägeort Tours (F).

⁹⁵ Nicht zeitgenössische Bezeichnung für kleine holländische Pfennige, die den Kopf des Grafen zeigen.

⁹⁶ Der Name Sterling bezieht sich auf das Goldschmiedsgewicht von 28,5 g.

⁹⁷ Aufgrund der Unzweckmäßigkeit des im Volksmund gebräuchlichen Begriffs »Halbedelstein« sollte dieser nicht verwendet werden: Schumann 1994, 8.

⁹⁸ Berghaus 1951, 73; 1952a, 10; 1952b, 177.

⁹⁹ Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

¹⁰⁰ Er nennt verwandte Stücke aus einem Fund in der Mark Brandenburg – vermutlich Pritzwalk – und aus um 1361 auf Gotland (S) verborgenen Schätzen.



Abb. 9 Der Schatzfund von Weißenfels (Auswahl). – (Foto S. Krabath).

In der 1982 erschienenen Überblicksdarstellung »Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa« datiert J. M. Fritz¹⁰¹ die Schmuckstücke erstmals nach ihrem Herstellungszeitpunkt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, beziehungsweise »einige könnten noch dem 13. Jahrhundert angehören« und beschreibt eine Auswahl der Objekte ausführlicher, teilweise mit Verweisen auf Vergleichsfunde, insbesondere für die Handtruwebratzen¹⁰². An Schatzfunden mit vergleichbaren Schmuckstücken nennt er Weißenfels (Burgenlandkreis, Hort.-Nr. 33) (**Abb. 9**), Pritzwalk (Lkr. Prignitz, Hort.-Nr. 35), Verona (Prov. Verona/I, Hort.-Nr. 38), Töre (Norbotten/S, Hort.-Nr. 158), Hukekulla (FIN, Hort.-Nr. 155), Gotland (S), Smedegade/Slagelse (Sjælland/DK, Hort.-Nr. 99) und Salzburg/Judengasse (Bez. Salzburg/A, Hort.-Nr. 46).

Der hohe Bekanntheitsgrad der Schmuckstücke aus Münster ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sie zumindest in Teilen bereits in zahlreichen Sonderausstellungen gezeigt wurden, wie etwa in der niedersächsischen Landesausstellung »Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650«¹⁰³, einhergehend mit dem größer werdenden Interesse an der Erforschung und Präsentation mittelalterlicher Sachkultur. L. von Wilckens¹⁰⁴ beschreibt eine Auswahl der Schmuckstücke etwas detaillierter, wobei sie den Angaben von Fritz folgt. U. Gross¹⁰⁵ und D. Flühler-Kreis¹⁰⁶ ziehen einige Schmuckstücke im Vergleich zu Darstellungen im Codex Manesse heran, E. Heinemeyer¹⁰⁷ zu Abbildungen im Sachsenspiegel. In seiner Beschreibung der formalen und stilistischen Entwicklung der Schmucktypen berücksichtigt R. W. Lightbown¹⁰⁸ ebenfalls eine Auswahl an Schmuckstücken aus Münster. Eine erste ausführliche Be-

¹⁰¹ Fritz 1982, 230-231.

¹⁰² Nach dem Handtruwemotiv im Spangenrahmen so benannte Spangenform.

¹⁰³ Katalog Braunschweig 1985.

¹⁰⁴ von Wilckens 1985, 308-310.

¹⁰⁵ Gross 1988, 92.

¹⁰⁶ Katalog Zürich 1991, 273 Kat.-Nr. 144a-c.

¹⁰⁷ Heinemeyer 1995, 567-568 Kat.-Nr. 290.

¹⁰⁸ Lightbown 1992, 149-150. 183-184.



Abb. 10 Der Schatzfund von Colmar um 1940(?). – (Nach Katalog Colmar 1999, 14 Abb. 2).

schreibung sämtlicher Schmuckstücke hinsichtlich ihrer Herstellungstechnik und Gestaltung erfolgte durch R. Tegethoff¹⁰⁹.

In jüngerer Zeit wird der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus häufiger in jüdischem Kontext präsentiert, wie etwa 1999 im Vergleich zum Schatzfund von Colmar (Dép. Haut-Rhin/F)¹¹⁰ (Abb. 10) oder bis Januar 2005 im Jüdischen Museum Westfalens in Dorsten, in der Abteilung »Jüdische Lebenswege in Westfalen« zur Illustration der Geschichte der Juden in Westfalen¹¹¹. In der Ausstellung »Europas Juden im Mittelalter« wurde der Schatzfund neben anderen im Kontext der »Juden im gesellschaftlichen Leben des Mittelalters«¹¹² gezeigt. W. Transier¹¹³ geht davon aus, dass »die enthaltenen Gegenstände, vielfach Pfänder für Kredite jüdischer Bankiers« seien, die Aufschluss über die Ausstattung vermögender Haushalte mit Schmuck, Geschirr und Kleidung geben, ebenso über die »wirtschaftlichen Beziehungsräume jüdischer Bankiers und Kaufleute«.

Bereits 1954/1955 schloss P. Berghaus aus dem Alter der Münzen in Kombination mit Aussagen der Schriftüberlieferung auf den Deponierungszeitpunkt um 1348/1349, wonach es ihm zufolge nahe liegt, »in dem Eigentümer einen in der Stadt ansässigen Juden zu vermuten, der der großen Judenverfolgung in den Jahren 1348/1349, die eine Folge der großen Pest war, zum Opfer gefallen sein dürfte«¹¹⁴. Er stützt seine These auf die Annahme, nach der sich das Haus, das um 1349 an der Stelle des späteren Stadtweinhauses stand, in Privatbesitz befunden habe und dahinter das Judenviertel gelegen haben soll. 1980 beschrieb Berghaus¹¹⁵ die Fundstelle als »noch zum Bereich des alten Judenghettos« gehörend und sah in dem ehemaligen Besitzer einen jüdischen »Geldhändler und Pfandleiher«. Er verweist auf verschiedene Schatzfunde aus Deutschland und Westfalen, die mit den Pogromen von 1340 und 1348/1350 in Verbindung zu bringen seien, benennt allerdings neben Münster, Stadtweinhaus lediglich den Münzschatzfund Albringhausen (Kr. Olpe).

P. Ilisch¹¹⁶ geht 1980 davon aus, dass die Fundstelle »unmittelbar neben dem jüdischen Ghetto« lag und sieht aufgrund der Datierung der Münzen die Vergrabung ebenfalls im Zusammenhang mit den Judenverfolgungen im Pestjahr 1349. J. M. Fritz¹¹⁷ und L. von Wilckens¹¹⁸ schließen sich dieser These vorsichtig an, wonach »der Schatz im Zusammenhang mit den Judenpogromen von 1348, vielleicht von einem jüdischen Pfandleiher, verborgen worden sein«¹¹⁹ könnte. Auch D. Flühler-Kreis¹²⁰ nimmt an, »dass die Kostbarkeiten in Zusammenhang mit den Judenpogromen 1348 von einem jüdischen Pfandleiher hier verborgen wurden«. Die These, dass es sich um den Hort eines jüdischen Pfandleihers handelte wird nach Ilisch¹²¹ durch die Beobachtung gestützt, dass im 14. Jahrhundert die Synagoge von Münster auf einem Grundstück stand, in welches das Stadtweinhaus, das nach und nach erweitert wurde, eingreift. Er folgt damit der Aussage D. Aschoffs¹²², wonach vermutlich ein Mitglied der jüdischen Gemeinde um 1350 den Schatz einmauerte, »denn im Bereich des heutigen Syndikatplatzes wird das Judenviertel vermutet«. K.-H. Kirchhoff¹²³ bemerkt zum Wiederaufbau des Hauses Prinzipalmarkt 9, dass der Schatzfund »im Osten der Baugrube [d. h. im Bereich der jüdischen Siedlung, Anm. Verf.]« entdeckt wurde, allerdings ohne diese Aussage eindeutig belegen zu können: »Die genaue Situation war nicht mehr festzustellen, die Vergrabungszeit »1348/1349« macht eine Lage in Verbindung zur jüdischen Siedlung wahrscheinlich«¹²⁴. Zum Haus Syndikatplatz 3 ver-

¹⁰⁹ Tegethoff 2002.

¹¹⁰ Katalog Colmar 1999.

¹¹¹ <http://www.jmw-dorsten.de/index.php?action=ausstellungen> (3.5.2004).

¹¹² Katalog Speyer 2004, 202-260.

¹¹³ Transier 2004, 202-203. Ebenso Ewigleben 2004, 9.

¹¹⁴ Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

¹¹⁵ Katalog Münster 1980, Bd. II, 168 Kat.-Nr. 456 [P. Berghaus].

¹¹⁶ Ilisch 1980a, 4.

¹¹⁷ Fritz 1982, 230.

¹¹⁸ von Wilckens 1985.

¹¹⁹ von Wilckens 1985, 308.

¹²⁰ Katalog Zürich 1991, 273.

¹²¹ Ilisch 1999, 118.

¹²² Aschoff 1993, 578.

¹²³ Kirchhoff 2001, 86.

¹²⁴ Kirchhoff 2001, 91.



Abb. 11 Der Schatzfund von Lingenfeld. – (Nach Katalog Speyer 2004, 225 unten).

merkt er dann allerdings, ohne nochmals auf die Ungewissheit der exakten Fundstelle hinzuweisen: »um 1347: Ein Händler(?) vergräbt hier sein Vermögen. Die Zusammenstellung (ca. 2000 Münzen, 30 Schmuckstücke und Bruchsilber) könnte auch auf einen Pfandleiher hinweisen«¹²⁵.

Beginnend mit Berghaus wurde der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus im Kontext mit anderen um die Mitte des 14. Jahrhunderts deponierten Schatzfunden gesehen. »Aus Deutschland, auch aus Westfalen (Münster/Stadtweinhaus und Albringhausen, Kr. Olpe) sind verschiedene Schatzfunde bekannt, die mit den Pogromen von 1340 und 1348/1350 in Verbindung zu bringen sind«¹²⁶. P. Ilisch¹²⁷ zieht den Vergleich mit Colmar (F), Jülich (Kr. Düren), Köln, Vallendar (Lkr. Mayen-Koblenz) und Lingenfeld (Lkr. Germersheim) (Abb. 11), C. Leroy¹²⁸ darüber hinaus mit Weißenfels und Pritzwalk. H. Steuer¹²⁹ sieht ihn zusammen mit jenem aus Środa Śląska (Woj. Dolnośląskie/PL) als während eines Judenpogroms verborgen. Auch W. Transier¹³⁰ bringt den Schatzfund aus Münster, wie die Funde aus Colmar (F), Erfurt, Köln, Lingenfeld oder Weißenfels in Verbindung mit den Verfolgungen während des Pestpogroms 1349/1350. Somit gelten die Schatzfunde für ihn als »Zeugnisse der Judenverfolgungen«.

¹²⁵ Kirchhoff 2001, 344.

¹²⁶ Berghaus 1980b, 168.

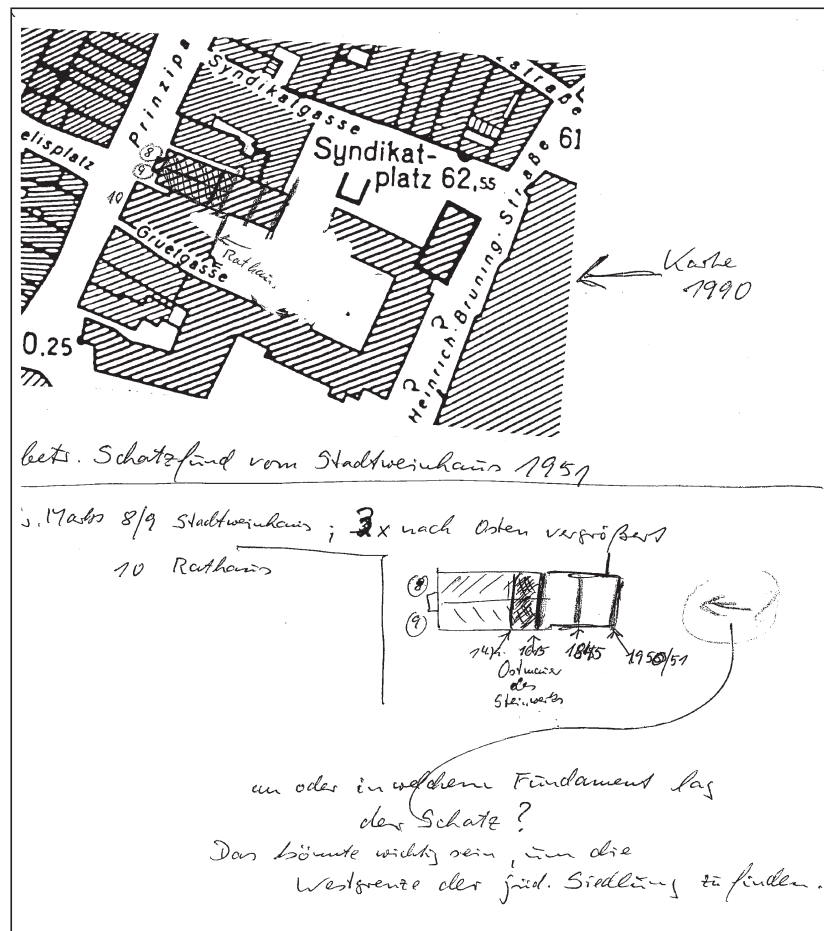
¹²⁷ Ilisch 1999, 119.

¹²⁸ Leroy 1999, 16-17.

¹²⁹ Steuer 2004, 605.

¹³⁰ Transier 2004, 202-203.

Abb. 12 Notiz in der Fundakte zum Schatzfund aus dem Stadtweinhaus im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. – (Vorlage Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster).



ZUSAMMENFASSUNG DES BISHERIGEN FORSCHUNGSSTANDES

Die Forschungsaktivitäten konzentrierten sich zunächst auf die Bestimmung und Auswertung der Münzen, insbesondere im Hinblick auf geld- und handelsgeschichtliche Fragestellungen. Mehr oder weniger ausführliche Fundberichte erschienen folglich zuerst in numismatischen Zeitschriften. Es fällt auf, dass in numismatischem Kontext der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus als »Münzschatzfund« bezeichnet wird und die Schmuckstücke, wenn überhaupt, lediglich als kurze Notiz im Text Erwähnung finden. Dagegen wird in Publikationen, die seit 1954/1955 zunehmend umfangreichere Angaben zu den Schmuckstücken enthalten, die Bezeichnung »Schatzfund« oder »Schmuckfund« verwendet.

Der hohe Bekanntheitsgrad des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster resultiert daraus, dass er bereits in zahlreichen Ausstellungen präsentiert und für die jeweiligen Katalogbeiträge ansatzweise ausgewertet wurde. Dabei war schon früh die kulturhistorische Interpretation von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers geht bereits auf P. Berghaus¹³¹ zurück, der sich auf die Datierung des Deponierungszeitpunktes »nach 1341« mittels der Schlussmünze stützt und der somit gegebenen zeitlichen Nähe zu schriftlich überlieferter Pestepidemie und Judenpogrom. Der Versuch, die Interpretation durch den Fundkontext abzusichern, erscheint weniger eingängig, da die Fundstelle nicht exakt lokalisiert werden konnte. Dennoch wurde der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus als Beleg für die

¹³¹ Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

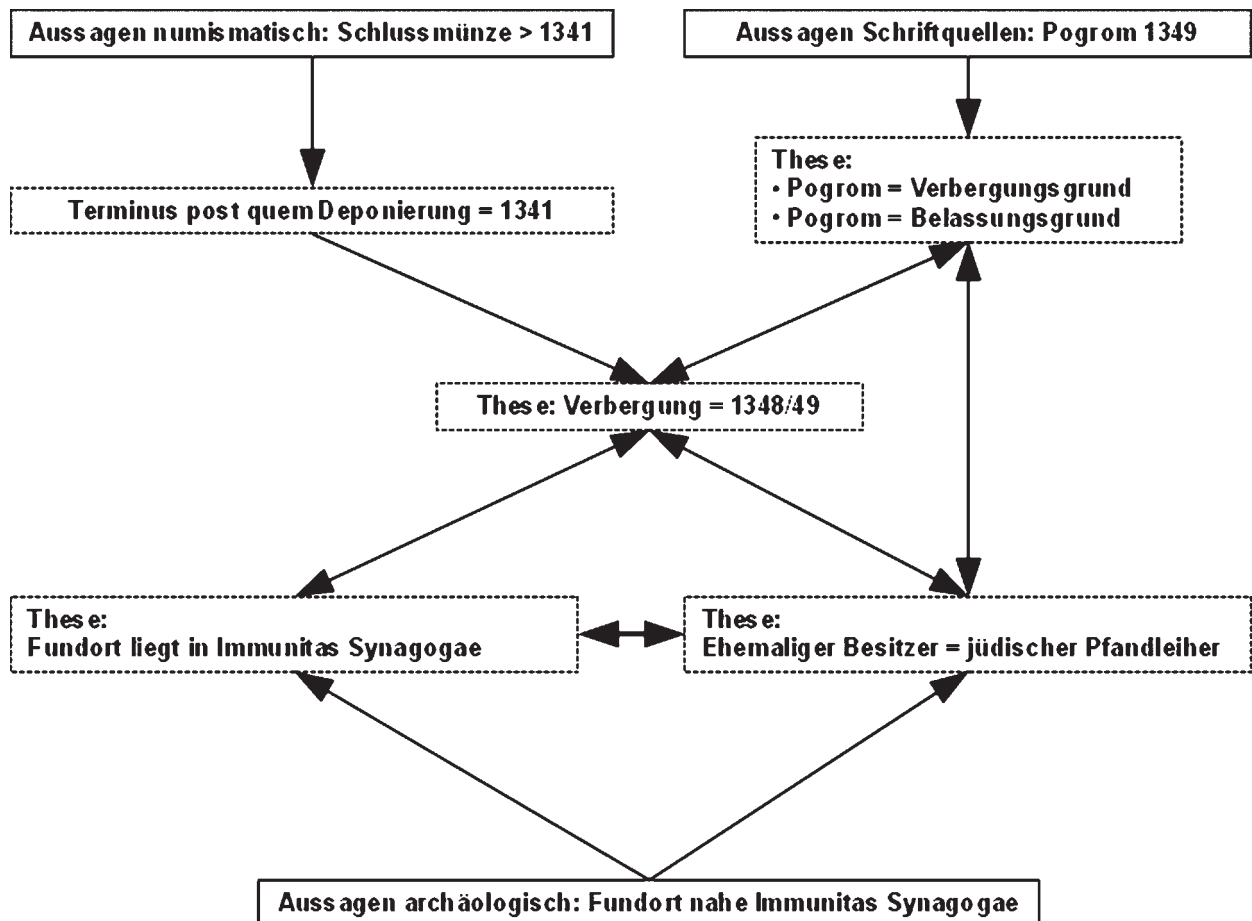


Abb. 13 Diagramm des Zirkelschlusses, auf dem die bisherige Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers basiert. – (Entwurf A. Scholz, grafische Umsetzung O. Börder).

Lokalisierung der Westgrenze der jüdischen Siedlung herangezogen, wie eine Notiz in den Fundakten des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte in Münster belegt (Abb. 12).

Die Interpretation als Hort eines Jüdischen Pfandleihers wurde verschiedentlich mehr oder weniger unkritisch übernommen. Dass die Interpretation argumentativ auf einem historischen Zirkelschluss (Abb. 13) basiert, wird an der Aussage besonders deutlich, die Vergrabungszeit 1348/1349 mache »eine Lage [der Fundstelle, Anm. Verf.] in Verbindung zur jüdischen Siedlung wahrscheinlich«¹³².

Im Gegensatz zu den Münzen stand die umfassende Auswertung der Schmuckstücke wie auch des gesamten Schatzfundkomplexes bisher aus. Das folgende Kapitel ist der Abhilfe dieses Desiderats gewidmet sowie der Überprüfung der mittels Zirkelschlüssen gewonnenen kulturhistorischen Interpretation.

¹³² Kirchhoff 2001, 91.

ARCHÄOLOGISCH-HISTORISCHE ANALYSE

Im Verständnis der Mittelalterarchäologie als einer historischen Disziplin wird der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus detailliert und umfassend mittels archäologischer Methoden ausgewertet. Zunächst wird der Frage nach der exakten Lokalisierung der Fundstelle nachgegangen. Diese Fragestellung ist in einen größeren topographischen Kontext gestellt, der die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Münster zum Zeitpunkt der Verbergung des Schatzes beleuchtet. Der Schwerpunkt der daran anschließenden Analyse des Fundinhaltes liegt auf der detaillierten, interdisziplinären¹³³ Auswertung der 35 Schmuckstücke, deren Ergebnisse mit jenen der numismatischen Untersuchung kombiniert werden. Auf dieser Synthese basierend wird unter Einbeziehung des Fundkontextes eine Neuinterpretation des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus vorgenommen.

Fundkontext

Um die Ergebnisse der Detailanalyse des Fundinhaltes weitergehend interpretieren zu können, ist die Kenntnis des historischen Fundkontextes, das heißt des weiteren geographischen Umfeldes in dem die Deposition erfolgte, Voraussetzung. Dieser ist mit Hilfe der schriftlichen Überlieferung relativ detailliert zu erschließen. Insbesondere interessieren Fragen der Handels- und Kulturkontakte im Einzugsgebiet der Stadt Münster und ihrer Bewohner, ebenso wie die hier gegebenen Faktoren der Kapitalbildung, um zu beurteilen, welche städtischen Bevölkerungsgruppen überhaupt in größerem Umfang Kapital anhäufen konnten. Zunächst wird mit Westfalen ein größerer geographischer Rahmen um die Fundstelle abgedeckt, wobei besonders verkehrsgeographische Aspekte im Münsterland als dem engeren Einzugsgebiet der Stadt Münster interessieren. Die anschließende Darstellung der Stadtgeschichte ist neben verkehrsgeographischen auch auf kultur- und sozialgeschichtliche Aspekte fokussiert, die für das engere topographische Umfeld der Fundstelle möglichst detailliert beschrieben werden.

Verkehrsgeographische Lage

Der historische Abriss zu Westfalen und dem Münsterland ist auf die verkehrs- und wirtschaftsgeschichtliche Einbettung Münsters im Spätmittelalter ausgerichtet. Entsprechendes gilt für die Stadtgeschichte Münsters, wobei hier zusätzlich kultur- und sozialgeschichtliche Komponenten im Bereich des Prinzipalmarktes und der ehemaligen jüdischen Siedlung (*Immunitas synagogae*) im Hinblick auf die Frage nach dem ehemaligen Funktionskontext und Besitzer des Schatzes besonders berücksichtigt werden.

Westfalen und das Münsterland

Seit 1180 war Westfalen¹³⁴ ein ausgedehntes Herzogtum im Westen des vorhergehenden Herzogtums Sachsen und bildete in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein vollständig geschlossenes Territorium (Abb. 14). Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts werden in den Schriftquellen der Rhein im Westen und die

¹³³ Vor allem sind hierunter die naturwissenschaftlichen Materialanalysen und die Bestimmung der Inschriften zu verstehen sowie die Berücksichtigung von Schrift- und Bildquellen.

¹³⁴ Die Bezeichnung Westfalen geht zurück auf den westlichen Teil des Siedlungsgebietes der Sachsen und bezeichnet so-

wohl das Land Westfalen, als Teil des deutschen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, wie auch den dort lebenden Menschen: Berghaus 1980a.

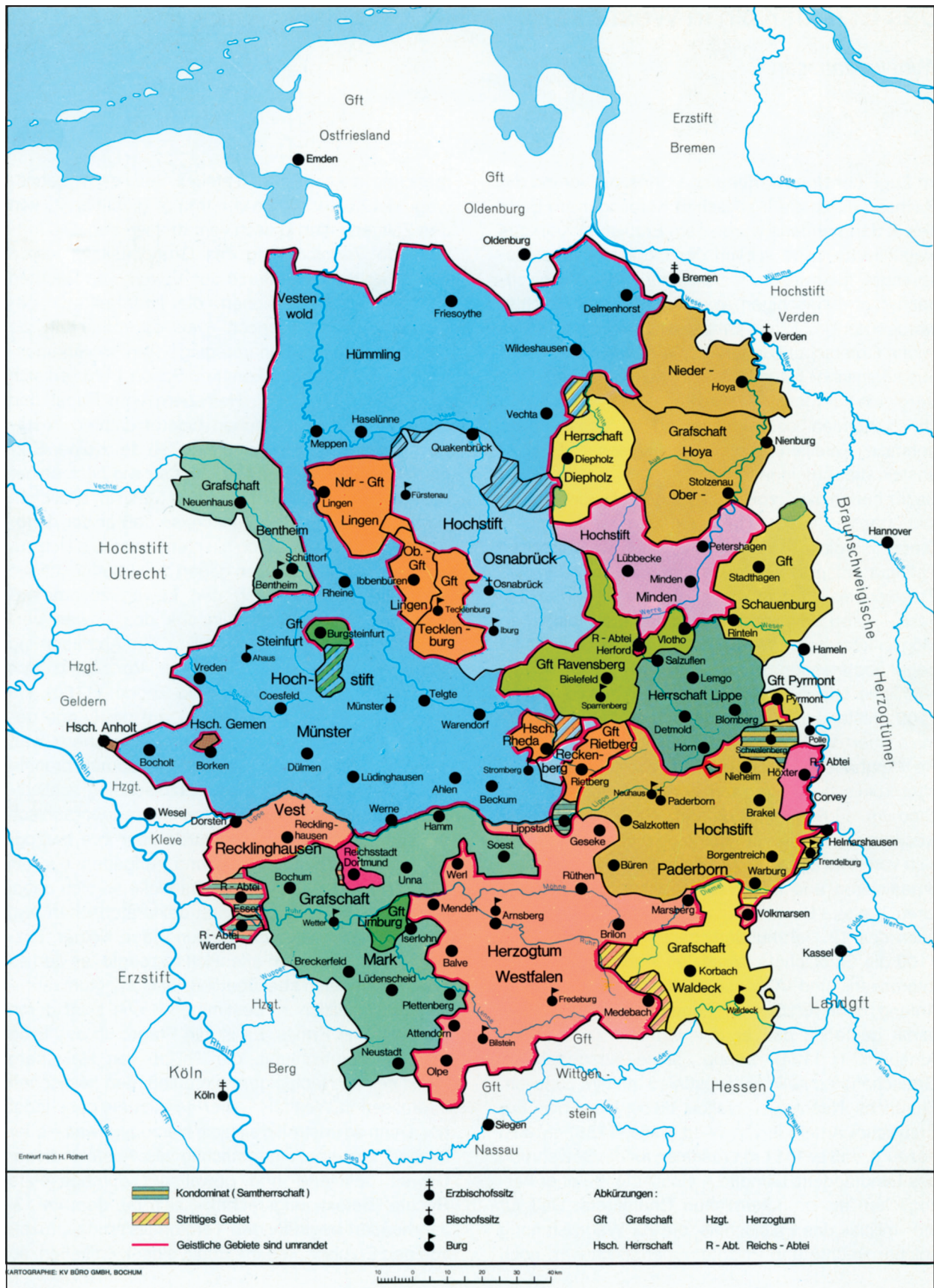


Abb. 14 Westfälische Territorien um 1400. – (Nach Katalog Münster 1980, Bd. I, 135).

Weser im Osten als Grenzen angegeben. Dagegen sind die Süd- und insbesondere die Nordbegrenzung nicht exakt zu fassen. Das heutige Westfalen umfasst den nordöstlichen Teil des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen und ist in etwa deckungsgleich mit den Regierungsbezirken Arnsberg, Detmold und Münster.

Nach W. Janssen¹³⁵ »erscheint die spätmittelalterliche Geschichte Westfalens als ein konturenarmes Gewirr politischer Ereignisse von geringem Gewicht und unbedeutender Wirkung: eine schier endlose Kette regionaler und gar nur lokaler Grenzkriege, flüchtiger Allianzen und Feindschaften, wechselnder Macht- und Interessenkollisionen – dies alles scheinbar unabhängig von mehr oder minder langsamen Verschiebungen in dem zugrunde liegenden Gefüge des wirtschaftlichen Lebens und der sozialen Ordnungen«.

Die wirtschaftliche Entwicklung einer mittelalterlichen Stadt wird im wesentlichen durch die Verkehrsströme, die naturräumliche Ausstattung sowie die herrschaftlichen Verhältnisse des Umlandes bestimmt, wobei der Mangel an schriftlichen Quellen zur mittelalterlichen Periode Münsters die Beantwortung wirtschaftsgeschichtlicher Fragestellungen nicht unerheblich erschwert¹³⁶. Die wirtschaftliche Bedeutung Münsters beruhte einerseits auf der Qualität des Platzes als Bischofssitz und Kathedralstadt, deren Privilegien wie Münz-, Markt- und Zollrechte eine gewisse Konzentration von Handel und Verkehr provozierten und andererseits auf dem Fernhandel im hansischen Raum zwischen London und Nowgorod¹³⁷. Mit der Entstehung des hansischen Wirtschaftsbereichs und dessen Ausgestaltung vom 12. bis zum 14. Jahrhundert wurden das nördliche Westfalen und insbesondere das Münsterland zu einem wichtigen Durchgangsgebiet zwischen der Handelsmetropole Köln, die auf die Niederlande, Flandern und vor allem England ausgerichtet war, sowie den Städten an der Nord- und Ostseeküste, insbesondere Lübeck¹³⁸. Die Wirtschaftskraft Münsters im Spätmittelalter zeigt sich am deutlichsten in der Einbettung in den nordwesteuropäischen Wirtschaftsraum und den Aktivitäten der Bürger in den sich hier bietenden ökonomischen Spielräumen. Neben der bedeutenden Städtekette des Hellwegs mit Duisburg, Dortmund, Soest und Paderborn gewann der Weg vom Rhein über Dortmund, Münster, Osnabrück nach Norden zunehmend an Bedeutung (**Abb. 15**)¹³⁹.

Basierend auf der Tradition der westfälischen Städtebünde, die mit dem Bund von Ladbergen 1246 einsetzte, bestand ein enger Zusammenhang der westfälischen Städte untereinander¹⁴⁰. Diese Städtebünde zielten insbesondere darauf, den Frieden auf den Straßen zu gewährleisten, als unabdingbare Voraussetzung für unge störten Handel. In der Sicherung des Handelsfriedens und somit der ungehinderten Abwicklung des Fernverkehrs, wie auch des ungestörten Zu- und Abgangs zu den regionalen Märkten, trafen sich die Interessen der Landesherren wie auch der Städte. Münster gehörte in der Folgezeit zu jenen vier Städten, die im wesentlichen die hansische Organisation Westfalens trugen, neben Osnabrück, Dortmund und Soest. Insbesondere die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts zeigen ein intensives Streben des münsterischen Bischofs nach Herrschaftssicherung mit eindeutigen wirtschaftspolitischen Akzenten. Mit der Kontrolle und Sicherung eines Bündels wichtiger Verkehrswege verschaffte er sich und damit der Stadt Münster eine herausragende Schlüsselstelle im Verkehrsnetz Nordwestdeutschlands. Er kontrollierte die Ems als Handelsroute nach Friesland, zu Land die flämische Straße, die von Bremen über Wildeshausen, Cloppenburg und Haselünne ins Niederländische eine weite Strecke durch münsterisches Gebiet führte, sowie die Straßen, die von Köln und vom Hellweg über Münster und Osnabrück nach Bremen verliefen und diejenigen, die von Münster aus nach Holland, vor allem nach Deventer ausstrahlten. Die Sicherung des Friedens im bremisch-friesisch-westfälischen Wirtschaftsraum zeigte insbesondere auch positive Auswirkungen auf den Handel im Nah- und mittleren Fernbereich.

¹³⁵ Janssen 1980, 58.

¹³⁶ Johanek 1993, 635.

¹³⁷ Im Zusammenhang mit der Hanse, der »städte- und länderumspannenden Handelsorganisation des nördlichen Mitteleuropa schlechthin, wenn man so will, eine vorweggenommene Europäische Gemeinschaft des Warenaustausches« (Janssen 1986, 301), ist das wichtigste Element der Fernhandel, wie insbeson-

dere aus den in diesem Bereich mittelalterlichen Wirtschaftslebens besonders zahlreich und vielfältig erhaltenen Schriftquellen hervorgeht.

¹³⁸ Johanek 1993, 639. – Berghaus 1980a, 16.

¹³⁹ Zu den mittelalterlichen Verkehrswegen und deren Entwicklung: Weczerka 1980.

¹⁴⁰ Johanek 1993, 647-650.

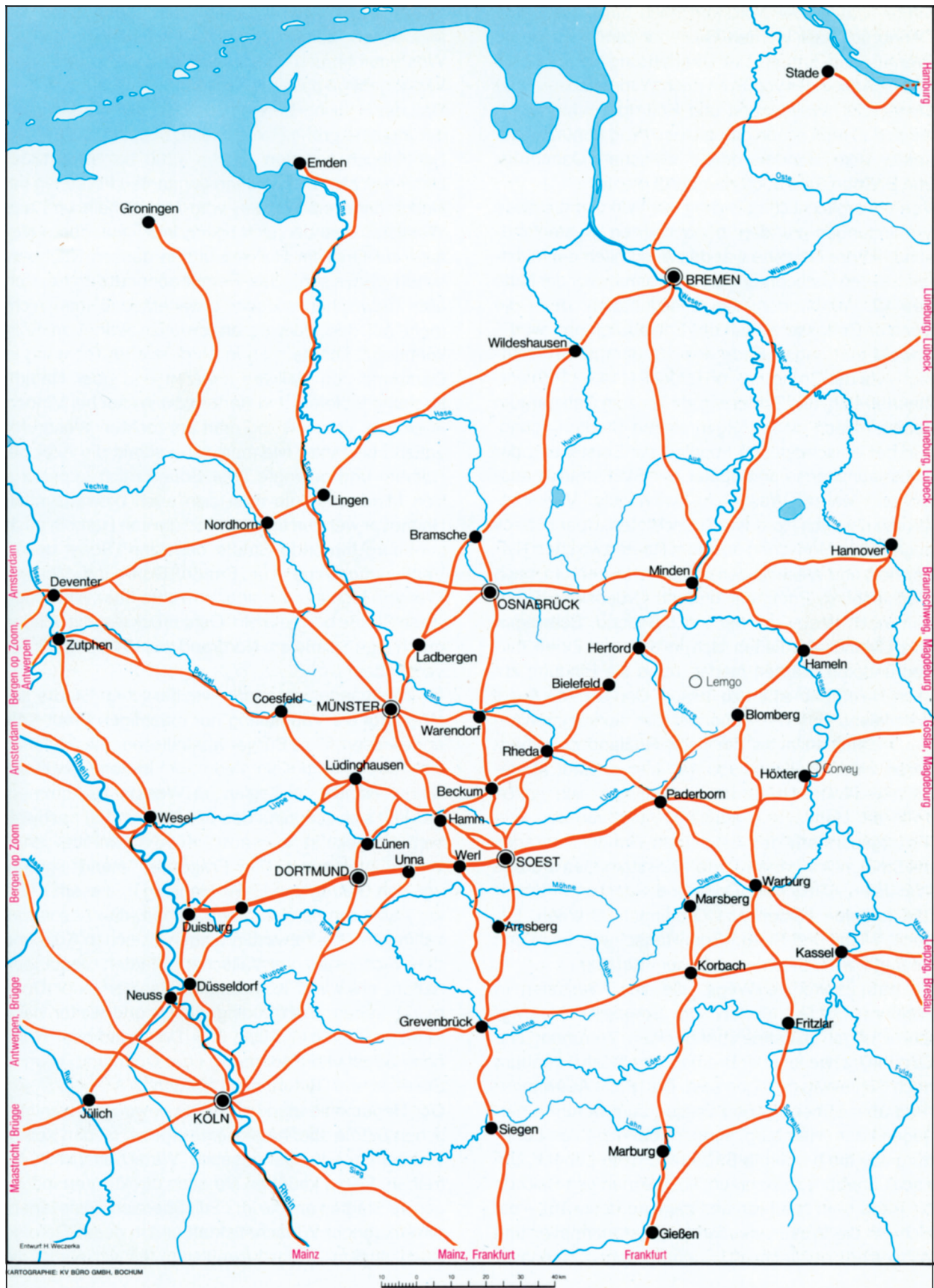
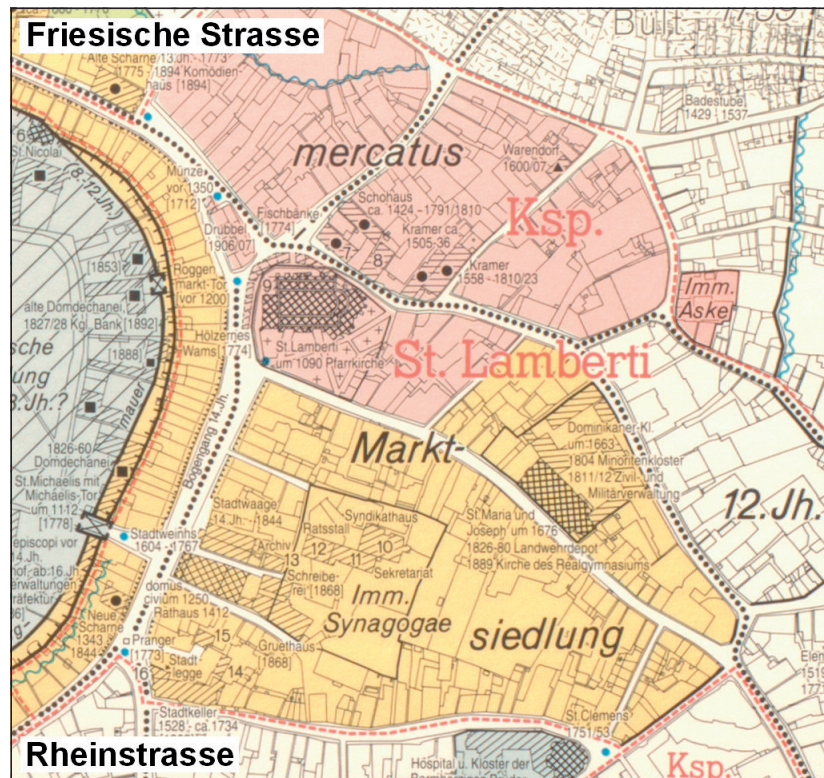


Abb. 15 Mittelalterliche Fernverkehrswege. – (Nach Katalog Münster 1980, Bd. I, 299).

Abb. 16 Die Marktsiedlung an der Kreuzung der Fernhandelsstrassen. Ausschnitt aus dem Wachstumsphasenplan der Stadt Münster. – (Nach Kirchhoff u. a. 1993, Taf. 3; Bearbeitung A. Scholz).



Stadtgeschichte Münster

Münster, Provinzialhauptstadt Westfalens und Hauptstadt des gleichnamigen Bistums sowie Hochstifts, wird auf die sächsische Siedlung *Mimigernafor* des 8. Jahrhunderts zurückgeführt¹⁴¹. Im 9. Jahrhundert wurde die Bischofskirche in einer Burg¹⁴² östlich der Aa, nahe einer Furt sowie wichtiger Fernhandelsstraßen errichtet. Ebenfalls bereits im 9. Jahrhundert dürfte die früheste Kaufmannssiedlung entstanden sein. Sie wird im Bereich nordöstlich der Domburg vermutet, mit der im Zentrum stehenden Kirche St. Lamberti, der ersten Pfarr- und Marktkirche Münsters¹⁴³. Nördlich der Lambertikirche lag die Kreuzung der beiden Fernhandelsstraßen: der von Norden kommenden Friesischen Straße und der Südwest-Nordost verlaufenden Rheinischen beziehungsweise Kölnischen Straße (Abb. 16).

Nach 1121, dem Jahr der Eroberung der Domburg durch die Sachsen¹⁴⁴, wurde ein neuer, vergrößerter Markt im Osten der Domburg angelegt, der später so genannte Prinzipalmarkt. Zum Ausbau der Marktsiedlung gehörte auch eine Ansiedlung von Juden, die nach Ausweis der Schriftüberlieferung hinter dem heutigen Rathaus und dem sog. Stadtweinhaus lag¹⁴⁵. Der zunehmende Ausbau der Marktsiedlung ab den 1120er Jahren mündete in der Stadtwerdung, deren Ausdehnung mit dem Mauerbau nach dem Stadtbrand von 1197 bereits ihre mittelalterliche Grenze erreicht hatte¹⁴⁶.

Im 14. Jahrhundert erlangte Münster große Bedeutung zunächst als Hansestadt, ab 1494 als Vorort der Westfälischen Hanse. Bereits ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam es in der Bevölkerung Münsters zu wachsendem Wohlstand, der in den Schriftquellen an der Zunahme frommer und gemeinnütziger Stif-

¹⁴¹ Auch wenn nach Kroker 2005, 231-232 der archäologische Nachweis dieser Siedlung noch aussteht. – Zur Stadtgeschichte Münsters: Balzer 1993. – Kirchhoff 1993. – Kirchhoff u. a. 1993.

¹⁴² Unter der Domburg ist weniger eine abgeschottete Burg zu verstehen, sondern vielmehr eine befestigte Siedlung, die bereits früh Charakteristiken einer *Civitas* zeigt: Kroker 2005, 238.

¹⁴³ Isenberg 1993, 424.

¹⁴⁴ Wobei Domburg und ältere Handwerkersiedlung am Roggenmarkt abbrannten: Kirchhoff 1993, 462.

¹⁴⁵ Balzer 1993, 73. – Kirchhoff 1993, 455.

¹⁴⁶ Johanek 1993, 638.

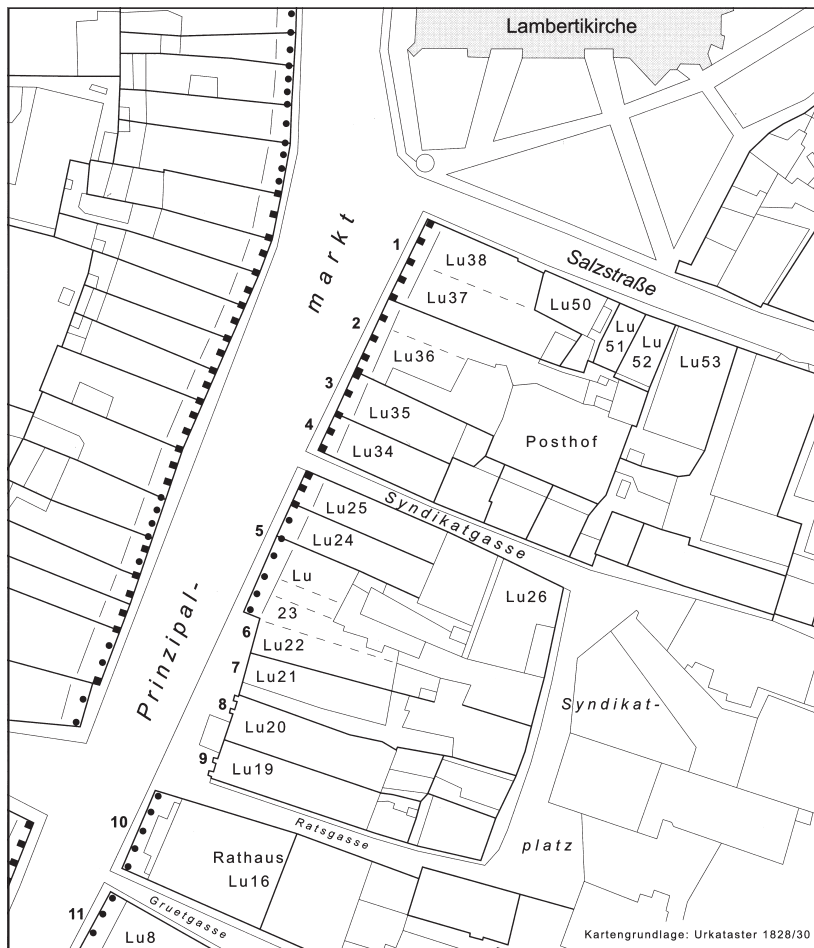


Abb. 17 Die Häuser Prinzipalmarkt 1-11 mit der Nummerierung von 1873 und der Zählung in der Ludgeri-Leichschaft von 1784. – (Nach Kirchhoff 2001, 40).

tungen ablesbar ist. Mit der einhergehenden raschen Bevölkerungszunahme war eine Phase des innerstädtischen Ausbaus verbunden, die eine jähe Unterbrechung mit hohen Verlusten in der Bürgerschaft durch die Pestepidemie 1349/1350 fand. Für Münster ist das Pogrom, im Zuge dessen wohl das jüdische Viertel, die *Immunitas synagogae*, zerstört wurde, zwar in den Schriftquellen nicht direkt überliefert, kann allerdings erschlossen werden¹⁴⁷.

Sozialtopographische Verhältnisse

Da die exakte Fundsituation nicht mehr zu ermitteln ist¹⁴⁸, kann die Fundortangabe nicht näher spezifiziert werden als »auf der Parzelle des späteren Stadtweinhauses«. Damit sind prinzipiell drei verschiedene Funktionskontexte angesprochen, innerhalb derer sich jeweils das Schatzversteck befunden haben könnte. Im Folgenden werden die verschiedenen sich darstellenden Möglichkeiten vorgestellt und diskutiert.

– Stadtweinhaus

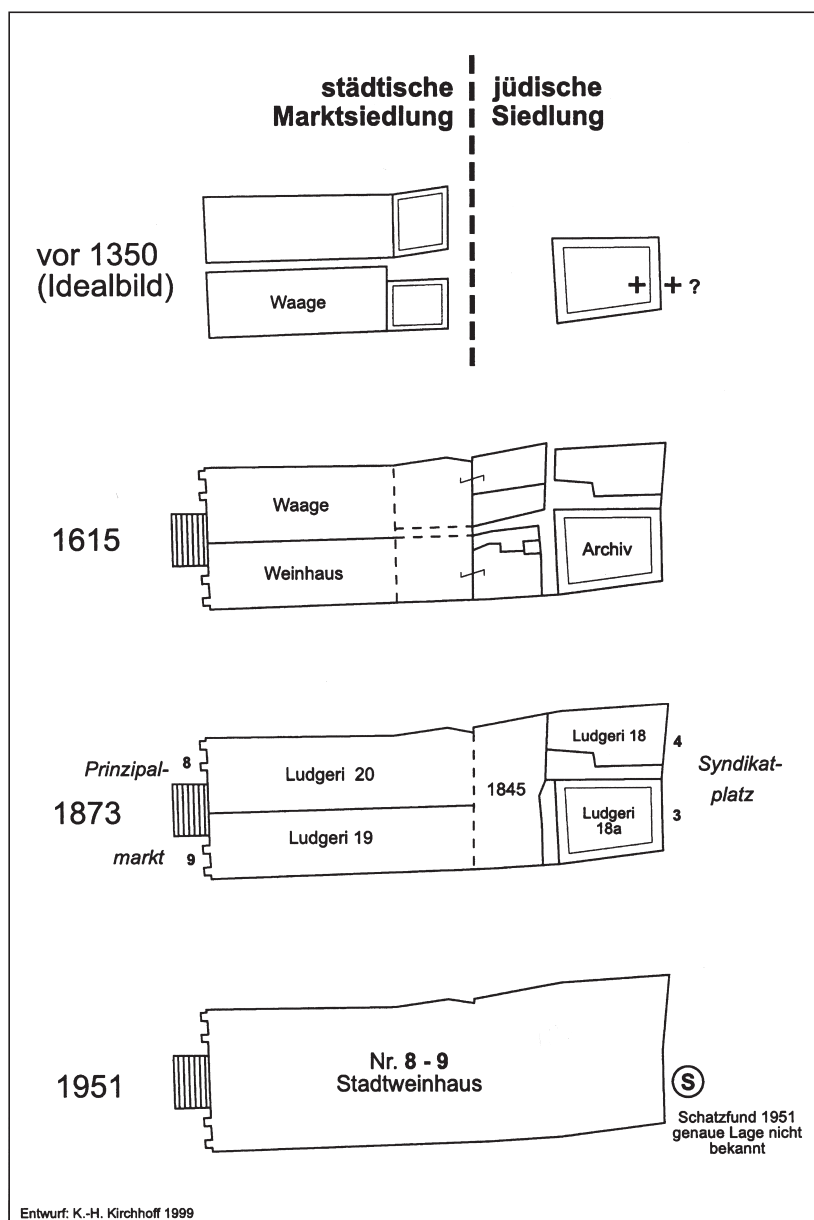
Das Stadtweinhaus, südlicher Nachbar des 1250 erstmals als *domus civium* belegten Rathauses am Prinzipalmarkt in Münster, ist ein im Jahr 1615 errichteter Neubau, der laut Schriftüberlieferung zwei ältere

¹⁴⁷ Auf diesen Sachverhalt wird ausführlich im Kapitel *Immunitas synagogae* eingegangen.

¹⁴⁸ Weder in den Fundakten des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte noch in den Ortsakten des

Westfälischen Landesmuseums für Archäologie und Bodendenkmalpflege in Münster waren stichhaltige Hinweise zu finden. Freundliche Auskunft von P. Ilisch und C. Kneppe.

Abb. 18 Die Entstehung des Doppelhauses Prinzipalmarkt 8-9 (Stadtweinhaus). – (Nach Kirchhoff 2001, 83).



Hausgrundstücke (Prinzipalmarkt 8-9)¹⁴⁹, jeweils mit Vorderhaus und rückwärtigem Steinwerk¹⁵⁰, überdeckt (Abb. 17-18).

¹⁴⁹ Die heutigen Hausnummern sind seit 1873 gültig. Eine erste Zählung der Wohngebäude in Münster erfolgte im sog. Brandkataster (BK) der 1769 gegründeten Feuerversicherungs-Sozietät. Die zweite Nummerierung erfolgte 1784 durch eine Zählung innerhalb der sechs Leischäften. 1836 wurden die Gebäude für das Brandkataster beschrieben, mit Angaben zur Bauweise, Nutzung, zu Schätzwert und Größe der Gebäude in preußischen Maßen. Die erste parzellengenaue Kartierung erfolgte in Münster erst im 1828-1830 aufgenommenen Urkataster. Sie diente als Grundlage für die Rekonstruktion und Rückschreibung des Stadtplanes auf den Stand »um 1668« und auf das Jahr 1770: Kirchhoff 2001, XV-XVII und

13-14. – Zur Baugeschichte des Stadtweinhauses ausführlich Kirchhoff 2001, 82-99.
¹⁵⁰ Letztere werden noch 1767 als »Aufkammern« mit darunter liegenden Gewölbekellern genannt. Steinwerke sind brand-sichere, heizbare, hinterseitige massive Steinanbauten an Fachwerkvordergebäude, die im gesamten nordwestdeutschen Gebiet zu finden sind. Fehring 1986, 52 beschreibt sie als mehrgeschossig, turmartig, mit Keller über einem quadratischen bzw. gedrun-gen-rechteckigen Grundriss, im Hofbereich westfälischer Stadtgrundstücke vielfältig archäologisch nachgewiesen, z.T. noch aufgehend erhalten und auch in Schriftquellen belegt.

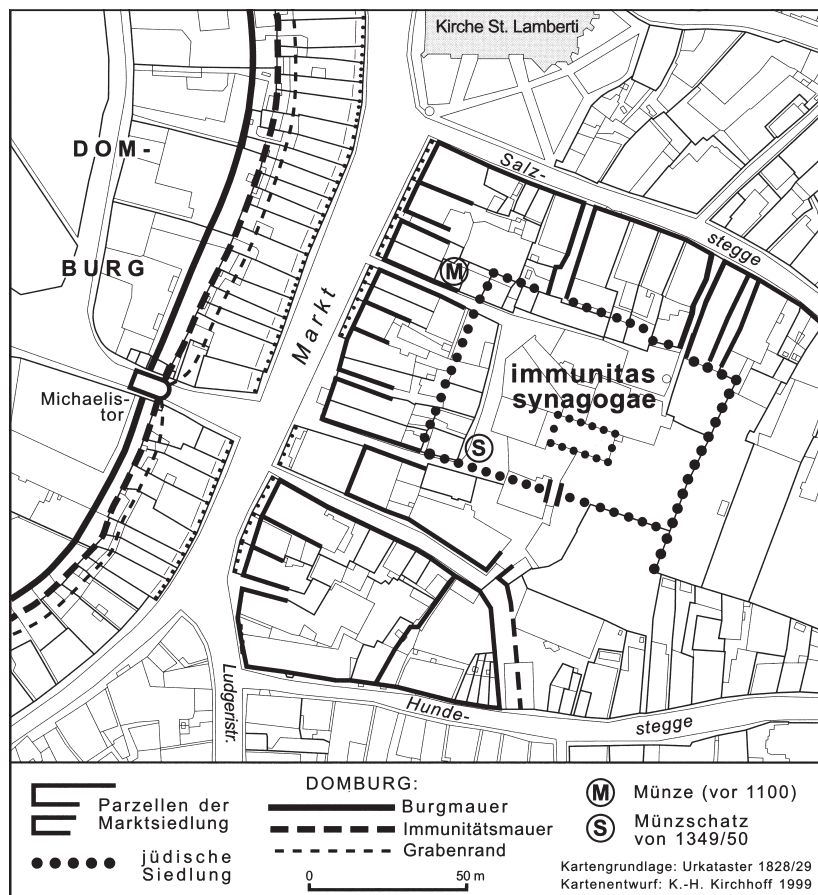


Abb. 19 Marktsiedlung und jüdische Siedlung um 1120. – (Nach Kirchhoff 2001, 9).

G. P. Fehring¹⁵¹ interpretiert die massiv gemauerten Steinwerke in ihrer Funktion primär der »feuersicheren Speicherung wertvoller Handelsgüter« dienend, die sich »in Händen der sozialen Oberschicht« befanden. Zuflucht- und Wehrfunktionen stuft er als allenfalls untergeordnete Funktionen ein. Als Belege führt er das in den von ihm berücksichtigten Bauaufnahmen festzustellende Fehlen von Kamin und Feuerstelle sowie die regelhafte Einwölbung an. Zudem bezeugten Schriftquellen des 13. Jahrhunderts die Funktion der ursprünglich nicht heizbaren Steinwerke als feuerfeste Speicher. B. Arndt¹⁵² weist allerdings darauf hin, dass wegen der starken Dynamik im lokalen Immobilienmarkt der Städte im 14. Jahrhundert, erkennbar an verstärktem Hausbau beziehungsweise Ankauf von Haus- und Grundbesitz, einhergehend mit einem schnellen Besitzer- und damit Berufswechsel der Bewohner, kein funktional bestimmter, vom Beruf des Bewohners oder Bauherren abhängiger Haustyp nachzuweisen ist.

Das nördliche Grundstück Prinzipalmarkt 8 grenzte, wie aus Schriftquellen zu erschließen ist, bis zum Jahr 1350 nach Osten hin an die jüdische Siedlung (*Immunitas synagogae*). Die Bebauung der Parzelle bestand aus einem Haus mit unterkellertem Steinwerk und zwei Gademen¹⁵³, die 1498 in den Schriftquellen genannt werden und am Syndikatplatz, auf dem späteren Grundstück Syndikatplatz 4, lagen. Hauseigentümer sind mit Pawell (Paul) Teylken und Ehefrau Else erst ab 1498/1504 belegt. 1603 mietete der Rat der Stadt Münster das Haus für den städtischen Weinschenk, da es nahe am Weinhof (Syndikatplatz) lag, bevor der Rat es schließlich im Jahr 1614 vom damaligen Eigentümer Martin Snelle inklusive Hinterhaus und den alten Wohnungen hinter dem Ratsstall kaufte¹⁵⁴.

¹⁵¹ Fehring 1986, 52-53.

¹⁵² Arndt 1996, 515.

¹⁵³ Als Gademe werden kleine, einfach gebaute Mietshäuser bezeichnet: LexMA II (1983) 902 s. v. Buden [J. Ellermeyer].

¹⁵⁴ Kirchhoff 2001, 82.

Abb. 20 Prinzipalmarkt und Stadtweinhaus (hervorgehoben) im Alerdinckplan von 1636 in der Umzeichnung von Heinrich Guttermann (1930), Ausschnitt. – (Nach Kirchhoff 2001, 38; Bearbeitung A. Scholz).



Das Haus auf dem südlichen Grundstück Prinzipalmarkt 9 war bereits in den Jahren von 1369 bis 1614 in städtischem Besitz und beherbergte die Stadtwaage. Hier wurden alle zoll- und akzisepflichtigen Güter gewogen. Im Ostteil der Parzelle, der nach K.-H. Kirchhoff¹⁵⁵ im Bereich der ehemaligen jüdischen Siedlung gelegen habe, stand ein älteres, nicht näher bekanntes Gebäude, das um 1560 von der Stadt gekauft und als Lagerhaus für das einheimische Bier genutzt wurde. Allerdings verwundert bei der Zuweisung des östlichen Parzellenteils zum jüdischen Viertel, dass in diesem Fall die Grenzen des jüdischen Viertels unabhängig von den Parzellengrenzen verlaufen würden (Abb. 19).

Für die Errichtung des Neubaus im Jahr 1615 wurden die alten Gebäude auf den Parzellen Prinzipalmarkt 8 und 9 abgebrochen. Der Alerdinckplan von 1636 zeigt das Stadtweinhaus als zweigeschossiges Giebelhaus mit dahinter liegendem Hof samt Einfahrt und dem sog. Schmiedeturm (Abb. 20).

¹⁵⁵ Kirchhoff 2001, 27.

Der neu angelegte Prinzipalmarkt bildete das Zentrum der nach 1121 entstandenen Marktsiedlung südlich der Kirche St. Lamberti, die sich etwa von der Salzstegge bis zur Hundestegge¹⁵⁹ erstreckte und zunächst nur aus der an der Ostseite bebauten Marktstraße sowie der dahinter gelegenen jüdischen Siedlung bestand¹⁶⁰. Markt- und Grundherr war der Bischof. Er ließ die breite Marktstraße anlegen, die Ostseite parzellieren und das Hinterland durch mehrere kleine Gassen erschließen¹⁶¹. Der an der Westseite des Straßenmarktes verlaufende Graben der Domburg wurde auf Erlaubnis des Bischofs nach 1150/1160 sukzessive verfüllt und mit Marktbuden und kleineren Häusern überbaut¹⁶². Am Prinzipalmarkt konzentrierte sich das städtische Leben mit der Einmündung der Nah- und Fernverkehrsstraßen, der ersten Pfarrkirche und dem Rathaus. Das Bild des Marktes wurde in den ersten Jahrhunderten wohl von Fachwerkhäusern und leicht gebauten Verkaufsständen beziehungsweise Buden bestimmt. 1264 sind für die Westseite des Marktes sowohl Holz- als auch Steinhäuser überliefert, letztere werden, da selten, in den Schriftquellen besonders erwähnt¹⁶³. Es ist zu vermuten, dass zuerst bevorrechtigte Personen einige Parzellen am neuen Markt in Besitz nahmen und somit die Marktbewohner vermutlich von jeher auch zu den führenden Kaufleuten der Stadt gehörten. Die Lage des Marktes war günstig für Niederlassungen der Fernhändler, zumal die Größe der Parzellen an der Ostseite für die Errichtung von Lagerschuppen, Scheunen und Ställen hinter den Häusern und damit für die Lagerhaltung ausreichend Platz bot. Neben Kaufleuten und vermutlich einigen Handwerkern siedelten sich die führenden Stadtgeschlechter, das spätere Stadtpatriziat beziehungsweise die in Münster sog. Erbmänner¹⁶⁴, am Prinzipalmarkt an. Dieses Patriziat setzte sich im wesentlichen aus Verwandten der Ministerialfamilien sowie Fernhändlern zusammen. Dass die münsterischen Erbmänner insbesondere im Fernhandel tätig waren, belegt unter anderem die Erbmännerliste aus dem Londoner Stalhof¹⁶⁵. Auch in den Hansestädten an Nord- und Ostsee sind im 14. Jahrhundert Angehörige der Erbmännerfamilien nachweisbar. Die das städtische Patriziat bildenden Familien erlangten im 14. Jahrhundert das passive Wahlrecht und stellten den Bürgermeister, die Ratsherren sowie die *scabini*, die Beisitzer im bischöflichen Stadtgericht. Von den zwischen den Jahren 1230 und 1290 namentlich bekannten Marktbewohnern sind 13 Männer mehrfach als Zeugen oder Schöffen urkundlich belegt¹⁶⁶. Für die Ostseite des Marktes gibt es aus der frühen Besiedlungsphase jedoch keine Namensbelege. Die frühesten schriftlich überlieferten Anwohner stammen hier ebenfalls aus Familien der Erbmänner: 1358 Stevening (Syndikatgasse), 1411 Cleivorn (Prinzipalmarkt 1), 1422 Lewe (Prinzipalmarkt 5), 1429 Swarte und Stevening (Gruetgasse), vor 1449 Travelmann (Prinzipalmarkt 11)¹⁶⁷. Von den anderen Märkten (Roggenmarkt, Fischmarkt, Woll-, Butter- und Heumarkt) hob sich der Prinzipalmarkt an Größe und Bedeutung deutlich ab. Um 1570 bezeichnete Domschulrektor Kerssenbrock den Markt als *forum commune ac generale*, als *forum publicum* und *forum summum*. Die Adresse *Principal Marckede* ist erstmalig 1579 belegt¹⁶⁸. Der im Ostteil der Altstadt gelegene Markt war Hauptverkehrsstraße, Handelsplatz, Versammlungsplatz von Bürgerschaft und Gerichtsgemeinde, Richtplatz, Festplatz und Empfangsplatz für hohe Gäste. Bezogen auf die Markthäuser war der Prinzipalmarkt Zentrum der städtischen Verwaltung und Dienstleistung mit Rathaus, Stadtwaage, Stadtweinhaus, Stadtbierkeller, Gruethaus,

¹⁵⁹ Heute Salzstraße bis Klemensstraße.

¹⁶⁰ Kirchhoff 2001, 5.

¹⁶¹ Kirchhoff 1993, 462.

¹⁶² Kirchhoff 1966, 19-24; 2001, 8-12. – Balzer 1993, 75.

¹⁶³ Kirchhoff 2001, 28.

¹⁶⁴ Der Begriff »Erbmänner« ist in Münster erst im 15. Jh. schriftlich belegt. Ehbrecht 1993, 113-114, Zitate 113 verweist darauf, dass die Frage, inwieweit städtische Führungsgruppen als eine soziale Schicht definiert werden können, »für die die Bezeichnung »Patriziat« ebenso geläufig wie umstritten ist«, zu den kontroversen Themen der städtischen Sozialgeschichtsforschung zählt. Ehbrecht folgend wird im weiteren der Begriff

»städtisches Patriziat« oder »Stadtpatriziat« verwendet, »womit zugleich klar von Adelsgruppen, sowohl des niederen wie des höheren Adels unterschieden wird, auch wenn oder gerade weil es eine Reihe von Ähnlichkeiten zum niederen Adel gab und Imitation der Lebensform, Konnubium und Integration oft durchaus wechselseitig waren, mindestens aber angestrebt wurden.«

¹⁶⁵ Johaneck 1993, 650-651. – Kirchhoff 2001, 32.

¹⁶⁶ Kirchhoff 2001, 12.

¹⁶⁷ Kirchhoff 2001, 12.

¹⁶⁸ Kirchhoff 2001, 19.



Abb. 22 Einrückende amerikanische Panzer auf dem zerstörten Prinzipalmarkt. – (Münster, Stadtarchiv, Foto Irmgard Pelster, nach Jakobi 1993a, Bd. 3, 2).



Abb. 23 Die Ruinen des Stadtwinehauses (links) und des Rathauses (rechts) in einer Aufnahme vom Frühjahr 1949. – (Nach Kirchhoff 2001, 95 [oben]).



Abb. 24 Der wieder aufgebaute Prinzipalmarkt in einer Aufnahme von 1955. – (Nach Kirchhoff 2001, Einband).

Legge und Post. Der zentral gelegene Prinzipalmarkt war und ist noch heute das »Herzstück des innerstädtischen Straßennetzes«¹⁶⁹ und die einzige direkte Verbindung zwischen den Stadtteilen Münsters. Auch die Fernhandelsstraßen, die im Mittelalter von Köln und Dortmund zu den Hafenstädten an Nord- und Ostsee führten, verliefen über den Prinzipalmarkt.

In den über 100 Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg wurde die ursprüngliche Bausubstanz am Prinzipalmarkt wie diejenige der gesamten Innenstadt von Münster zu über 90 % zerstört (**Abb. 22-23**)¹⁷⁰. Nach der Beseitigung der Trümmer ab 1951 wurde das Stadtweinhaus 1956/1957 wieder errichtet. Die Richtlinien des Stadtplanungsamtes vom Februar 1947 bestimmten: »Rekonstruktionen vollständig zerstörter Gebäude aus früheren Jahrhunderten sind nur in ganz besonders gelagerten Einzelfällen, wie beim Rathaus und etwa beim Stadtweinhaus, denkbar«¹⁷¹. Das Bild des Prinzipalmarktes wird seit dem Wiederaufbau von den beiderseits der Marktstraße aufgereihten schmalen Giebelhäusern bestimmt (**Abb. 24**).

– *Immunitas synagogae*

Der Legende nach reicht die mittelalterliche jüdische Gemeinde in der ständischen Gesellschaft Münsters bis zum Beginn der Stadtgeschichte zurück. Eine erste schriftliche Nachricht über eine jüdische Ansiedlung weist in das frühe 12. Jahrhundert. D. Aschoff¹⁷² geht davon aus, dass Juden als »umworbene Finanzfachleute und wichtige Steuerzahler« kamen und beruflich »fast ausschließlich Geldhändler« gewesen sein dürften. Die jüdische Siedlung (*Immunitas synagogae* oder *Immunitas judeorum*) lag nach Ausweis der Schriftüber-

¹⁶⁹ Kirchhoff 2001, 19.

¹⁷⁰ Kirchhoff 2001, VII. 36-37. – Der Prinzipalmarkt wurde am 28. Oktober 1944 durch Brand- und Sprengbomben verwüstet. Im April 1945 standen lediglich noch die beschädigten Giebel der Häuser Nr. 24, 25, 47 und 48.

¹⁷¹ Kirchhoff 2001, 36.

¹⁷² Aschoff 1993, 577.

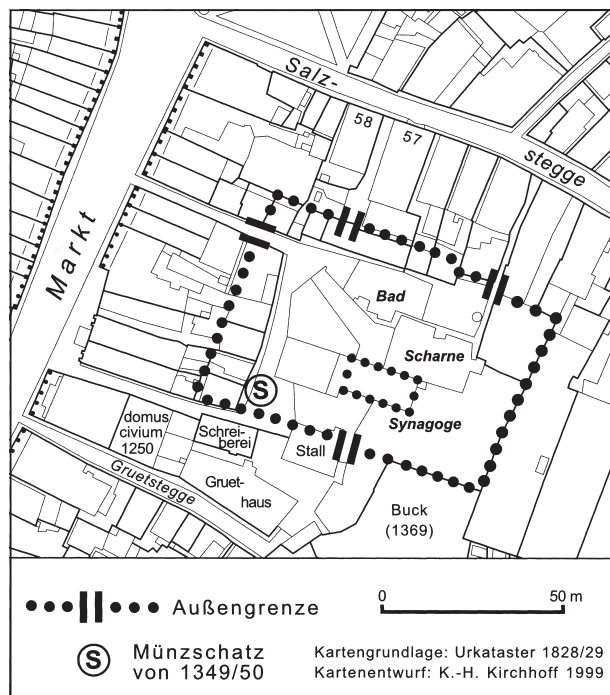


Abb. 25 Die anhand der Schriftüberlieferung rekonstruierten Strukturen der *Immunitas synagogae*. Insbesondere der Grenzverlauf ist als hypothetisch zu betrachten. – (Nach Kirchhoff 2001, 314).

lieferung östlich des Prinzipalmarktes, hinter Stadtweinhaus und Rathaus, ausgestattet mit den rituell notwendigen Einrichtungen, wie Synagoge, Mikwe (Bad) und Scharne (Verkaufsstelle für das Fleisch rituell geschlachteter Tiere) (Abb. 25).

Die *Immunitas synagogae* entstand unter dem Schutz des Bischofs, dem Verwalter des königlichen Judenregals, und galt als nicht dem Marktrecht unterliegende Immunität¹⁷³. Die Entwicklung des münsterländischen Judentums wurde insbesondere durch Bischof Ludwig von Hessen (1310-1358) gefördert. Als Grund für dessen positive Einstellung werden fiskalische Interessen zur Aufbesserung der Kriegskasse vermutet¹⁷⁴.

Hinweise auf den wirtschaftlichen Wohlstand der Juden in Münster seien die zentrale Lage ihres Wohngebietes, ihre steil ansteigende Zahl in der Stadt sowie der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, den, wie Aschoff¹⁷⁵ meint, ein Mitglied der jüdischen Gemeinde um 1350 einmauerte, »denn im Bereich des heutigen Syndikatplatzes wird das Judenviertel vermutet«. Den Verbergungsgrund sieht er in der »gro-

ßen Pest« der Jahre 1348-1351, der Schätzungen zufolge rund ein Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel und im Zuge derer es in zahlreichen Städten zu Pogromen kam. Eine exakte Einschätzung von Ausmaß und Folgen der Judenverfolgung ist allerdings nur schwer zu erbringen, aufgrund des spärlich überlieferten Bestandes an Schriftquellen¹⁷⁶.

Pestepidemie und Pogrom sind für Münster lediglich indirekt aus den Schriftquellen zu erschließen. Mitte des 15. Jahrhunderts schrieb ein anonymes Chronist: »Als man das Jahr 1350 schrieb, kam über die ganze Welt ein großes Sterben. Und in Münster starben an 11 000 Menschen, und es traf noch manch einen der große Tod«¹⁷⁷. Juden werden nach 1351 in ganz Westfalen über 20 Jahre lang nicht mehr genannt¹⁷⁸. Überliefert sind dagegen Streitigkeiten zwischen Landesfürsten und Städten um die Hinterlassenschaften der Getöteten oder Vertriebenen. Die jüdische Siedlung in Münster bestand somit etwa 200 Jahre lang unter bischöflichem Schutz, bis sie im Pogrom 1349/1350 zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde¹⁷⁹. Das Lehen, die *immunitas synagogae*, fiel an den Landesherrn zurück. 1358 belehnte Bischof Adolf (1357-1363) die Erbmänner Johann und Henrich Steveninck mit dem erblichen Besitz eines Grundstücks bei dem Judenbad (*juxta balneum*). Bischof Florenz (1364-1379) verpfändete 1378 Judenscharne und Synagoge dem Priester Everhard Schotelmann als Sicherheit für geliehene 36 Mark.

Im 19. Jahrhundert entstand der Syndikatplatz durch den Abbruch mehrerer städtischer Gebäude¹⁸⁰. Kirchhoff zufolge waren die topographischen Angaben »hier bis zum 18. Jahrhundert recht vage«: hinter dem

¹⁷³ Kirchhoff 1993, 462-463; 2001, 5.

¹⁷⁴ Aschoff 1993, 578-579.

¹⁷⁵ Aschoff 1993, 578.

¹⁷⁶ Aschoff 1979, 57.

¹⁷⁷ Zitiert nach Aschoff 1993, 579.

¹⁷⁸ In Münster werden Juden erst 1422 wieder erwähnt, anlässlich einer Steuerforderung König Sigismunds.

¹⁷⁹ Kirchhoff 1993, 468-472.

¹⁸⁰ Abgebrochen wurden Syndikathaus, Sekretariat, Schreiberei, alter Ratsstall und neuer Stall. Zum Syndikatplatz: Kirchhoff 2001, 334. – Namensgebend für Platz und Gasse war das sog. Syndikathaus, ein für den städtischen Syndikus als Wohnung oder Amtssitz im Jahre 1594 eingerichtetes Gebäude.

Markt (1460), hinter dem Rathaus (1545), hinter der Stadtwaage (1560). In Folge der grundlegenden topographischen Veränderung des gesamten Areals mit dem Wiederaufbau nach 1950 existiert der Syndikatplatz heute lediglich als historische Erinnerung.

Die topographischen Grenzen der Immunitäten waren schriftlich in Grenzbeschreibungen fixiert, sodass das Areal der jüdischen Siedlung mit einer Fläche von ca. 80 m × 90 m »annähernd rekonstruiert werden konnte«¹⁸¹. Anhand der in den Schriftquellen überlieferten Nachrichten über den Verkauf mutmaßlich dazu gehörender Häuser, die Kirchhoff im Urkataster zu lokalisieren versuchte, kartierte er die Außengrenzen des ehemaligen jüdischen Viertels¹⁸². Die methodische Schwierigkeit ist darin begründet, dass seit dem 16. Jahrhundert überlieferte Ansichten und Pläne der Stadt Münster zwar wichtige Hilfsmittel zur Bestandsaufnahme topographischer Details sind, das Fehlen einer parzellengenauen Aufnahme allerdings die Kartierung der aus Schriftquellen gewonnenen Erkenntnisse zur Geschichte der einzelnen Objekte und Stadtteile verhindert oder zumindest erschwert¹⁸³. Exakte Karten, die auf einer Vermessung basieren, liegen für das Straßennetz der Innenstadt Münsters erst ab 1786 vor. Eine genauere Analyse der Grundstücksgrenzen und damit Rückschlüsse auf topographische Entwicklungen ermöglicht erst die parzellengenaue Katasteraufnahme von 1829/1830. Kirchhoff¹⁸⁴ weist darauf hin, dass die Lokalisierung der in den Schatzungsregistern der Ludgeri-Leischaft ab 1596 aufgelisteten Namen im Bereich der Südbegrenzung der Immunität »stellenweise unsicher« sei, aufgrund der wenigen Nachbarbelege und des nicht immer zuverlässigen Leischaftsumgangs vor den Nummerierungen 1769 und 1784, »zumal wenn es sich um Hinterhäuser der Markthäuser oder der Salzstraße handelte«. Um die hier gelegenen Gebäude dennoch lokalisieren zu können, nimmt Kirchhoff die Straßenaufmessung von 1721-1728 zu Hilfe.

Somit bleibt festzuhalten, dass in den hier interessierenden hinteren Bereichen der ehemaligen Parzellen Prinzipalmarkt 8 und 9 die Grenze der jüdischen Ansiedlung nicht exakt festzulegen ist. Damit befand sich das ehemalige Schatzversteck, wenn überhaupt innerhalb der jüdischen Ansiedlung, so zumindest in extremer Randlage.

Fazit zum Fundkontext

Der Schatzfund wurde im Fundamentbereich eines öffentlich-städtischen Gebäudes in prominenter Lage, neben dem Rathaus, entdeckt. Aus Schriftquellen ist bekannt, dass das Stadtweinhaus ein im Jahr 1615 errichteter Neubau ist, der auf zwei nebeneinander liegenden, ursprünglich kleinteiliger bebauten Parzellen errichtet wurde. Der Schatzfund wurde demnach im Fundamentbereich der Vorgängerbebauung auf einer der beiden Parzellen deponiert. Die Fundortangabe »im Fundamentbereich des Stadtweinhauses« lässt sich aufgrund der Fundgeschichte nicht näher präzisieren. Demzufolge ist es nicht möglich, den ehemaligen Fundkontext exakt zu rekonstruieren, anhand dessen somit auch die Frage nach dem ehemaligen Eigentümer nicht eindeutig zu beantworten ist. Aus Schriftquellen geht hervor, dass die Parzellen in ihrem westlichen, direkt an den Prinzipalmarkt angrenzenden Teil der städtischen Marktsiedlung zuzuweisen sind, wohingegen der östliche Parzellenteil möglicherweise zur jüdischen Siedlung gehörte oder an diese

¹⁸¹ Kirchhoff 2001, 7; vgl. auch Kirchhoff 2001, 313: hier allerdings als 58 m × 87 m großes Rechteck angegeben.

¹⁸² Hinzugezogene Schriftquellen nach Kirchhoff 2001, 313-314, hier 313: »Bischof Potho (1379-1381) verkaufte 1380 [30 Jahre nach dem Pogrom, Anm. Verf.] das Haus, genannt die Judenscharne, gelegen in der Immunität der Synagoge unserer Stadt Münster, zusammen mit der Synagoge und allem Zubehör für 56 Mark an Bernhard Steveninck«. Ein wohl be-

nachbartes Areal im Nordosten der Siedlung kaufte die Familie Warendorp (von Kirchhoff als Syndikatgasse 6 lokalisiert). Der nördliche Randstreifen (nach Kirchhoff Syndikatgasse 1-5), sowie die Parzellen am Westrand (Syndikatplatz 3-7) kamen erst später in den Besitz der anliegenden Bürgerhäuser.

¹⁸³ Kirchhoff 1993, 447.

¹⁸⁴ Kirchhoff 2001, 314.

angrenzte. Damit ergeben sich zwei verschiedene Interpretationsmöglichkeiten bezüglich des ehemaligen Funktions- und Gebrauchskontextes des Schatzfundes, die jeweils Rückschlüsse auf die funktionale Deutung des Fundkomplexes und dessen Besitzer zulassen.

Die Lage der Parzellen an der Ostseite des Prinzipalmarktes spricht zunächst für Angehörige des städtischen Patriziats, die sog. Erbmänner, darunter vor allem Fernhändler und Kaufleute. Hinweise darauf geben die an die Lagerhaltung angepassten Parzellengrößen sowie die frühesten schriftlich überlieferten Anwohnernamen. Für das Grundstück Prinzipalmarkt 8 können anhand der schriftlich überlieferten Besitz- und baugeschichtlichen Nachrichten die Besitzer bis ins Ende des 15. Jahrhunderts zurückverfolgt werden, für das Grundstück Prinzipalmarkt 9 ist ab 1369 die Stadt als Eigentümerin belegt. Für die ehemalige Besitzzuweisung von auf den entsprechenden Grundstücken geborgenem Fundmaterial kommt allerdings erschwerend hinzu, dass die Besitzer nicht zwingend auch die Bewohner des jeweiligen Grundstücks gewesen sein müssen. Teilweise sind in Schriftquellen mit einiger Sicherheit bestimmte Personen als Mieter oder Pächter erkennbar, zudem sind zum Teil zahlreiche kurzfristige Untermieter und/oder oft wechselndes Gesinde anzunehmen, sodass es generell schwer fällt, eine eindeutige Besitzzuweisung für auf einer bestimmten Parzelle geborgenes Fundmaterial vorzunehmen. Die kleinteilige Bebauung der beiden Parzellen, jeweils mit Vorderhaus, Steinwerk und Gademen spricht zudem für mehrere Bewohner auf einer Parzelle. Die Steinwerke können ebenfalls als Hinweise auf (Fern-)Händler und Kaufleute oder Handwerker, beispielsweise Goldschmiede, gewertet werden, da sie eine relativ feuersichere Warenlagerung ermöglichen¹⁸⁵. Darüber hinaus gewährt die massive Bauweise ideale Bedingungen, um wertvolle Güter diebstahlsicher zu verwahren. Insofern könnte mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass der Schatz im Fundamentbereich eines der ehemaligen Steinwerke verborgen wurde, allerdings ist diese Hypothese nicht mehr zu beweisen.

Auch die Nähe zur Stadtwaage könnte es wahrscheinlich machen, dass es sich um das Wertdepot eines Händlers oder auch eines Goldschmieds handelte. Beide Berufsgruppen gehörten zu den führenden Stadtgeschlechtern und waren damit potenziell in der Lage, Reichtum anzuhäufen. Mit der herausgehobenen Stellung Münsters im Wirtschaftsraum der Hanse, zumal im Münsterland gelegen, das vom 12. bis zum 14. Jahrhundert wichtiges Durchgangsgebiet zwischen der Handelsmetropole Köln und den Städten an Nord- und Ostsee war, kam es ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu wachsendem Wohlstand in der Bevölkerung, erkennbar an der Zunahme gemeinnütziger Stiftungen und dem verstärkten innerstädtischen Ausbau. Finanzielles Potenzial zur privaten Kapitalbildung in größerem Umfang war demnach vorhanden und kann insbesondere bei den Anwohnern des Prinzipalmarktes, dem Verkehrs- und Handelsknotenpunkt an dem sich das städtische Leben konzentrierte, vorausgesetzt werden.

Der Annahme K.-H. Kirchhoffs¹⁸⁶ folgend, wonach der Schatzfund im Osten der Baugrube auf der Parzelle Prinzipalmarkt 9 zutage trat und damit innerhalb der ehemaligen jüdischen Siedlung versteckt worden sei, käme ein jüdischer Besitzer, möglicherweise ein jüdischer Pfandleiher in Betracht. Allerdings ist, wie gezeigt wurde, der Verlauf der ehemaligen Immunitätsgrenzen insbesondere im Bereich hinter dem Rathaus und dem Stadtweinhaus nicht exakt zu rekonstruieren und bleibt daher unsicher.

Da nicht mehr festzustellen ist, aus welchem Bereich der Parzelle des Stadtweinhauses beziehungsweise aus dem Fundamentbereich welcher Baustruktur der Schatzfund geborgen wurde, können hier lediglich die verschiedenen sich darstellenden Möglichkeiten kritisch diskutiert werden. Anhand des anzunehmenden Fundkontextes ist daher auch weder der ehemalige Besitzer des Schatzes zweifelsfrei zu ermitteln, noch dessen Beweggrund für die Verbergung und auch nicht die Ursachen für die Belassung des Schatzes in seinem Versteck. Für die beiden letztgenannten Faktoren kommen diverse Möglichkeiten in Betracht, zumal

¹⁸⁵ Vgl. Fehring 1986, 52-53.

¹⁸⁶ Kirchhoff 2001, 86.

das Spätmittelalter in Westfalen geprägt ist durch zahlreiche regionale und lokale kriegerische Auseinandersetzungen und politische Unruhen. Zudem erschwert die lückenhafte Schriftüberlieferung die Rekonstruktion von Verbergungs- und Belassungsgründen. Auch das Pogrom ist für Münster, wie gezeigt wurde, nur indirekt aus der Schriftüberlieferung zu erschließen.

Bleiben Verbergungs- und Überlieferungsgrund für den Einzelfall höchst spekulativ, so soll doch der Versuch unternommen werden, die Besitzerfrage über eine Analyse des Fundmaterials zu verifizieren. Das folgende Kapitel bietet die detaillierte Analyse des Schatzfundes insbesondere im Hinblick auf vorgenannte Fragestellung.

Fundzusammensetzung

Der Schatzfund besteht heute aus 1914 Münzen, 35 Schmuckstücken sowie einem einzelnen Spangennadelfragment und befindet sich im Westfälischen Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte in Münster.

Aufgrund der unsachgemäßen Bergung des Schatzfundes ist weder das Schatzversteck zu rekonstruieren noch der oder die Schatzbehälter. Die laienhafte Bergung führte nicht nur zur Vernichtung zusätzlicher wichtiger Informationen wie der Deponierungsart, sondern es ist auch nicht auszuschließen, dass zumindest kleinere Fundanteile bei der Bergung verloren gegangen sind, nicht geborgen oder nicht gemeldet wurden.

Münzen

Die Münzen machen mit 1914 Exemplaren bei weitem den größten Fundanteil aus, sowohl die Anzahl als auch den Gewichtsanteil betreffend (**Tab. 1**)¹⁸⁷. Die 1447 bestimmten Münzen des Fundkomplexes wiegen insgesamt 2667,18 g, die Schmuckstücke 255,54 g. Dies ergibt ein Gesamtgewicht von 2922,72 g.

Münzspektrum

Durch die unsachgemäße Bergung des Schatzes ist unklar, wie viele Münzen ursprünglich enthalten waren. Eine Schätzung beläuft sich auf über 2000 Stück, wovon 1914 Exemplare erfasst und 1447 bestimmt wurden, die sich auf zahlreiche Münzstätten verteilen (**Tab. 2**).

Der Anteil lokaler Prägungen beträgt 43 %. Darin enthalten sind 668 münsterische Pfennige, 134 den münsterischen wertgleiche Pfennige des Bischofs von Osnabrück und 18 Imitationen des münsteraner Typs aus angrenzenden Werkstätten. Mit 34 % sind südwestfälische Prägungen am zweithäufigsten vertreten. Von diesen wurden 451 Münzen in der kaiserlichen Stadt Dortmund und 194 in Iserlohn geprägt. Das fast völlige Fehlen ostwestfälischer Münzen ist charakteristisch für die Regionalität der Währungsgebiete sowie für die Westorientierung Münsters¹⁸⁸, die aus der Kartierung der Münzstätten deutlich hervorgeht (**Abb. 26**). Bielefeld ist lediglich mit 13 Münzen vertreten, Paderborn nur mit einer einzigen.

Das deutsche Münzwesen des 10. bis 13. Jahrhunderts war bestimmt durch den Pfennig als Währungsmünze. Allerdings löste sich bereits seit dem Ende des 11. Jahrhunderts die Einheit der Pfennigwährung auf und mündete in der »Periode der regionalen Pfennigmünze« (ca. 1125-1330), begünstigt durch den Wegfall einer zentralen Macht, die die Münzprägung hätte koordinieren können¹⁸⁹. Jede Währungsregion

¹⁸⁷ Die Aussagen im folgenden Kapitel basieren weitestgehend auf den bereits publizierten Ergebnissen der Auswertung der Münzen: Ilisch 1980a-b; 1991; 1995; 1999.

¹⁸⁸ Ilisch 1991, 16.

¹⁸⁹ Zedelius 1993. – Ilisch 1995, 362.

Nominal	Währungsgebiet	Anzahl	Durchschnittsgewicht (g)
Pfennig	Herzogtum Westfalen	6	1,2
Hälbling	Herzogtum Westfalen	3	0,6
Pfennig	Vest Recklinghausen	4	1,2
Pfennig	Bistum Münster	668	1,17
Pfennig	Bistum Osnabrück	135	1,2
Hälbling	Bistum Paderborn	1	0,6
Pfennig	Abtei Essen	2	1,2
Pfennig	Abtei Herford	1	1,2
Pfennig	Herrschaft Lippe	2	1,2
Hälbling	Herrschaft Lippe	5	0,6
Pfennig	Grafschaft Mark	200	1,2
Hälbling	Grafschaft Mark	2	0,6
Nachahmung münster-scher Pfennige durch Ludwig von Hessen	Ostfriesland	2	1,2
Pfennig	Grafschaft Ravensberg	1	1,2
Pfennig auf münsterschen Schlag	Emden	13	1,2
Hälbling	Dortmund	6	1,23
Pfennig	Dortmund	445	1,23
Köpfchen	Herrschaft Heinsberg	3	0,5
Köpfchen	Grafschaft Jülich	1	0,5
Groschen	Grafschaft Jülich	1	3,7
Köpfchen	Grafschaft Kleve	2	0,5
Sterling	Grafschaft Kleve	1	1,36
Groschen	Erzbistum Köln	193	3,7
Köpfchen	Grafschaft Holland	152	0,5
Beischlag zum Köpfchen Johannes	Grafschaft Holland	1	0,5
Pfennig	Bistum Utrecht	2	1,2
Groschen	Bistum Utrecht	1	3,7
Sterling	Herzogtum Brabant	51	1,36
Sterling	Herrschaft Herstal	3	1,36
Köpfchen	Grafschaft Loos	3	0,5
Sterling	Bistum Lüttich	1	1,36
Sterling	Grafschaft Namur	1	1,36
Penny	Königreich England	1	1,17
Grosso	Venedig	1	1,50

Tab. 1 Übersicht über den numismatischen Anteil des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster. – Die Gewichtsangaben verstehen sich als Angaben des Durchschnittsgewichts der Münzsorte und basieren auf Ilisch 1980a, 46 sowie einer mündlichen Auskunft von Peter Ilisch am 6.10.2004. – (Nach Ilisch 1980a, 107-108 Kat.-Nr. 99).

legte für ihre Prägungen spezifische Gewichts- und Feingehaltsstandards fest, weshalb die unterschiedlichen Pfennigsorten lediglich von lokal und zeitlich begrenzter Geltung waren. Münster war neben Soest und Osnabrück eines der Zentren im Nordwesten des Währungsgebietes Westfalen. Im Nordosten waren dies Herford und Bielefeld sowie im Südosten Warburg und Höxter.

Insbesondere um die Bedürfnisse des Kleinhandels zu befriedigen, wurden seit dem 13. Jahrhundert Teilwerte des Pfennigs wie der Hälbling und der Vierling häufiger geprägt. Sowohl 11 Hälblinge sind im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertreten, als auch Vierlinge, letztere vertreten durch die kleinen holländischen Köpfchen, die im münsteraner Währungssystem wie Viertel-Pfennige gebraucht wurden und mit 162 Exemplaren immerhin 8 % der Münzen ausmachen.

Tab. 2 Verteilung der Münzen auf die einzelnen Münzstätten in den Währungsgebieten nach Nominal und Anzahl. – (Nach Ilisch 1980a, 107-108 Kat.-Nr. 99).

Münzstätte	Währungsgebiet	Nominal	Anzahl
Soest	Herzogtum Westfalen	Pfennig	6
Soest	Herzogtum Westfalen	Hälbling	3
Recklinghausen?	Vest Recklinghausen	Pfennig	4
Münster?	Bistum Münster	Pfennig	668
Osnabrück	Bistum Osnabrück	Pfennig	134
Wiedenbrück	Bistum Osnabrück	Pfennig	1
Paderborn?	Bistum Paderborn	Hälbling	1
Abtei Essen	Abtei Essen	Pfennig	2
Abtei Herford	Abtei Herford	Pfennig	1
Lippstadt	Herrschaft Lippe	Pfennig	2
Lippstadt	Herrschaft Lippe	Hälbling	5
Iserlohn	Grafschaft Mark	Pfennig	193
Iserlohn	Grafschaft Mark	Hälbling	1
Hamm	Grafschaft Mark	Pfennig	7
Hamm	Grafschaft Mark	Hälbling	1
unbest.	Ostfriesland	Nachahmung münster-scher Pfennige durch Ludwig von Hessen	2
unbest.	Grafschaft Ravensberg	Pfennig	1
Emden	Emden	Pfennig auf münster-schen Schlag	13
Dortmund	Dortmund	Hälbling	6
Dortmund	Dortmund	Pfennig	445
Heinsberg	Herrschaft Heinsberg	Köpfchen	2
Blankenberg	Herrschaft Heinsberg	Köpfchen	1
Jülich?	Grafschaft Jülich	Köpfchen	1
Düren	Grafschaft Jülich	Groschen	1
Kleve	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Huissen	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Kleve	Grafschaft Kleve	Sterling	1
Deutz	Erzbistum Köln	Groschen	78
Bonn	Erzbistum Köln	Groschen	115
Dordrecht	Grafschaft Holland	Köpfchen	151
Medemblik	Grafschaft Holland	Köpfchen	1
unbest.	Grafschaft Holland	Beischlag zum Köpf-chen Johannes	1
Utrecht?	Bistum Utrecht	Pfennig	2
Utrecht?	Bistum Utrecht	Groschen	1
Löwen	Herzogtum Brabant	Sterling	1
Brüssel	Herzogtum Brabant	Sterling	10
unbest.	Herzogtum Brabant	Sterling	14
Maestricht	Herzogtum Brabant	Sterling	6
Halen	Herzogtum Brabant	Sterling	20
Herstal?	Herrschaft Herstal	Sterling	3
unbest.	Grafschaft Loos	Köpfchen	3
Huy	Bistum Lüttich	Sterling	1
unbest.	Grafschaft Namur	Sterling	1
London	Königreich England	Penny	1
Venedig	Venedig	Grosso	1

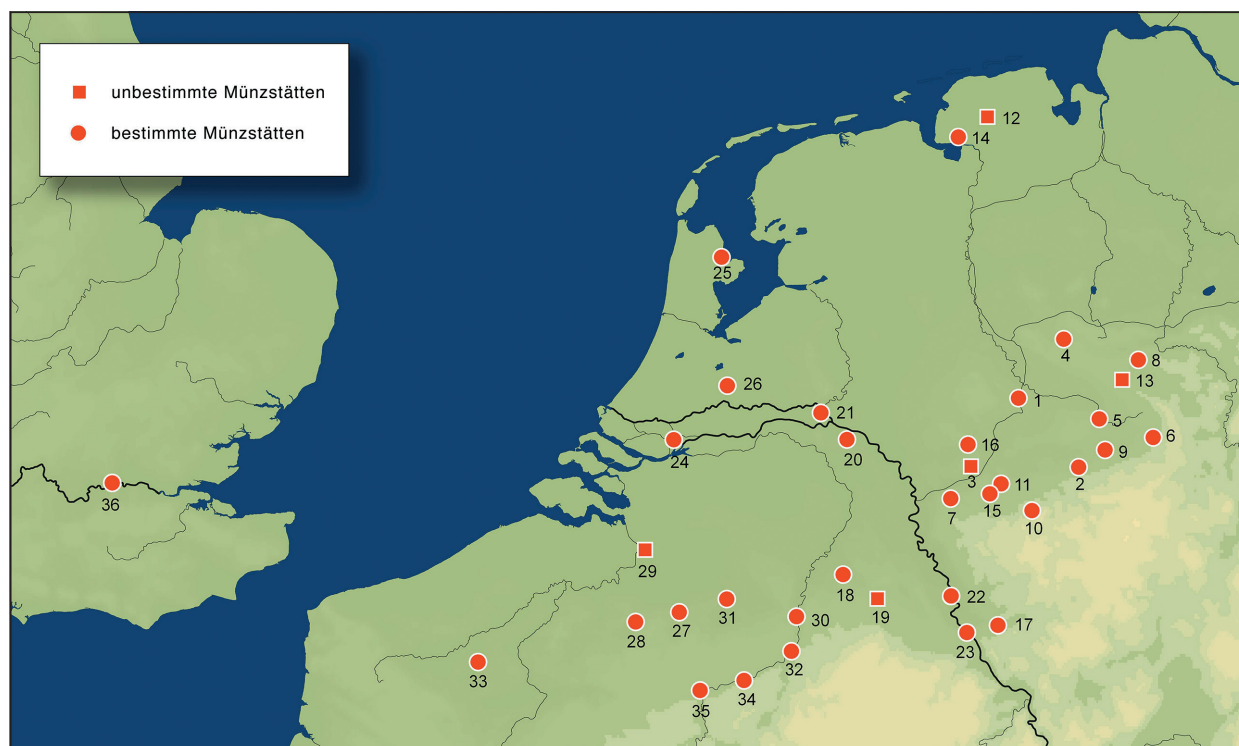


Abb. 26 Münzstätten (Fundortnachweis Tab. 24). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Nahezu zeitgleich wurde durch den Import auswärtiger Groschen das Pfennigzeitalter beendet. Voraussetzung für das sich im Spätmittelalter in Europa herausbildende dreigliedrige Münzsystem, das auf Goldmünzen, Groschenmünzen und Pfennigmünzen beruhte, waren die Funde neuen Silbers, die seit dem ausgehenden 12. und besonders im 13. und 14. Jahrhundert in Freiberg (Lkr. Mittelsachsen), Friesach (Kärnten, A), Jihlava (Iglau/CZ), Kutná Hora (Kuttenberg/CZ) und Iglesias (Sardinien, I) gemacht wurden¹⁹⁰. Im 13. und 14. Jahrhundert aufkommende große Silbermünzen, wie die französischen Turnosen und Groschen, sowie Goldprägungen erleichterten die Kapitalbildung¹⁹¹. Allerdings wirkte sich diese grundsätzliche Veränderung im Geldumlauf in Westfalen vom Rheinland kommend erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts aus, wie nicht zuletzt das Fehlen der Turnosen und vergleichbar großer Münzen im Wert von mehreren Pfennigen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus belegt. Ebenso fällt das Fehlen von Goldmünzen im Vergleich zu anderen Schatzfunden des 14. Jahrhunderts auf, auch wenn diese in den westfälischen Schatzfunden insgesamt weniger häufig vertreten sind. Goldmünzen ermöglichten den effizienten Transfer großer Geldsummen. Die ersten schriftlich belegten Goldzahlungen tauchen im 14. Jahrhundert in Zusammenhang mit Juden und Kaufleuten auf¹⁹². Zwar ist zu vermuten, dass die Zusammensetzung von Schatzfunden unmittelbar von der Art des Gelderwerbs des ehemaligen Besitzers abhängig ist, allerdings kann das Fehlen eines bestimmten Münztyps, beispielsweise der Goldmünzen, letztlich nur als Hinweis auf den ehemaligen Besitzer gewertet werden, jedoch nicht als Beweis oder Ausschlusskriterium. Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus besteht zwar ausschließlich aus Silbermünzen und zudem überwiegend aus kleineren Nominalen, deren Anzahl machen allerdings eines der größeren Vermögen aus, die durch westfälische Schatzfunde repräsentiert werden¹⁹³.

¹⁹⁰ North 1996, 426.

¹⁹¹ Zedelius 1993. – Ilisch 1980b, 291.

¹⁹² Ilisch 1980a, 41.

¹⁹³ Vgl. Ilisch 1980a.

Hinweise auf Handelsbeziehungen

Die große Zahl der 204 im Schatzfund enthaltenen Groschen aus den Münzstätten des Kölner Erzbischofs Walram (1332-1349) Bonn und Deutz, deuten auf rheinische Handelsbeziehungen hin, wohingegen die Münzen aus Dordrecht (NL), Utrecht (NL), Löwen (B), Brüssel (B) und Maastricht (NL) nach den Niederlanden weisen. Die 162 kleinen Köpfchen, die mit Ausnahme der rheinischen Imitationen hauptsächlich in Dordrecht geprägt wurden, belegen Beziehungen zum Niederrhein.¹⁹⁴

Überregionale Münzen sind weniger zahlreich vertreten. Im wesentlichen handelt es sich dabei um 56 Sterlinge¹⁹⁵, die in den südlichen Niederlanden, besonders im Herzogtum Brabant, geprägt wurden. Der Einstrom des Englischen Sterlings, der seit 1180 geschlagen wurde, ist im Geldumlauf des Rhein-Maas-Gebietes mit dem beginnenden 13. Jahrhundert durch Funde und Urkunden belegt. Demnach erfolgte er hauptsächlich über den Englandhandel und durch Subsidien¹⁹⁶. Mit einer venezianischen Münze und einem Penny ist je ein einzelner Vertreter der Mittelmeerregion sowie Englands im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertreten.

Aus der Verbreitung von Münzsorten ist nicht direkt auf Handelsbeziehungen zu schließen¹⁹⁷. Ursache hierfür ist der Warencharakter, der Münzen im Mittelalter trotz fehlendem Gebrauchswert häufig zukam. Das Verhältnis der Ware »Geld« zum Gesamtmünzumlauf ist allerdings bisher unklar. Zudem waren Kontakte zwischen verschiedenen Gebieten unabhängig vom Münzausstoß, weshalb die Münzanzahl nicht direkt mit der Quantität des Handelsvolumens korreliert, zumal seit dem Spätmittelalter der bargeldlose Warenverkehr bei Fernhandelsgeschäften in den Vordergrund trat. Somit belegt das Vorhandensein einer Münze an einem Ort nicht zwingend eine unmittelbare Beziehung zwischen Fundort und Münzstätte, da die von Münzen zurückgelegten Wege selten geradlinig gewesen sein dürften, zumal über größere Entfernungen. Entsprechend sind wohl die einzelne venezianische und die englische Münze im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zu bewerten.

Der mit 43 % hohe Anteil lokaler Prägungen im Münzspektrum und das Überwiegen kleiner Währungen deuten an, dass der Münzanteil des Schatzfundes über einen längeren Zeitraum anhand zahlreicher kleinerer Verkaufsgeschäfte angesammelt worden sein könnte. Die Prägeorte liegen mit Ausnahme der venezianischen Münze sämtlich im Gebiet der Hanse, der großen Wirtschaftsorganisation im Norden Europas, in die Münster voll integriert war. Die Verteilung der Prägeorte spiegelt deutlich die Westorientierung Münsters, insbesondere über die rheinischen Handelsbeziehungen.

Altersstruktur

Der durch die Prägezeiten abgedeckte Zeitraum entspricht nicht zwingend der Zeitspanne, in der die Münzen zusammengetragen und gehortet wurden, da das Anlegen einer Münzsammlung von zahlreichen, rückwirkend schwer zu bestimmenden Faktoren abhängt, beispielsweise individuellen Sammelstrategien, etwa der Vorliebe für bestimmte (ältere) Münztypen. Dennoch sind die Prägedaten (**Tab. 3**) und das chronologische Spektrum ein wichtiges Kriterium für die Datierung des Deponierungszeitpunktes sowie für die funktionale Deutung des Fundkomplexes.

Die Hauptmasse der Gepräge datiert in die Jahre zwischen 1310 und 1360, wobei ein weiterer größerer Komplex aus älteren Prägungen der Jahre 1258-1299 besteht. Bei der Münze mit den jüngsten Prägedaten, der sog. Schlussmünze, handelt es sich um einen Groschen, der im Namen Bischof Johann I. von Utrecht (1341-1364) geprägt wurde. Daraus ergibt sich der *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeit-

¹⁹⁴ Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

¹⁹⁵ Der Sterling ist eine englische Silbermünze, deren Name sich wahrscheinlich von »easterling« ableitet, womit Münzen der norddeutschen Hansestädte bezeichnet wurden.

¹⁹⁶ Hagen u. a. 1972, 61.

¹⁹⁷ Zur Problematik der Frage nach der Verbreitung von Münzsorten: Ilisch 1980a, 31-33.

Münzherr und Prägezeitraum	Währungsgebiet	Nominal	Anzahl
Otto III. 1249-1306	Grafschaft Ravensberg	Pfennig	1
Heinrich 1255-1285	Herrschaft Herstal	Sterling	3
Heinrich 1256-1267	Bistum Utrecht	Pfennig	2
Floris V. 1258-1296	Grafschaft Holland	Köpfchen	97
Johann I. 1261-1294	Herzogtum Brabant	Sterling	24
Guy 1263-1297	Grafschaft Namur	Sterling	1
Konrad 1270-1297	Bistum Osnabrück	Pfennig	4
Edward I. 1272-1307	Königreich England	Penny	1
Ludolf 1273-1291	Dortmund	Pfennig	1
Johann 1274-1281	Bistum Lüttich	Sterling	1
Siegfried 1275-1297	Herzogtum Westfalen	Pfennig	3
Siegfried 1275-1297	Herzogtum Westfalen	Hälbling	1
Siegfried 1275-1297	Vest Recklinghausen	Pfennig	1
Eberhard 1275-1301	Bistum Münster	Pfennig	2
Erzbischof Siegfried 1275-1297	Abtei Herford	Pfennig	1
Dietrich VIII. 1275-1305	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Simon I. 1275-1344	Herrschaft Lippe	Pfennig	2
Simon I. 1275-1344	Herrschaft Lippe	Hälbling	5
Otto 1277-1307	Bistum Paderborn	Hälbling	1
Eberhard 1277-1308	Grafschaft Mark	Pfennig	1
Giovanni Dandolo 1280-1289	Venedig	Grosso	1
Arnold VII. 1280-1328	Grafschaft Loos	Köpfchen	3
Beatrix II.(?) 1292-1297	Abtei Essen	Pfennig	1
Johann I. 1296-1299	Grafschaft Holland	Köpfchen	54
Ludwig 1297-1308	Bistum Osnabrück	Pfennig	1
Gerhard 1297-1328	Grafschaft Jülich	Köpfchen	1
Gottfried II. 1303-1331	Herrschaft Heinsberg	Köpfchen	3
Otto 1305-1311	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Wilhelm 1305-1337	Grafschaft Holland	Köpfchen	1
Heinrich 1306-1332	Herzogtum Westfalen	Pfennig	2
Heinrich 1306-1332	Herzogtum Westfalen	Hälbling	2
Ludwig 1310-1357	Bistum Münster	Pfennig	666
Dietrich IX. 1311-1347	Grafschaft Kleve	Sterling	1
Johann III. 1312-1355	Herzogtum Brabant	Sterling	27
Anonym um 1315	Dortmund	Pfennig	2
Gottfried 1321-1349	Bistum Osnabrück	Pfennig	130
Adolf II. 1328-1347	Grafschaft Mark	Pfennig	199
Adolf II. 1328-1347	Grafschaft Mark	Hälbling	2
Ludwig 1328-1347	Dortmund	Pfennig	442
Wilhelm I. 1328-1356	Grafschaft Jülich	Groschen	1
Walram 1332-1349	Herzogtum Westfalen	Pfennig	1
Walram 1332-1349	Vest Recklinghausen	Pfennig	3
Walram 1332-1349	Erzbistum Köln	Groschen	193
Katharina 1336-1360	Abtei Essen	Pfennig	1
Johann 1341-1364	Bistum Utrecht	Groschen	1
Rudolf ?	Dortmund	Hälbling	6
?	Ostfriesland	Nachahmung münsterscher Pfennige durch Ludwig von Hessen	2
?	Emden	Pfennig auf münsterschen Schlag	13
?	Grafschaft Holland	Beischlag zum Köpfchen Johannes	1

Tab. 3 Übersicht der Münzen nach ihren Prägedaten. – (Nach Ilisch 1980a, 107-108 Kat.-Nr. 99).

punkt des Schatzes. Die älteste im Fundkomplex enthaltene Münze ist ein Pfennig, der unter Otto III. (1249-1306) geprägt wurde. Demnach ergibt sich als Schatzinhaltszeitraum anhand der Prägezeiten eine maximale Zeitspanne von 115 Jahren.

Die Dauer der Hortung ist nicht zu bestimmen. Die Prägungen des 13. Jahrhunderts könnten durchaus noch als Zahlungsmittel im 14. Jahrhundert in Umlauf gewesen sein. Somit könnten die Münzen sowohl über einen längeren Zeitraum als auch kurzfristig, durch wenige Transaktionen akkumuliert worden sein, auch wenn die Nominalstruktur prinzipiell auf eine längere Akkumulationszeit hindeutet. Das Fehlen neuerer, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nach Westfalen einströmender Münzsorten spricht für eine Deponierung um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Allerdings kann der Deponierungszeitraum nicht zuletzt aufgrund der unvollständigen Überlieferung des Fundkomplexes und des Anteils unbestimmter Münzen nicht exakt eingegrenzt werden.

Fazit zu den Münzen

Die Schlussmünze der 1447 bestimmten Münzen belegt, dass der insgesamt rund drei Kilogramm schwere Schatz nach 1341 deponiert wurde, gewissermaßen am Übergang vom Pfennigzeitalter zur Einführung von Großmünzen, die im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus allerdings (noch) nicht vertreten sind. Im Gegenteil handelt es sich überwiegend um kleine Nominalen, die den Schluss nahe legen, dass die Vermögensbildung über einen längeren Zeitraum auf der Basis von kleineren Verkaufsgeschäften erfolgte.

Es könnte sich demnach um den Hort eines Händlers oder Handwerkers handeln. Zwar besteht der Schatzfund überwiegend aus kleinen Nominalen, deren Anzahl macht ihn jedoch zu einem der größeren westfälischen Schatzfunde. Die Frage nach der Beurteilung des Vermögenswertes ist nicht zu beantworten, da die Münzgewichte derselben Währung je nach Region und Zeit teilweise erheblich variieren. Ebenfalls keine allgemein gültigen Schlüsse sind aus der Münzanzahl zu ziehen, da die Nominalwerte nicht exakt miteinander vergleichbar sind. Demnach ist es höchst fragwürdig, allein vom Tauschwert eines Schatzes auf die soziale Stellung des Besitzers schließen zu wollen, da dies streng genommen voraussetzt, dass die Vermögenslage einzelner sozialer Gruppen sowie deren Bargeldvorrat bekannt sind¹⁹⁸. Bemerkenswert ist das Fehlen größerer Nominalen, insbesondere von Goldmünzen, was darauf hindeuten könnte, dass es sich um den Hort eines regional ausgerichteten Händlers oder Handwerkers handelt. Allerdings wirken sich die unvollständige Überlieferung des Fundkomplexes und der nicht unerhebliche Anteil unbestimmter Münzen stark relativierend auf den Erkenntnisgewinn aus.

Für eine weiterführende Interpretation wichtige Fragestellungen, beispielsweise ob die Münzen in verschiedene Teilgruppen untergliedert verwahrt wurden, etwa in Stoffsäckchen oder Tongefäßen¹⁹⁹ und in welcher Form oder ob überhaupt die Münzen mit den Schmuckobjekten vergesellschaftet waren, bleiben aufgrund fehlender Beobachtung der Deponierungsverhältnisse bei der Bergung des Schatzfundes offen.

Die 1447 bestimmten Münzen stammen mit Ausnahme einer venezianischen Münze sämtlich aus Prägestätten des hansischen Wirtschaftsraums. Der mit 43 % größte Münzanteil wurde in lokalen, westfälischen Münzstätten geprägt. Die Kartierung der im Schatzfund vertretenen Münzstätten lässt eine Westorientierung Münsters deutlich erkennen, besonders ins Rheinland, an den Niederrhein, in die südlichen Niederlande und nach Flandern. Allerdings kann anhand der Münzen nur bedingt auf direkte Handelskontakte zwischen dem Fundort und der Prägestätte geschlossen werden, weshalb die Schmuckstücke ebenfalls im Hinblick auf Handels- und Kulturkontakte hin untersucht werden. Die Zusammenschau der Ergebnisse in Kombination mit Aussagen der Schriftüberlieferung wird eine möglichst umfassende und gesicherte Rekon-

¹⁹⁸ Ilisch 1980a, 12.

¹⁹⁹ Alram u. a. 2004, 47 mit Beispielen für gesondert aufbewahrte Teile eines zusammengehörenden Depots.

struktion der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen ermöglichen, soweit sich diese an den Objekten im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus widerspiegeln²⁰⁰.

Schmuck

Der Schwerpunkt der Auswertung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus liegt auf den 35 Schmuckstücken, zum einen da diese bisher noch nicht umfassend bearbeitet wurden²⁰¹ und zum anderen, da der Schmuck detailliertere Informationen für die Interpretation des Fundkomplexes, insbesondere im Hinblick auf sozial- und kulturgeschichtliche Fragestellungen und die funktionale Deutung, erwarten lässt.

Nach einer einführenden Übersicht über die im Schatzfund vertretenen Schmucktypen werden die Objekte in Einzelanalysen vorgestellt. Ähnlich gestaltete und gebrauchte Schmuckstücke sind dabei zu Objektbeziehungsweise Funktionsgruppen zusammengefasst. Die Abfolge der Gruppen spiegelt die Häufigkeit, mit der die zugehörigen Objekte im Fundensemble vertreten sind. Jeder Objektgruppe ist eine kurze Überblicksdarstellung zu Herstellungstechnik, Produktionsprozessen, Funktion und Gebrauchskontext vorangestellt. Darauf folgt jeweils die Beschreibung der Einzelobjekte, als Ergänzung zu den ausführlichen Beschreibungen im Katalog, zudem werden Vergleichsfunde benannt. Zum Vergleich wurden in erster Linie originale Schmuckstücke mit bekanntem Fundort herangezogen, im Hinblick auf kultur- und handelsgeschichtliche Aussagen sowie Datierungsanhalte. Der Vergleich mit Grabfunden erlaubt eine, wenn auch weit gefasste, soziologische Differenzierung des Materials, da Angehörige des weltlichen und geistlichen Adels häufig in ihrer Tracht und dazugehörendem Schmuck beigesetzt wurden. Zudem liefern sie, vorausgesetzt Name und Sterbejahr des Bestatteten sind bekannt, einen *terminus ad quem* für die Niederlegung beziehungsweise einen *terminus ante quem* für die Herstellung und Gebrauchszeit der Objekte²⁰². Die Vergleichsfunde jeder Objektgruppe wurden entsprechend ihres Typs kartiert. Bei der Auswertung des Kartenbildes ist allerdings zu beachten, dass dieses besonders durch den regional stark differierenden Forschungsstand geprägt ist.

Zur Beantwortung weiterführender Fragestellungen wurden ergänzend Bild- und Schriftquellen berücksichtigt. Die original überlieferten Schmuckstücke bieten zwar zweifellos den präzisesten Eindruck von Formen- und Materialvielfalt mittelalterlichen Schmucks, Schmuckdarstellungen in figürlicher Plastik und Malerei können jedoch helfen, überlieferungsbedingte Informationslücken zu schließen²⁰³. Steinplastiken zeigen seit dem 13. Jahrhundert erstaunlich detailliert gearbeitete Schmuckdarstellungen, insbesondere Spangen und Gürtel, wodurch Vergleiche mit Bodenfunden möglich werden. Ein ähnlicher Detailreichtum wird dagegen in der Tafel- und Buchmalerei erst im ausgehenden 14. Jahrhundert erreicht. Allerdings gehören die auf Grabmälern und anderen ikonographischen Quellen dargestellten Schmuckstücke vornehmlich dem höheren Adel und gelangten nur äußerst selten in die Erde²⁰⁴. Dies erschwert den direkten Vergleich mit archäologischen Funden.

Die Korrelation bestimmter Schmuckformen mit schriftlichen Erwähnungen wird nahezu immer durch eine mangelnde Detailschärfe der schriftlich fixierten Beschreibung erschwert. Privatrechtliche Schriftquellen wie Testamente, Inventare und Rechnungsbücher vermitteln zwar einen Eindruck vom Umfang des Schmuckbesitzes einzelner Personen und Familien der Bürgerschaft und des Patriziats, allerdings wird hier die Sachkultur meist nur aufgezählt oder allenfalls dürftig beschrieben. So werden bei Gürteln lediglich das Material sowie

²⁰⁰ Siehe Kapitel Hinweise auf Handelsbeziehungen.

²⁰¹ Lediglich hinsichtlich ihrer Herstellungstechnik und Gestaltung liegt bereits eine publizierte Untersuchung vor: Tegethoff 2002.

²⁰² Vgl. Fingerlin 1971, 19.

²⁰³ Blaschitz/Krabath 2004, 736-738.

²⁰⁴ Wachowski 2001, 87-88.



Abb. 27 Die Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen. – Die fünf Objekte am unteren Bildrand standen zum Zeitpunkt der Gesamtaufnahme nicht zur Verfügung und wurden daher separat fotografiert. – (Fotos V. Iserhardt, RGZM; Spange unten links Foto S. Brentführer; Montage V. Iserhardt, RGZM).

Farbe und Gewebeart der Borte genannt²⁰⁵. Normative Quellen wie beispielsweise Gildeordnungen geben Einblick in die Organisation der Handwerke sowie in Herstellung und Verkauf von Schmuckstücken²⁰⁶. Da eine bestimmte Funktion eines Gegenstandes »auf der Basis eines Systems von erworbenen Erwartungen und Gewohnheiten«²⁰⁷, also einem bestimmten kulturellen Code beruht, ist es für eine gesicherte Rekonstruktion der ehemaligen Funktion und Bedeutung notwendig, besser dokumentierte Vergleichskontexte systematisch heranzuziehen und zu versuchen, eigene kulturelle beziehungsweise ideologische Fixierungen zu überwinden. Vorstehende theoretische Erwägungen wurden der Schmuckauswertung zugrunde gelegt, wobei vorteilhaft ist, dass zahlreiche Quellen über die kulturelle Entwicklung im spätmittelalterlichen Europa Auskunft geben und diese unserer heutigen Kulturstufe noch vergleichsweise nahe steht.

Typenspektrum

Die 35 überlieferten Schmuckstücke (**Abb. 27**) verteilen sich auf die Objektgruppen Spangen, Fibeln, einzelne Nadeln, Fingerringe, Gürtelbestandteile und Sonstige (**Tab. 4**).

Die auf der zwischen 1993 und 2004 publizierten Gesamtaufnahme noch zu sehenden Blechfragmente, Drahtreste und weiteren Einzelteile sind heute verschollen (**Abb. 28**).

²⁰⁵ Wachowski 2001, 87-88.

²⁰⁶ Jaritz 1988.

²⁰⁷ Veit 2003a, 23.

Objektgruppe	Anzahl	Kat.-Nr.
Spangen	17	1-9. 11-12. 14-19
Fibeln	2	10. 13
Einzelne Nadel	1	20
Fingerringe	9	21-29
Gürtelbestandteile	2	30-31
Sonstige	5	32-36

Tab. 4 Verteilung der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nach Objektgruppen.



Abb. 28 Die heute verschollenen Draht- und Blechfragmente des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus. – (Detailausschnitt aus Abb. 6).

Malerei sowie Erwähnungen in der epischen Literatur belegt die Position in Gräbern die Nutzung von Spangen als Verschluss der Oberbekleidung, des Kragens oder von Teilen des sichtbaren Untergewandes²¹¹. Eine sichere Funktionsbestimmung für Spangen unterliegt der Problematik, dass »trotz vielfacher Gebrauchsmöglichkeiten Schnallen der gleichen Zeit in der Form sehr ähnlich sind«²¹². Eine Einteilung von Ringspangen nach verschiedenen Verwendungszwecken anhand unterschiedlich gestalteter Rahmenformen²¹³ oder variierender Abmessungen der Innendurchmesser²¹⁴ vorzunehmen, erscheint allgemein als zu schematisiert in Anbetracht der vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten für Spangen des gleichen Typs.

Spangen und Fibeln bilden die größte Objektgruppe unter den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. Die 18 teilweise fragmentierten Spangen und zwei Fibeln können hinsichtlich der Rahmenform sowie ihres Dekors näher klassifiziert werden (Tab. 5).

– Ringspangen und –fibeln (Kat.-Nr. 1-13)

Kennzeichnendes Merkmal der Ringspangen ist die runde Rahmenform. Sie stellen die geläufigste Spangenform in Mitteleuropa dar. Ihre Verbreitung entspricht derjenigen der mittelalterlichen Spangen insgesamt und reicht von den Pyrenäen bis nach Siebenbürgen und von Italien bis nach Skandinavien²¹⁵.

Spangen und Fibeln (Kat.-Nr. 1-20)

Da in der Literatur keine einheitliche Terminologie etabliert ist und Begriffe wie Spange, Schnalle, Fürspan, Gewandschließe und Brosche meist synonym Verwendung finden, werden im Folgenden Schmuckstücke mit im Zentrum offenem Rahmen und vorderseitiger Nadel als Spangen bezeichnet, wohingegen sich Fibeln durch eine in der Regel geschlossene Platte mit rückseitig angebrachter Nadel auszeichnen²⁰⁸.

Das Aufkommen der Spangen fällt in Europa nach Ausweis stratifizierter Boden- und münzdatierter Grabfunde in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, wobei der zeitliche Schwerpunkt ihrer Verbreitung im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts liegt. Als Trachtbestandteil werden Spangen jedoch bis in die Moderne hinein getragen²⁰⁹. Nicht selten bestehen Spangen mit sehr ähnlicher Gestaltung aus unterschiedlichen Materialien, beispielsweise aus Bunt- und Edelmetall, wobei angenommen wird, dass sich darin eine Hierarchie der Wertigkeit sowie die unterschiedliche Kaufkraft der jeweiligen Abnehmerkreise spiegeln²¹⁰.

Neben Darstellungen in der bildenden Kunst und

²⁰⁸ Vgl. Krabath 2004a, 234.

²⁰⁹ Krabath 2004a, 250-251. – Heindel 1989, 89. 92.

²¹⁰ Krabath 2004a, 234. – Heindel 1989, 92.

²¹¹ Ausführlich Blaschitz/Krabath 2004, 751-760. – Heindel 1989, 90.

²¹² Fingerlin 1971, 12.

²¹³ Heindel 1990, 9.

²¹⁴ Krabath 2004a, 234.

²¹⁵ Krabath 2004a, 236.

Tab. 5 Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretene Spangen- und Fibelformen.

Form	Anzahl	Kat.-Nr.
Ringspangen und -fibeln	14	1-13
unverzierte Ringspangen	2	1-2
Handtruwebratzen	4	3-6
Spangen mit Inschrift	2	7
Spangen und Fibeln mit plastischen Köpfchen als Rahmendekor	3	8-10
Spangen mit floralem Rahmendekor	2	11-12
Ringfibel	1	13
Rautenförmige Spangen	6	14-19
Rautenförmige Spangen mit stark konkaven Seiten	3	14-16
Rautenförmige Spangen mit schwach konkaven Seiten	3	17-19
einzelne Nadel	1	20



Abb. 29 Ringspange Kat.-Nr. 1. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 30 Ringspange Kat.-Nr. 2. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Ringspangen wurden sowohl von Männern als auch Frauen als Kleiderzierrat und praktischer Kleidungsverschluss getragen²¹⁶.

Ringspangen mit flachrechteckigem Profilquerschnitt datieren vom Ende des 12. bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts²¹⁷. Dies ist die mit elf Exemplaren am zahlreichsten vertretene Spangenform im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. Die beiden Fibeln werden im Rahmen dieser Gruppe mitbesprochen, im Fall der sternförmigen Fibel Kat.-Nr. 10 aufgrund der plastischen Köpfchen als Rahmendekor und im Fall der Ringfibel Kat.-Nr. 13 aufgrund der runden Grundplatte.

– – Unverzierte Ringspangen (Kat.-Nr. 1-2)

Bei den beiden schlichten, unverzierten Ringspangen (**Abb. 29-30**) wurde der Rahmen massiv gegossen und anschließend mit einer Feile überarbeitet. Beide Spangen weisen stark ausgeprägte Gebrauchsspuren im Bereich der auf dem Rahmen aufliegenden Nadelspitze auf. Eine sichere Funktionsbestimmung ist bei derart schlichten Spangen praktisch ausgeschlossen, da sie nach Auskunft vor allem der Bildüberlieferung multifunktional Verwendung fanden.

²¹⁶ Ausführlicher zu Bedeutung und Verwendung von Ringspangen am Beispiel des mittelalterlichen Irland: Deevy 1996; 1998, bes. 70-71.

²¹⁷ Krabath 2004a, 237. – Deevy 1996, 8.

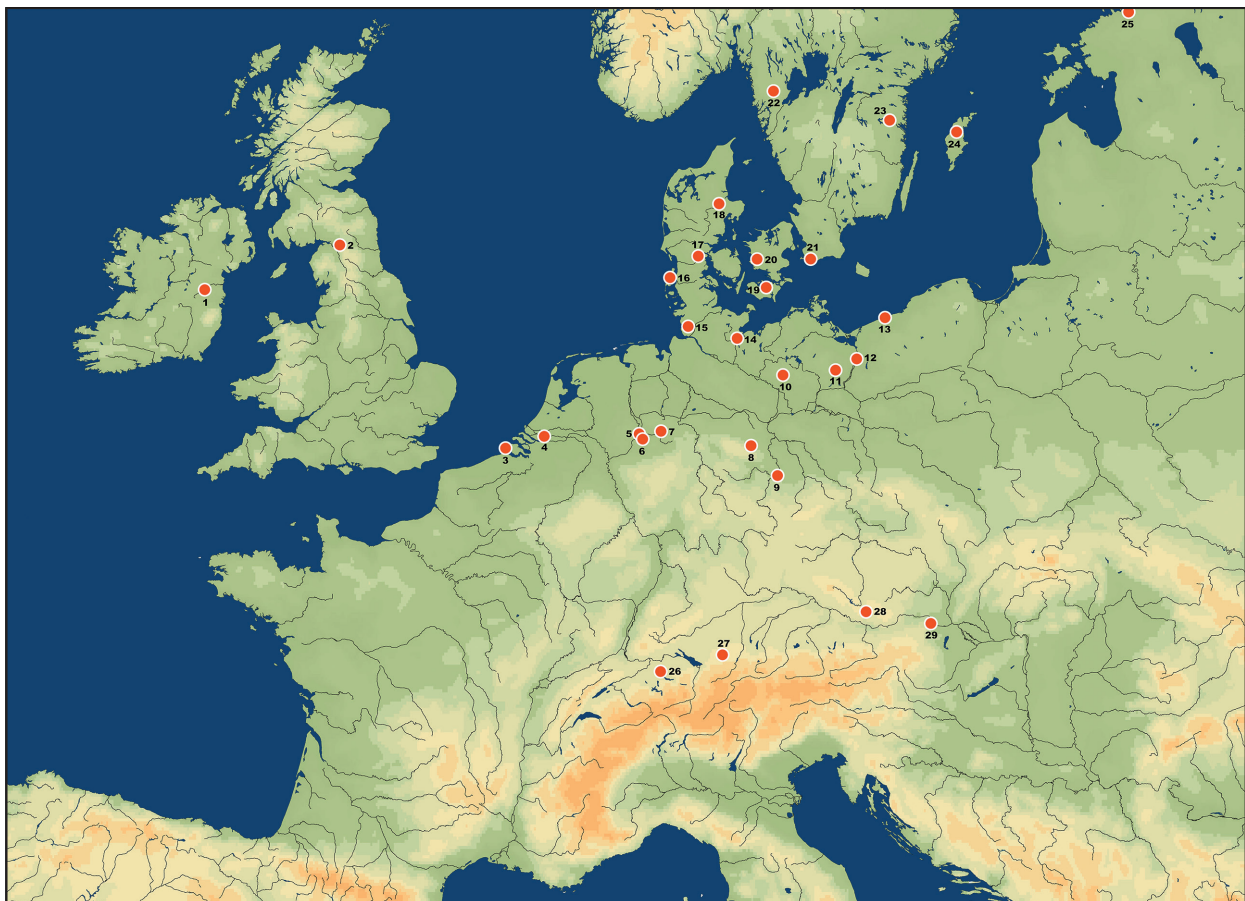


Abb. 31 Fundorte von Handtruwebratzen und Spangen mit Handtruwemotiv im Rahmen (Fundortnachweis Tab. 25). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Mit ihrem sechseckigen Querschnitt zeigt die Ringspange Kat.-Nr. 2 große Ähnlichkeit zur Handtruwebratze Kat.-Nr. 3.

– – Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 3-6)

Der Name »Handtruwebratze« leitet sich von den mittelhochdeutschen Bezeichnungen »handtruwe« (Handtreue) und »bratze« (Brosche) ab. Bei den als Handtruwebratzen bezeichneten Spangen ist in den Rahmen das Motiv der Handtreue beziehungsweise des Handschlags plastisch eingefügt, wobei generell zwei Varianten vorkommen²¹⁸. Häufiger sind Spangen mit zwei sich gegenüber liegenden Handpaaren im Rahmen, entsprechend den Handtruwebratzen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, seltener sind solche mit nur einem Handtruwemotiv.

Allgemein stellt der Handschlag einen rechtssymbolischen Akt dar, der im privaten Bereich Gruß, Abschied und ganz allgemein Verbundenheit bedeutet, aber auch synonym für »Bündnis« stehen kann. Dementsprechend kann es sich um eine »Verpflichtungsgebärde« handeln, indem sich die Ausführenden mit dem Handschlag an das durch ihn geschlossene Bündnis binden²¹⁹. In diesem Sinne werden Handtruwebratzen als Verlobungsgaben gedeutet²²⁰, gewissermaßen in Analogie zu den heute üblichen Verlobungsringen.

²¹⁸ Entspricht Dekor 7 bei Krabath 2004a, 245-255; vgl. auch Heindel 1986 und Oldeberg 1966, 135.

²¹⁹ Knippschild 2000, 15-54, bes. 51.

²²⁰ Beispielsweise Fritz 1982, 230. – Heindel 1986, 70.



Abb. 32 Handtruvebratze Kat.-Nr. 3. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 1:1.



Abb. 33 Handtruvebratze Kat.-Nr. 4. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Das Motiv der plastisch gearbeiteten, ineinander greifenden Handpaare ist sehr langlebig und findet sich außer auf Spangen auch auf weiteren Schmucktypen, beispielsweise Gürtelbestandteilen und Fingerringen²²¹. Es war im Alten Orient, in der griechischen und römischen Antike bis in die Neuzeit hinein gebräuchlich. Trotz der weiten zeitlichen und räumlichen Verbreitung findet sich das Motiv des Handschlags jedoch nicht universell, was zu seiner Charakterisierung als kulturspezifische Geste führt²²².

Handtruvebratzen treten vor allem in Schatzfunden des 13. und 14. Jahrhunderts auf, entsprechend der zeitgleich häufigeren Nennung in Testamenten und Inventaren²²³. In den Ordnungen der Goldschmiedegilden in Riga (LV), Lübeck, Stade, Wismar und Lüneburg sind Handtruvebratzen für das 13. bis 15. Jahrhundert als Meisterstücke schriftlich belegt²²⁴. In Estland wurden sie noch bis ins 18. Jahrhundert als Bestandteil der Tracht getragen. Ihre Verbreitung erstreckt sich nördlich der deutschen Mittelgebirgszone zwischen Rhein und Oder bis nach Skandinavien und in das Baltikum hinein, mit Ausläufern bis nach Nowgorod (RUS) (Abb. 31). Die vier im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Handtruvebratzen gehören dem Typus mit zwei gegenüber liegenden Handschlagmotiven im Rahmen an. Sie sind aufwendig gestaltet und zeigen sämtlich starke Abnutzungsspuren. Auch bezüglich der Herstellungstechnik sind einige Übereinstimmungen erkennbar²²⁵. Die Handtruvebratzen Kat.-Nr. 4, 5 und 6 sind schlicht und flach gearbeitet. Sie wurden jeweils aus zwei geschmiedeten Bügelhälften zusammengesetzt und in den Handinnenflächen miteinander verlötet. Die Hände sind ebenfalls flach, mit einem Spitzstichel mehr oder weniger plastisch herausgearbeitet. Herstellungstechnisch aus dem Rahmen fällt die Spange Kat.-Nr. 3 mit ihrem vergleichsweise sehr hohen, im Querschnitt sechseckigen Rahmen. Dieser ist mitsamt den feingliedrig gestalteten Händen massiv gegossen. Allen Handtruvebratzen gemeinsam ist die auf den Bereich der Hände und Manschetten beschränkte Feuervergoldung, darüber hinaus zeigen sie jeweils ein individuelles Dekor. Die Handtruvebratze mit im Querschnitt sechseckigem Rahmen Kat.-Nr. 3 (Abb. 32) ist auf beiden Seiten identisch gearbeitet, sodass sie keine ausgeprägte Schauseite aufweist. Anhand der Abriebsspuren im Bereich der Nadelspitze ist erkennbar, dass sie tatsächlich auch beidseitig getragen wurde. Die Hände sind sehr plastisch und detailliert ausge-

²²¹ Heindel 1986, 70. – Fingerlin 1971, 343 Abb. 375-376. – Gere 1987, 101 Kat.-Nr. 211.

²²² Knippschild 2000, 52.

²²³ Vgl. Krabath 2004a, 237-246; vgl. auch Heindel 1989, 87.

²²⁴ Krabath 2004a, 246. – Eine Auflistung bietet Rosenberg 1925, 56-57.

²²⁵ Vgl. Tegethoff 2002, 9.



Abb. 34 Silberne Handtruwebratze mit Ösen und Kettenfragment im Schatzfund von Fuchsenhof. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 459 Kat.-Nr. 55).

formt, mit jeweils einer Perlbandreihe auf den Außenseiten der Manschetten, ein insbesondere an Handreliquiaren häufig zu findendes Zierelement, das als stilisierte Knopfreihe gedeutet werden kann²²⁶.

Dagegen ist die Handtruwebratze, deren eines Handpaar einen kleinen vergoldeten Fingerring hält, Kat.-Nr. 4 (**Abb. 33**) vergleichsweise schlicht gestaltet, auch die Hände sind wenig detailliert ausgeformt. Wann und zu welchem Zweck der Ring an der Handtruwebratze befestigt wurde, ist nicht sicher zu bestimmen. Er könnte der Verbindung zweier Spangen mittels einer Kette gedient haben, wie dies bei zwei Spangen im Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171)²²⁷ sowie bei einer Spange aus dem Schatzfund von Pritzwalk (Hort-Nr. 35)²²⁸ belegt ist (**Abb. 34**). M. Rosenberg²²⁹ sieht einen Zusammenhang zwischen dem Verlust der Spangenfunktion durch auf der Nadel applizierten Dekor und der Befestigung an Kleidungsstücken mittels Ringen und Ketten. Auch G. Blaschitz und S. Krabath²³⁰ interpretieren die in das Handtreuemotiv eingehängten Ringe und Ketten als Vorrichtung zum Aufnähen der Spangen auf die Kleidung mit der Begründung, dass diese durch die aufwendig dekorierten Nadeln, die nicht mehr durch Stoff gesteckt werden konnten, auf die reine Schmuckfunktion reduziert waren. Da die Nadel der Spange Kat.-Nr. 4 heute verloren ist, kann die These in diesem speziellen Fall nicht verifiziert werden²³¹. Zwei Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 5 und 6) sind zusätzlich zur Feuervergoldung mit Niello verziert. In beiden Fällen gehen J. M. Fritz²³² und ihm folgend L. von Wilckens²³³ fälschlicherweise von tiefblauem Email aus. Mit Niello verzierte Spangen sind insbesondere aus Skandinavien überliefert²³⁴, niellierte Handtruwebratzen werden jedoch häufiger auch in Gildeordnungen norddeutscher Goldschmiede als Meisterstücke gefordert, beispielsweise in Lüneburg (um 1400) mit Buchstaben verzierte, entsprechend der Spange Kat.-Nr. 6²³⁵.

Die Handtruwebratze Kat.-Nr. 5 (**Abb. 35**) trägt etwa auf der Nadelmitte ein aufgelötetes nielliertes Wappen, das aufgrund der dargestellten Schere als Schneiderzunftwappen anzusprechen ist²³⁶. Während der Spangenrahmen sehr einfach gehalten ist, sind die Handpaare, Manschetten und insbesondere das Wappenplättchen aufwendig gearbeitet. Durch das Aufbringen des Wappens verliert die Spange als solche ihre Funktion²³⁷. Vergleichbar dekorierte Handtruwebratzen sind beispielsweise im Schatzfund von Pritzwalk enthalten (**Abb. 36**). E. Steingraber²³⁸ spricht derart verzierte Nadeln als Charakteristika der aus dem Ostseegebiet stammenden Spangen an.

²²⁶ Beispielsweise an einem Handreliquiar im Essener Münster-schatz: Fritz 1982, Nr. 93 und am Handreliquiar des hl. Georg im Kunstgewerbemuseum in Berlin: Fritz 1982, Nr. 180.

²²⁷ Prokisch u. a. 2004a, 458 Kat.-Nr. 54-55.

²²⁸ Prokisch u. a. 2004a, 815 Abb. 93.4. – Rosenberg 1925, 58.

²²⁹ Rosenberg 1925, 58-60 bes. 60.

²³⁰ Blaschitz/Krabath 2004, 755.

²³¹ Allerdings zeigt die Gesamtaufnahme bei Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96 die Spange Kat.-Nr. 4 mit einfacher, undekorierter Nadel, was der These widersprechen würde, vorausgesetzt es handelt sich um die originale Nadel.

²³² Fritz 1982, 231.

²³³ von Wilckens 1985.

²³⁴ Heindel 1989, 85.

²³⁵ Zunfturkunden aus Riga (1360, 1542), Wismar (1403, 1543) und Lübeck (1409, 1492) schreiben zum Erwerb des Meister-

briefes für Goldschmiede die Anfertigung einer Handtruwebratze vor, die hauptsächlich niellierte (geblackmalet) sein sollte: Heindel 1986, 74. – Fingerlin 1971, 28. – Fritz 1982, 231. In Lüneburg waren Schnallen mit Buchstaben gefordert, in Bremen mit Laubwerk verzierte: Rosenberg 1925, 56-57.

²³⁶ Möglicherweise könnte es sich um die Auftragsarbeit für einen Meister der Schneiderzunft handeln.

²³⁷ Ob sie überhaupt und falls ja in welcher Position sie getragen wurde, könnte mittels einer Gebrauchsspurenanalyse festgestellt werden. Leider ist die Handtruwebratze derzeit im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte nicht auffindbar, weshalb sie im Rahmen vorliegender Arbeit nicht untersucht werden konnte.

²³⁸ Erich Steingraber, *Alter Schmuck* (München 1956) zitiert nach Lorenzen 1997/98, 334.

Abb. 35 Handtruwebratze Kat.-Nr. 5. – (Foto S. Brentführer; Montage V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 36 Spange mit Wappen auf der Nadel im Schatzfund von Pritzwalk. – (Nach Krabath u. a. 2006, 132 Kat.-Nr. 5, Foto S. Krabath).



Abb. 37 Handtruwebratze Kat.-Nr. 6. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Im Gegensatz zur vorhergehend besprochenen zeigt die Handtruwebratze Kat.-Nr. 6 (**Abb. 37**) vergleichsweise wenig detailliert ausgeformte Hände und Manschetten, wohingegen der Bügel aufwendig verziert ist. In das Silberblech wurden mit einem Spitzstichel flache Gruben geschnitten, sodass gotische Majuskel erhaben stehen blieben. Durch die Verfüllung der Gruben mit dunkelblauem Niello wird ein Farbkontrast erzielt, der die Inschrift deutlich hervorhebt. Die anagrammartig anmutende Inschrift besteht aus der Buchstabenfolge + A A C M [B] A C A, allerdings ist der Buchstabe im Bereich der aufliegenden Nadelspitze wegen des starken Abriebs nicht eindeutig zu identifizieren. Denkbar sind B, E, C oder G. Die vorausgehende Kombination aus C und M lässt ein B vermuten, woraus sich die Abfolge der Anfangsbuchstaben von C(aspar), M(elchior) und B(althasar), den Namen der Heiligen Drei Könige, ergeben könnte²³⁹. Der ursprüngliche Sinnzusammenhang ist zwar nicht mehr eindeutig zu erschließen, mit aller gebotenen Vorsicht kann dieser jedoch im christlich-religiösen Bereich angenommen werden²⁴⁰. Derart rätselhafte Buchstabenfolgen sind auf mittelalterlichen Spangen häufiger anzutreffen und es ist davon auszugehen, dass sie im Mittelalter einen bestimmten Symbolwert innehatten, auch wenn dieser sich der heutigen Deutung weitgehend entzieht²⁴¹.

Die Majuskeln lassen sich zwar keinem bestimmten Typ zuordnen, da sie wenig detailliert ausgeführt sind, die Buchstabenform spricht jedoch für eine Datierung ins erste Viertel des 14. Jahrhunderts²⁴². Bezüglich der altertümlich anmutenden Buchstabenform ist schwer zu entscheiden, ob dies beabsichtigt oder durch die möglicherweise ungeübte Hand des Goldschmieds bedingt ist, zumal die Darstellung metallpositiver Majuskel generell ungewöhnlicher ist als die Gravurtechnik. Entsprechendes gilt für den auf dem Kopf stehenden Buchstaben M. Fehler sind in mittelalterlichen Inschriften weit verbreitet, insbesondere Konsonantentausch und spiegelverkehrte Buchstaben, was auf mangelnde Lateinkenntnisse der Goldschmiede hindeuten könnte²⁴³.

Vergleichbare Handtruwebratzen mit durch Niello hervorgehobener Inschrift auf dem Rahmen sind im Schatzfund vom Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171)²⁴⁴ und aus Slagelse, Vestsjaellands Amt (DK, Hort-Nr. 99)²⁴⁵ überliefert.

– – Spangen mit Inschrift (Kat.-Nr. 7)

Aufgrund der häufig auftretenden Inschriften sowohl auf Handtruwebratzen (wie Kat.-Nr. 6), als auch auf den sog. Ave-Maria-Schnallen²⁴⁶, postuliert I. Heindel²⁴⁷ eine enge Verwandtschaft zwischen beiden Spangenformen, die er anhand der Inschriften in folgende fünf Gruppen untergliedert: 1. Spangen mit dem Gruß »*AVE MARIA GRATIA PLENA*« in mehr oder weniger abgekürzter Form, 2. Spangen mit Bibelziten, Conclusiones und Invokationen, 3. Spangen mit Zitaten römischer Dichter, beispielsweise »*AMOR VINCIT OMNIA*«²⁴⁸, 4. Spangen mit anagrammartigen, heute nicht mehr verständlich abgekürzten Legenden und 5. Spangen mit Einzelbuchstaben oder Buchstabengruppen mit Trennzeichen.

²³⁹ Freundlicher Hinweis von G. Blaschitz, Krems.

²⁴⁰ L. von Wilckens 1985 spricht die Inschrift als Anruf an die Mutter Gottes an, jedoch ohne ihre Auffassung näher zu begründen.

²⁴¹ Vgl. Fritz 1982, 9. – Inschriftengruppe 4 bei Heindel 1986, 70 und Heindel 1989, 86-87. – Siehe auch LexMA II (1983) 894-895 s. v. Buchstabe und Buchstabensymbolik [Ch. Daxelmüller].

²⁴² Freundliche Auskunft von R. Fuchs, Mainz. – Zur gotischen Majuskel des 13. und 14. Jhs.: Kloos 1980, 129-132.

²⁴³ Heindel 1986, 68.

²⁴⁴ Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 52, 53, 80.

²⁴⁵ Krabath 2004a, 779 Abb. 9b.

²⁴⁶ Die Benennung als Ave-Maria-Schnallen durch Heindel 1986, 65. 68-70 sowie Heindel 1989, 85. – Vgl. Krabath 2004a, 245, hier als Dekor 6 bezeichnet, trägt der Tatsache Rechnung, dass es sich bei den Inschriften in den meisten Fällen um den Gruß »*AVE MARIA GRATIA PLENA*« (Gruß des Engels Gabriel an Maria, Lukas I, 28) in mehr oder weniger stark abgekürzter Form handelt.

²⁴⁷ Heindel 1986, 65. – Zum Folgenden: Heindel 1986, 68-70.

²⁴⁸ Zitat aus Virgils Hirtengedichten nach Heindel 1986, Fundort-Nr. 23-33.

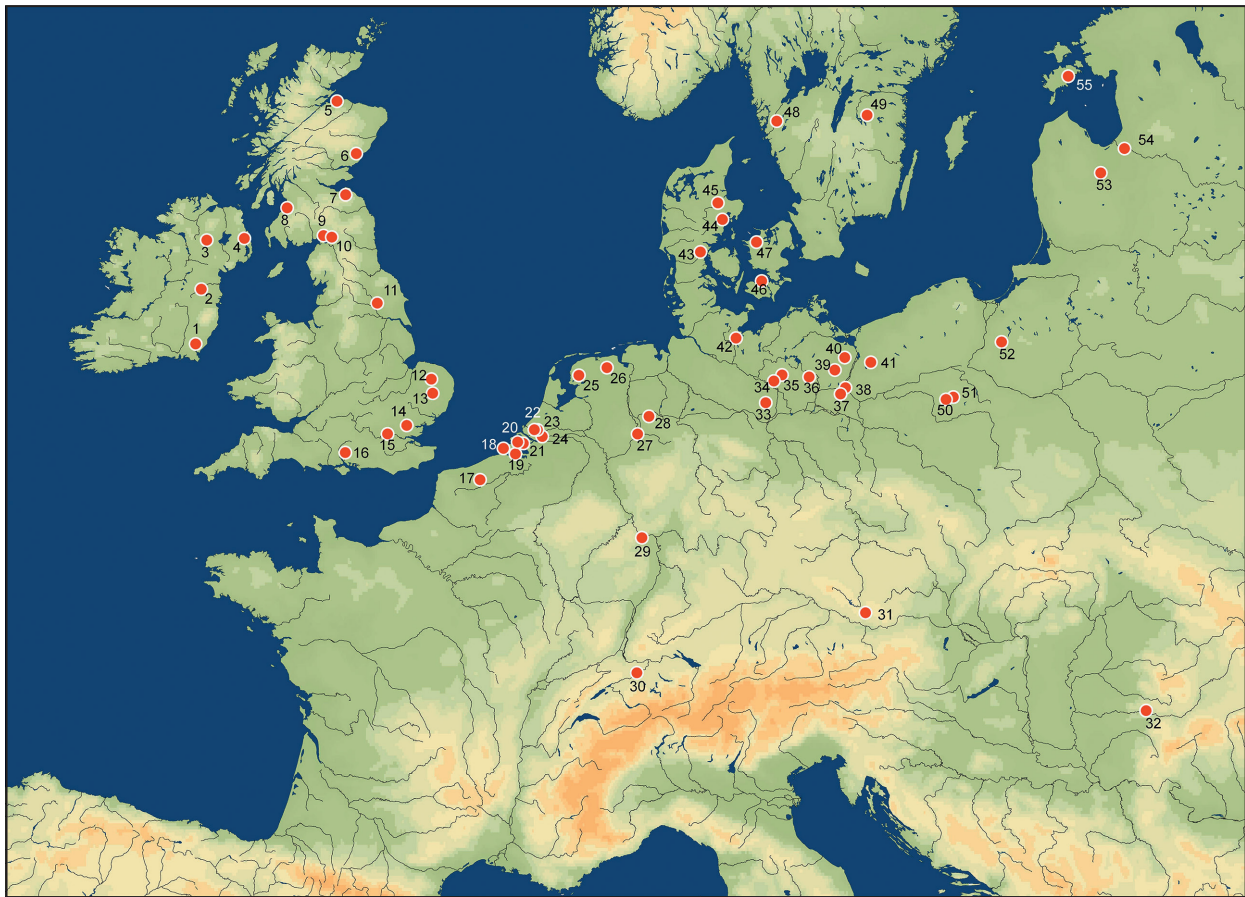


Abb. 38 Fundorte von Spangen mit Inschriften (Fundortnachweis Tab. 26). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Inschriftenspangen liegen in vielfältigen Varianten vor: mit runden, spitzovalen oder mehrpassförmigen Rahmen und umlaufender Inschrift beziehungsweise umlaufendem Buchstabenband, mit oder ohne Trennungszeichen, oder mit auf nur eine Rahmenhälfte begrenzter Inschrift.

Heindel²⁴⁹ nimmt eine räumlich und zeitlich relativ eng begrenzte Verbreitung der Handtruwebratzen und Ave-Maria-Schnallen an, die ebenso wie die schriftliche Überlieferung in Zunfturkunden auf niederdeutsche Werkstätten hinweise. Allerdings fand sich eine zweischalige Gussform für Ave-Maria-Spangen in Ashill, Norfolk (GB), also außerhalb des von Heindel postulierten Produktionsgebietes²⁵⁰. Als Ursachen der Verbreitung sieht Heindel²⁵¹ die Ausbreitung der Hanse im Ostseegebiet im 13. und 14. Jahrhundert sowie die deutsche Ostexpansion (**Abb. 38**).

Nur wenige Spangen stammen aus eindeutig datierten Fundverbänden, zumeist werden sie epigraphisch datiert. Der bisher früheste Nachweis datiert wohl in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts²⁵², die zeitliche Hauptverbreitung liegt im 14. Jahrhundert. Einzelne Belege, dann allerdings aus Weißmetall, finden sich in den Niederlanden bis in das 15. Jahrhundert hinein²⁵³.

Die kleine emaillierte und feuervergoldete Ringspange Kat.-Nr. 7 (**Abb. 39**) trägt auf dem Rahmen eine umlaufende Inschrift aus im Metallpositiv dargestellten gotischen Majuskeln (ähnlich der Handtruwebratze

²⁴⁹ Heindel 1986, 71. 74-76.

²⁵⁰ Krabath 2004a, 784 Abb. 28.

²⁵¹ Heindel folgt damit Blomqvist 1947, 135 und Kivikoski 1973, 132.

²⁵² Allerdings ist bei dieser Datierung Vorsicht geboten, da die von Werner Meyer für den Fundort der Spange, die Frohburg bei Olten (CH), aufgestellte Chronologie angezweifelt wird.

²⁵³ Krabath 2004a, 245.



Abb. 39 Inschriftenspange Kat.-Nr. 7. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 4:1.

Kat.-Nr. 6). Die Majuskeln sind stilistisch gut ausgeführt, was für eine in dieser Technik geübte Hand des Goldschmieds spricht. Die um das Buchstabenrelief ausgehobenen Gruben wurden mit opakem rotem Email gefüllt.

Epigraphisch ist die Spange in die Mitte des 14. Jahrhunderts zu datieren, aufgrund des hohen Balkens am L²⁵⁴. Die niederdeutsche Inschrift *L A S M I R U N G E S O R D E N L A N* ist nach H. Birkhan²⁵⁵ als »*LAS MIR UNGESORDEN LAN*« mit »Lass mich ungevögelt bleiben« zu übersetzen.

Damit ist die Inschrift in zweierlei Hinsicht außergewöhnlich: Zum Einen sind niederdeutsche Inschriften auf Schmuckstücken generell selten überliefert²⁵⁶, zum Anderen sind derart vulgäre Inschriften auf Realien des 13. und 14. Jahrhunderts bislang kaum bekannt²⁵⁷. Die vom Bedeutungsgehalt der Spangeninschrift am nächsten stehende Parallele ist die folgende Inschrift einer mutmaßlich in England gefundenen Ringspange: *IEO SUI FERMAIL PUR GA[R] DER SEIN KE NUS VILEIN NI METTER MEIN*, nach M. Jones²⁵⁸ zu übersetzen als »Ich bin eine Spange um die (weibliche) Brust zu schützen, so dass kein Flegel seine Hand darauf legen möge«.

In der mittelalterlichen Erzählliteratur sind obszöne Schilderungen durchaus nicht unüblich²⁵⁹. In mehreren Handschriften des 14. Jahrhunderts ist »vögeln« als Synonym für die Paarung im Tierreich und als bekannter Ausdruck belegt. Die Vogelmetapher findet hier häufigere Verwendung in teilweise obszönen Schilderungen. Beispielsweise ist in den »Gesta romanorum«²⁶⁰ vom üblen Treiben eines Storchensweibes zu lesen: »Und die weil der storch auzzen waz. Do voglet sich die stoerchinn mit aynem andern storchen [...]«. Bevor ihr Mann zurückkehrt, reinigt sich die untreue Partnerin im Wasser »daz nicht ir man der storch dez gesmachez der unchaesch enpfuend«. In diesem Beispiel gilt die Reinigung der Störchin als Metapher für die Reinigung der Seele in der Beichte. Am Ende der Erzählung steht als Empfehlung an die Ehefrauen, die Treue ernst zu nehmen, es der Störchin nicht gleich zu tun und Gott die reine Seele zu schenken²⁶¹.

Die Zunftordnungen schrieben in der Regel vor, dass kein Handwerksgeselle vor Vollendung der Meisterstücke heiraten durfte²⁶². Problematisch war der Umstand, dass die in erzwungener Ehelosigkeit lebenden Gesellen ihre sexuellen Bedürfnisse bei unbescholtenen Mädchen oder verheirateten Frauen zu befriedigen suchten²⁶³. Im Spätmittelalter arbeiteten die Handwerksgesellen nicht nur bei ihrem Meister, sondern leb-

²⁵⁴ Mündliche Auskunft von R. Fuchs, Mainz.

²⁵⁵ Freundliche Mitteilung von H. Birkhan, Wien, mündlich am 24.11.2004.

²⁵⁶ Ein Inschriftenverzeichnis bietet z. B. Fritz 1982; Heindel 1986, 66-69 und Fundort-Nr. 35, Abb. 4. Als Beispiele führt er neben Fundort-Nr. 35 drei Spangenfunde aus Baia (Rumänien) an, einer Stadtwüstung des 14.-17. Jhs. – Zur Entwicklung und Ausprägung der niederdeutschen Sprache und einer volkssprachigen Schriftlichkeit ab der ersten Hälfte des 14. bis zum 16. Jh. im Raum Münster: Peters u. a. 1993.

²⁵⁷ Freundliche Auskunft von G. Blaschitz, Krems.

²⁵⁸ Jones 2002, 222 Abb. 10.9.

²⁵⁹ Blaschitz/Schedl 2000, 98-101.

²⁶⁰ Adelbert Keller (Hrsg.), Gesta romanorum, das ist der Römer Tat [cgm 54] (Quedlinburg, Leipzig 1841), zitiert nach Blaschitz/Schedl 2000, 99-100. – Zur Verwendung der Vogelmetapher mit derb-erotischer Bedeutung auch Blaschitz 2001, bes. 354-355.

²⁶¹ Zum Bild der Frau in der offiziellen Theologie: Schimer o. J., 26-33.

²⁶² Rosenberg 1925, 176.

²⁶³ Wodurch vor allem die Legitimität der Erben gefährdet war. Primär sollte dies durch Tolerierung der Prostitution verhindert werden: Müller 1988, 173-174.

ten auch in dessen Haushalt. Zwar verbot die gesellschaftliche Norm, mit der Frau des Meisters eine sexuelle Beziehung einzugehen, dennoch scheint dieses Verbot häufiger übertreten worden zu sein²⁶⁴. Offenbar schien es generell notwendig zu sein, an die christlichen Tugenden und insbesondere die Keuschheit zu erinnern und zu mahnen (Abb. 40). L. von Wilckens²⁶⁵ interpretiert die Inschrift auf der Spange Kat.-Nr. 7 als Anruf an die Mutter Gottes, eine These, die in diesem Sinnzusammenhang als Hilfe zur Bewahrung vor der Sünde der Wollust durchaus zu vertreten ist²⁶⁶.

Insbesondere das Minneverhalten unterlag dem Ideal der höfischen *zucht* und *mâze*, das sowohl Mädchen als auch Jünglingen zur *ere* gereichte²⁶⁷. Insofern erscheint es naheliegend, in den Auftraggebern respektive Besitzern dieser Goldschmiedearbeit jedenfalls Angehörige der gehobeneren Gesellschaftsschichten zu vermuten. Allerdings lassen sich die ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf Alltagsgegenständen auftretenden deutschen Inschriften allgemein keiner bestimmten sozialen Gruppe zuweisen²⁶⁸.

Bei »vögeln« handelt es sich eindeutig um eine sexuelle Metapher, die in unserem heutigen Verständnis als obszön aufzufassen ist. Ob dies dem Verständnis im 14. Jahrhundert entspricht, ist nicht sicher nachzuweisen. Aus Sittenverordnungen und einschlägigen Ratserlassen sind zwar beispielsweise bezüglich der Kleidung recht klare Normen herauszulesen, allerdings erweisen sich diese Quellen als nahezu unbrauchbar, um den Verlauf der Anstandsgrenze für den sprachlichen Ausdruck zu bestimmen. Zudem kann innerhalb der gleichen Epoche in einer bestimmten sozialen Schicht ein Wort als ausgesprochen obszön gelten, das in einer anderen Schicht zur derben Umgangssprache gehört²⁶⁹. Die Rekonstruktion des sozialgeschichtlichen Rahmens und der didaktischen Funktion der Inschrift bleiben demnach spekulativ. Dies ist um so bedauerlicher, als die Metapher eigentlich nur in ihrem Kontext sicher zu interpretieren ist, da dieser der Metapher erst ihren gemeinten Sinn verleiht: »Der metaphorische Ausdruck nämlich nennt nur die *eine* Seite, das Bild; in dem Zusammenhang aber, in welchem das Bild gebraucht wird, liegt die eigentliche Bedeutung, welche gemeint ist, so nahe, dass sie gleichsam ohne direkte Abtrennung vom Bilde unmittelbar zugleich gegeben ist«²⁷⁰. Die Verwendung sexueller Metaphern kann nicht pauschal als zur Vermeidung



Abb. 40 Illustration zu den zehn Geboten. Das 6. Gebot untersagt Ehebruch »Du sollst nicht unkeusch sein«. Aus dem »Seelentrost« von Anton Sorg, Augsburg 1478. – (Nach Schirmer o.J., 31).

²⁶⁴ Im Nürnberger Fastnachtsspiel beispielsweise erscheint als Strafe in derlei Fällen häufig das Kastrationsmotiv: Müller 1988, 185.

²⁶⁵ von Wilckens 1985, 308.

²⁶⁶ Freundlicher Hinweis von G. Blaschitz, Krems.

²⁶⁷ Blaschitz/Schedl 2000, 101.

²⁶⁸ Blaschitz 2000, 177.

²⁶⁹ Müller 1988, 22-23.

²⁷⁰ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik I. Werke in 20 Bänden (Frankfurt/M. 1970) Vol. XIII, 517, zitiert nach Müller 1988, 14.



Abb. 41 Mit plastischen Köpfchen dekorierte Schmuckstücke (Kat.-Nr. 8-10). – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

eines Tabubruchs erklärt werden. In bestimmten Kontexten oder bestimmten kommunikativen Situationen können sie in ihr Gegenteil umschlagen, quasi als Aufforderung gemeint und verstanden werden²⁷¹.

I. Heindel²⁷² vertritt die Auffassung, dass der Trägerkreis von Handtruwebratzen und Spangen mit Inschriften aufgrund der aufwendigen Herstellung, des kostbaren Materials, der Inschriften sowie der Fundorte »ziemlich eng gezogen« werden könne, womit in erster Linie Angehörige des Adels und des wohlhabenden Städtebürgertums gemeint sind. Die Fundstelle von Seehausen (Kr. Prenzlau) *in der Nähe* eines ehemaligen Zisterzienserinnenklosters führt ihn zu der Vermutung, »dass auch Angehörige der Geistlichkeit derartige Schnallen zur Ordenstracht trugen«²⁷³. Die Inschriften auf Gegenständen des täglichen Gebrauchs, der Arbeitswelt, privatem Eigentum und Geschenken, die damit einen individuellen Charakter erlangen, wurden

²⁷¹ Müller 1988, 29.

²⁷² Heindel 1986, 71-72, Zitat 71.

²⁷³ Heindel 1986, 71. – In unmittelbarer Nähe des dort abgegangenen Zisterzienserinnenklosters wurden im Wasser an der alten Uferlinie im Schutt des Klosters eine »Ave-Maria-Schnalle« und zwei Handtruwebratzen gefunden. In diesem Zusammenhang ist das Gedankenspiel reizvoll, dass die

Spange Kat.-Nr. 7 das Geschenk eines adeligen Vaters an seine Tochter bei deren Eintritt in ein Kloster gewesen sein könnte. Immerhin wird in Anspielung auf die nicht immer und überall eingehaltenen Klosterregeln im Nürnberger Fastnachtsspiel das Bordell als »Kloster« bezeichnet: Müller 1988, 176; hierzu auch Schirmer o.J., 34-50, bes. Abb. 34.

im Allgemeinen nicht für die Betrachtung durch einen größeren Rezipientenkreis geschaffen, was dazu beiträgt, dass weder der materielle und besonders der ideelle Wert des Objektes noch der ehemalige Besitzer sicher zu bestimmen sind²⁷⁴. Ein apotropäischer Charakter der Spangeninschrift kann jedoch unterstellt werden.

– – Spangen und Fibel mit plastischen Köpfchen als Rahmendekor (Kat.-Nr. 8-10)

Die Rahmen der Spangen Kat.-Nr. 8 und 9 sowie der Fibel Kat.-Nr. 10 sind mit kleinen plastischen Köpfchen verziert (**Abb. 41**). Bei den beiden letztgenannten wurden die Köpfchen gegossen und jeweils einzeln auf den Rahmen gelötet, wohingegen der Rahmen der Spange Kat.-Nr. 8 aus einem gegossenen Kranz aus je fünf alternierenden Köpfen und Rosetten besteht, der auf einen verstärkenden, halbrunden Silberring aufgelötet wurde.

Bei der Spange Kat.-Nr. 9 wurden abwechselnd zwei Männer- und zwei Frauenköpfe, gekennzeichnet durch eine unterschiedliche Haartracht, auf den Rahmen gelötet. Die Nadelmitte wird von einem kleinen Kopf auf einer sechsblättrigen Rosette geziert, wodurch die Spangenfunktion verloren ist. Dennoch sind leichte Abnutzungsspuren auf Nadelspitze und Rahmen feststellbar, die allein durch die Bewegung der lose auf dem Rahmen aufliegenden Nadelspitze entstanden sein dürften. Auf der Rahmenrückseite dagegen ist starker Abrieb festzustellen, ebenso auf den Vorderseiten der Köpfchen, besonders auf den Nasen und Stirnpartien. Auch die Spange Kat.-Nr. 8 trägt eine Rosette auf der fast vollständig verdeckten Nadel. Allerdings wurde hier die Funktionalität der Spange beibehalten, indem die Rosette mittels einer L-förmigen Halterung in einem Abstand von einem Millimeter aufgelötet wurde. Starker Abrieb auf der Nadelspitze und an entsprechender Stelle auf dem Spangenrahmen deuten auf den häufigen Gebrauch der Spange hin. Die fünf frontal dargestellten und stark verdrückten Köpfchen wechseln sich auf dem Rahmen mit Rosetten ab, die jeweils kleine, aufgelötete Kastenfassungen tragen, alternierend besetzt mit kleinen Korallen und Perlen.

Die Fibel Kat.-Nr. 10 ist auf ihrer hexagonförmigen Grundplatte mit sechs frontal dargestellten, gegossenen Männer- und Frauenköpfen besetzt, die im Wechsel mit Almandingranaten und Saphiren angeordnet sind. Ein kleinerer, siebter Kopf ruht in der Plattenmitte auf einem Blütenkelch. Während die Frauenköpfe Hauben oder Kopftücher tragen, zeichnen sich die Männerköpfe durch eine halblange, lockige Haartracht aus, nach oben hin links und rechts des Kopfes spitz zulaufend, sodass der Eindruck von Teufelsmasken beziehungsweise Theatermasken entsteht. Die aus einem geschmiedeten Blech ausgeschnittene hexagonförmige Grundplatte wurde mit rautenförmigen Durchbrüchen versehen und ähnelt damit Appliken, die in der Kirche von Saksøbing (Sjælland/DK) gefunden wurden²⁷⁵ sowie einem Hakenverschluss aus dem Schatzfund von Rösta by (Jämtlands län/S, Hort-Nr. 156)²⁷⁶.

Sechszackige Sterne sind als Ornament ohne spezifische jüdische Bedeutung weit verbreitet, sowohl im jüdischen, im christlichen und auch im arabischen Kulturbereich. Das Hexagramm aus zwei ineinandergeschobenen Dreiecken wurde erst im 19. Jahrhundert zunehmend zum Symbol des Judentums²⁷⁷. Zierelemente in Form sechszackiger Sterne finden sich im 14. und 15. Jahrhundert zahlreich an Reliquiaren²⁷⁸, in Siedlungsschichten beispielsweise der Londoner Altstadt²⁷⁹ und auf einer skandinavischen Gussform im Vestfald Fylkesmuseum, Tønsberg (N)²⁸⁰.

²⁷⁴ Blaschitz 2003, 265.

²⁷⁵ Jensen u. a. 1992, Bd. 2, Kat.-Nr. 296.

²⁷⁶ Hildebrand 1892, 27 Nr. 26. – Prokisch u. a. 2004a, 809 Abb. 90.

²⁷⁷ LexMA III (1986) 608 s. v. Davidstern [R. Schmitz].

²⁷⁸ Beispielsweise am Armreliquiar des hl. Georg aus dem Welfenschatz im Braunschweiger Dom: Fritz 1982, Nr. 180 und an der Hostienmonstranz aus St. Peter und Alexander in Aschaffenburg: Fritz 1982, Nr. 450.

²⁷⁹ Egan/Pritchard 1991, Nr. 1093-1094.

²⁸⁰ Lightbown 1992, 49 Abb. 11.

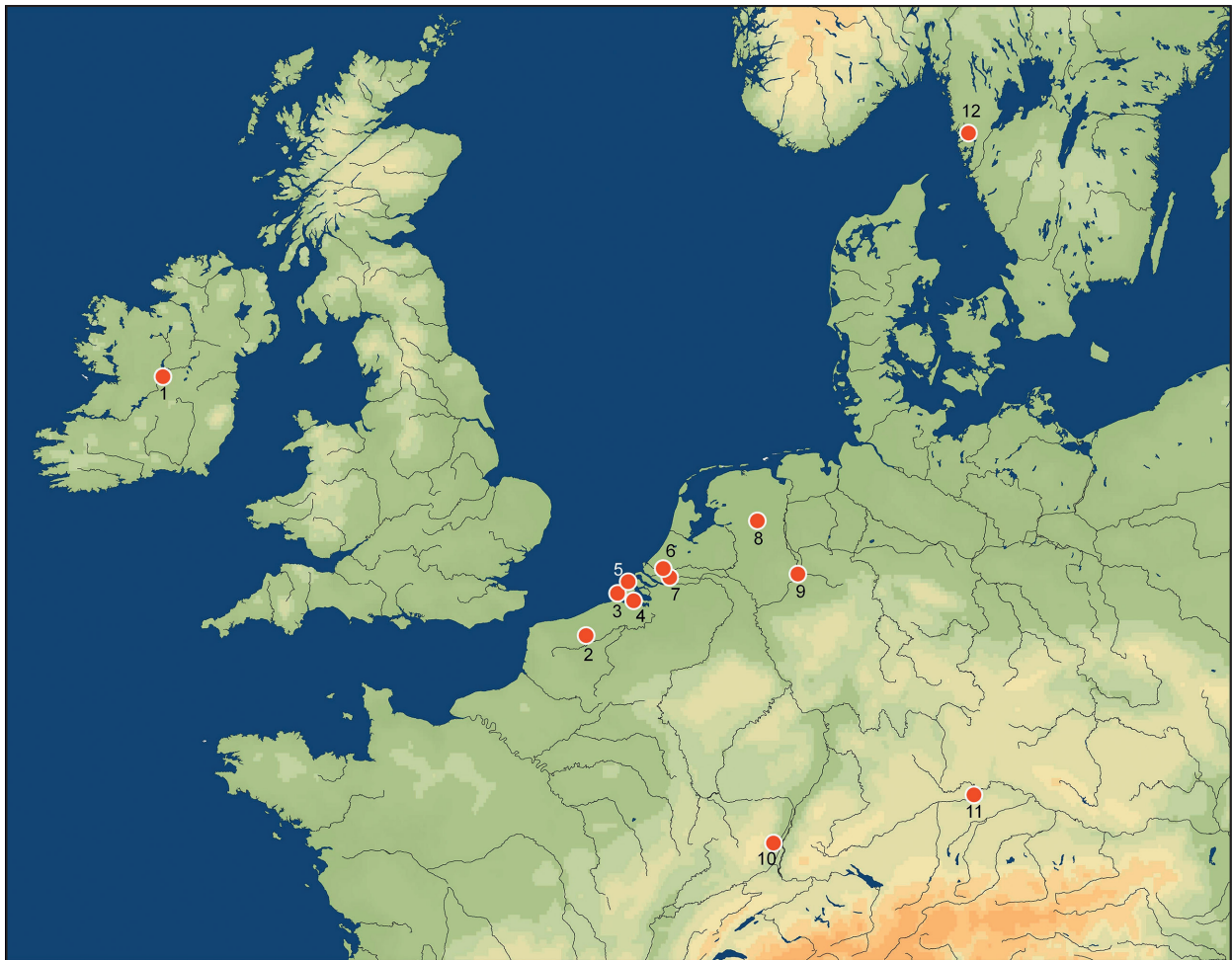


Abb. 42 Fundorte von Spangen mit plastischen Köpfchen (Fundortnachweis Tab. 27). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Sogenannte Theatermasken sind häufiger auf Schmuckstücken der griechischen und römischen Antike zu beobachten²⁸¹. Eine direkte Beziehung oder gemeinsame Wurzel von mittelalterlichen und antiken Theatermasken erscheint allerdings nur schwer vorstellbar. Wahrscheinlicher ist, dass die auf frühmittelalterlichen skandinavischen Schmuckstücken auftretenden halblastischen Köpfe²⁸² als ikonographische Vorlage gedient haben könnten.

Die meisten Vergleichsbeispiele mit Köpfen dekorierter Spangen wurden in der holländischen Küstenregion entdeckt (**Abb. 42**). Ein weiterer Verbreitungsschwerpunkt liegt in Schweden, wohingegen aus West- und Mitteleuropa lediglich vereinzelte Funde zu verzeichnen sind.

Die Spangen stammen mehrheitlich aus Schatzfunden und Siedlungsschichten des 14. Jahrhunderts. Frontal dargestellte Köpfchen finden sich als Dekor ebenfalls auf Gürtelbeschlägen²⁸³ (**Abb. 43**) und auf einem Kopfband aus dem Schatzfund von Badeboda (Kronobergs län/S, Hort-Nr. 152)²⁸⁴. Auch auf Schmuckstücken des 15. und 16. Jahrhunderts sind plastische Köpfchen zu finden, allerdings weniger zahlreich.

²⁸¹ z.B. Wilson 1989, 31 Nr. 32. – In der illyrischen Stadt Daors (BIH) wurden in Siedlungsschichten des 2. Jhs. v.Chr. Gussformen für Theatermasken gefunden: Marić 1979, Taf. 6.

²⁸² z.B. auf dem Goldhalskragen von Älleberg im Kirchspiel Karleby, Västergötland (S): Katalog Stockholm 1994, 38 und auf dem Goldbrakteaten von Gotland, Kirchspiel Fardhem (S): Katalog Stockholm 1984, 55.

²⁸³ Beispielsweise auf dem Gürtel im Mitte des 14. Jhs. verborgenen Schatzfund von Dune (Gotland/S, Hort-Nr. 149): Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 469, sowie auf einem der Gürtel im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31): Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 359. – Katalog Colmar 1999, 48 Nr. 18.

²⁸⁴ Lightbown 1992, 129 Abb. 37.



Abb. 43 Gürtelfragment im Schatzfund von Colmar. – (Nach Ostritz 2010a, 290 Abb. 147).

Abb. 44 Spangen mit floralem Rahmendeckor (Kat.-Nr. 11-12). – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.



Eine Goldfibel mit weiß emailliertem Frauenkopf wurde im Fluss Meuse (F) gefunden²⁸⁵. Ein Anhänger des 16. Jahrhunderts mit weiß emailliertem Männerkopf auf der Ansichtsseite befindet sich im Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln²⁸⁶. Möglicherweise waren die Gesichter auf den Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ursprünglich ebenfalls emailliert, allerdings erbrachten die Materialanalysen keine dahingehenden Hinweise.

– – Spangen mit floralem Rahmendeckor (Kat.-Nr. 11-12)

Die beiden Ringspangen Kat.-Nr. 11 und 12 (**Abb. 44**) sind derart ähnlich gestaltet, dass die Herkunft aus derselben Werkstatt als wahrscheinlich angenommen werden kann²⁸⁷.

Im Gegensatz zur Spange Kat.-Nr. 11 liegt bei Spange Kat.-Nr. 12 die Nadelspitze auf einem kleinen rhombenförmigen Blech auf, das von einem gravierten Wappen geziert wird. Dieses Wappen mit einem Kreuz

²⁸⁵ Wilson 1989, 133 Abb. 161.

²⁸⁶ Katalog Köln 1985, Bd. 1, Nr. 105.

²⁸⁷ Tegethoff 2002, 18.

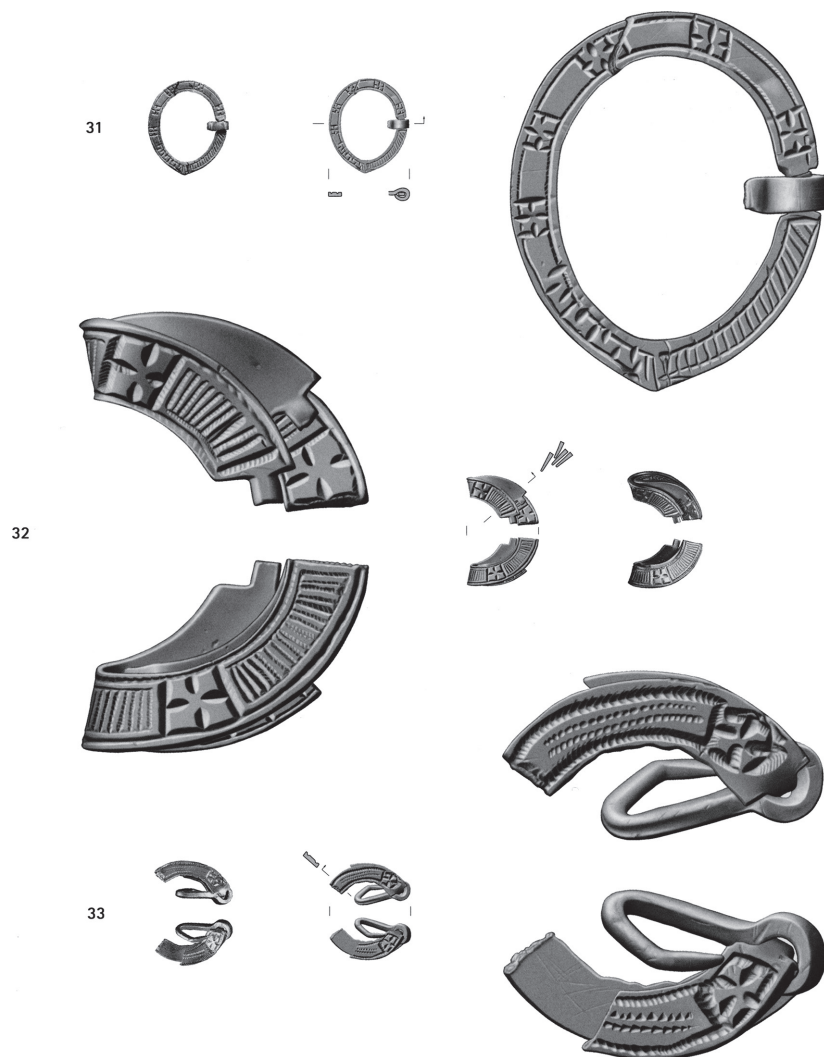


Abb. 45 Spangen mit gravierten Wappendekoren auf dem Rahmen im Schatzfund von Fuchsenhof. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 445 Kat.-Nr. 31-33).

aus rautenförmigen Balken zeigt große Ähnlichkeit zu sechs Wappenplättchen, die auf dem Rahmen einer Ringspange im National Museum of Antiquities in Edinburgh (GB) angebracht sind²⁸⁸, sowie gravierten Dekoren auf Spangenrahmen im Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) (**Abb. 45**)²⁸⁹.

Beide Spangen sind jeweils mit zwei größeren und vier kleineren Kastenfassungen besetzt. Schmale, flache Stege wurden auf den Rahmen gelötet und im oberen Teil zu einer, die größeren Kastenfassungen umschließenden, fünfblättrigen Rosette zusammengelötet. In den größeren Fassungen der Spange Kat.-Nr. 11 liegen eine Korallenperle sowie eine braune Glasperle, in den kleinen Fassungen beiderseits der Nadelspitze sind sehr kleine gelochte Glasperlchen enthalten. Die Lochung der Perlchen muss nicht zwingend auf eine Sekundärverwendung²⁹⁰ hindeuten, da Perlen auf Schnüre aufgezogen auch verhandelt wurden. Insbesondere bei kleinen Perlen wurde damit die Gefahr des Verlierens minimiert. Die Spange zeigt auffallend starke Gebrauchsspuren beziehungsweise Beschädigungen: Die kleine Kastenfassung neben der Nadelöse ist heute leer und stark verdrückt, diejenige auf der anderen Seite der Öse fehlt gänzlich. Zudem ist die Feuervergoldung insbesondere auf der Spangeninnenseite und der Rückseite stark abgerieben.

²⁸⁸ Callander 1924, 174 Abb. 5 Nr. 3.

²⁸⁹ Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 30-34, 37, 42.

²⁹⁰ Entgegen der Ansicht von Ruth Tegethoff 2002, 16.

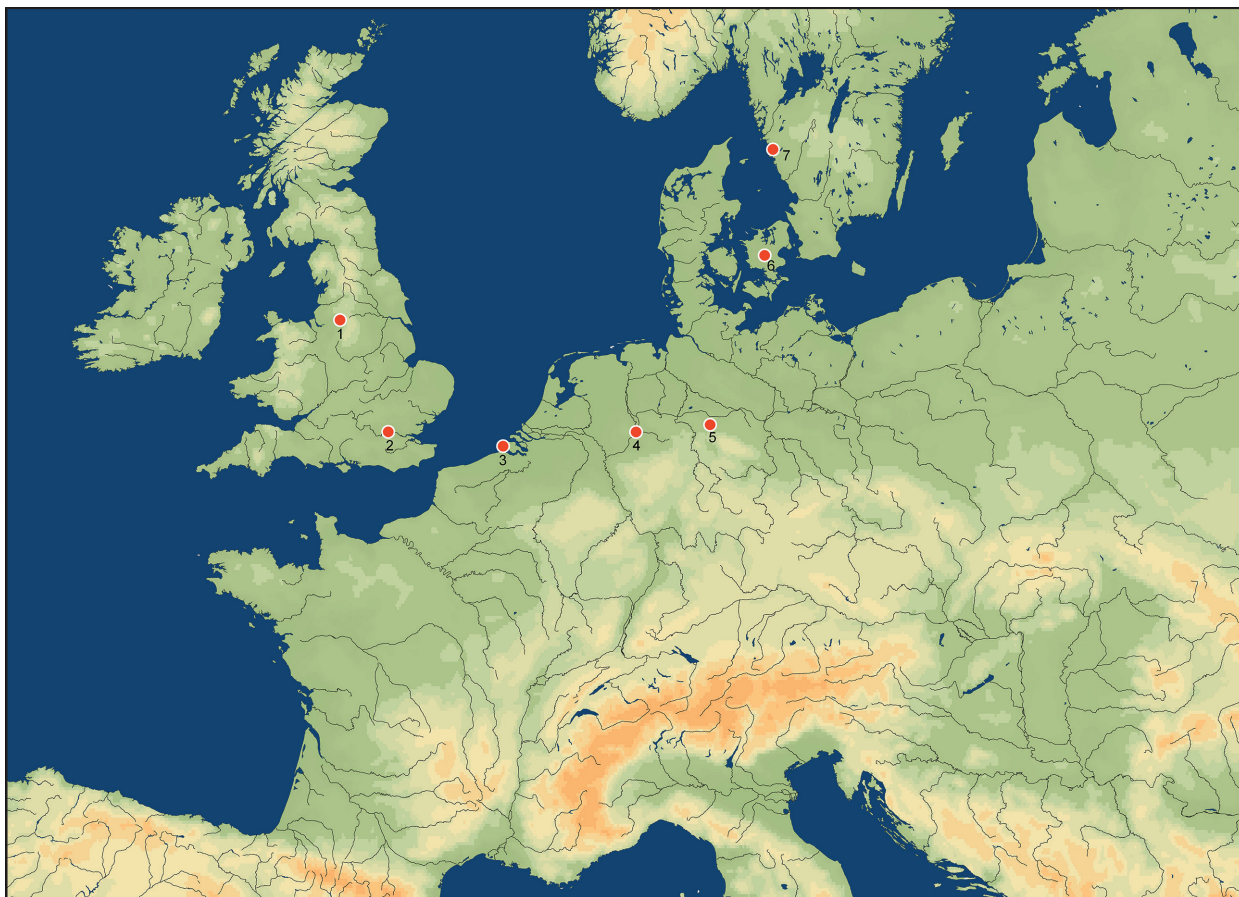


Abb. 46 Fundorte von Spangen mit floralem Rahmendekor (Fundortnachweis Tab. 28). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Einen noch höheren Grad der Beschädigung weist die Spange Kat.-Nr. 12 auf, deren Rahmen nur noch zu zwei Dritteln und deren Feuervergoldung lediglich in Resten erhalten ist. Die Kastenfassungen wurden sämtlich mit einer Zange aufgebrochen und die Steine entnommen. Möglicherweise ist der Spangenrahmen in diesem Zusammenhang gebrochen. In den beiden kleinen Kastenfassungen beiderseits der Nadelspitze sind unter dem Auflichtmikroskop kleine Gewebereste zu erkennen. Die Gewebeart ist allerdings aufgrund der starken Verdrückung nicht mehr zu identifizieren. Einzelne Fäden konnten als sehr feines z-gedrehtes Garn pflanzlichen Ursprungs bestimmt werden²⁹¹. Das Gewebe in einer der Fassungen ist mit einer braunen Masse verklebt, die zur Verfärbung des an sich hellen Gewebes führte. Die Gewebereste dienten anscheinend als Aufpolsterung für die Schmuckeinlagen²⁹². Insgesamt vermittelt das Spangenfragment Kat.-Nr. 12 den Eindruck, als sei es auf den reinen Silberwert reduziert zum Einschmelzen vorbereitet worden.

Obwohl à jour geschnittene Blätter und Blüten auf Goldschmiedearbeiten des 13. und 14. Jahrhunderts häufig vorkommen²⁹³, sind Spangen mit vergleichbar dekorierten Rahmen selten überliefert. Ein direktes Vergleichsbeispiel, allerdings unbekannter Herkunft, befindet sich in der Sammlung des Victoria & Albert Museums in London²⁹⁴. Ebenfalls mit à jour gearbeitetem Blattwerk verziert ist der Rahmen einer Spange in der

²⁹¹ Lichtmikroskopische Untersuchung und Bestimmung durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM.

²⁹² Benvenuto Cellini berichtet von kleingeschnittenen roten Seidenstückchen, die er auf schwarzen Treibkitt in eine Fassung einbrachte, um die Leuchtkraft eines Rubins zu erhöhen: Cellini 1974, 29.

²⁹³ Katalog Zürich 1991, 273 Nr. 145, insbesondere auf Reliquien- und Vortragekreuzen, Kronen, Buchdeckeln usw.; vgl. Fritz 1982, Kat.-Nr. 58, 62, 64, 156, 198.

²⁹⁴ Lightbown 1992, 493 Kat.-Nr. 10, Inv.-Nr. M. 530-1910.



Abb. 47 Ringfibel Kat.-Nr. 13. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 3:1.

Sammlung Carand²⁹⁵ sowie einer weiteren Spange in der Sammlung des Victoria & Albert Museums in London²⁹⁶. Bei letzterer weichen allerdings Anzahl und Anordnung der Steine erheblich von den beiden Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ab: Zehn Steine in sehr hohen, konisch zulaufenden Kastenfassungen zieren in regelmäßigen Abständen den Rahmen, gleiches gilt für eine Spange, die auf der Brust der großen Madonna im Hildesheimer Domschatz angebracht war²⁹⁷. Große Ähnlichkeit zu derartig verzierten Ringspangen zeigt ein Bodenfund aus Bringstrup (DK)²⁹⁸. Mit acht gefassten Steinen verziert ist der Rahmen einer Spange aus Manchester (GB)²⁹⁹ sowie einer Spange aus Tölö kyrka (Hallands län/S)³⁰⁰. Die wenigen Funde von Ringspangen mit hoch gefassten Steinen und à jour gearbeitetem Laubwerk werden ins 13. und 14. Jahrhundert datiert. Sie zeigen eine relativ weite geographische Streuung über Nordeuropa sowie die nördlichen Regionen Mittel- und Westeuropas (Abb. 46).

– – Ringfibel (Kat.-Nr. 13)

Die Fibel Kat.-Nr. 13 (Abb. 47) weist eine gegossene, runde Grundplatte auf, deren Rand von zwölf kleinen Perltellern gebildet wird. Diese sind abwechselnd mit grünen Glassteinen und Perlen besetzt. In der Mitte der Grundplatte liegt ein mit fünf Kugelschliffen verzierter Bergkristall in einer in Zacken gefeilten Zarge. Sowohl Bergkristall als auch Perlen sind häufiger an gotischen Goldschmiedewerken zu finden³⁰¹. Auch die konzentrische Anordnung kleinerer Steine um einen größeren und in Zacken gefeilten Zargen sind beliebte Zierelemente sowohl auf Schmuckstücken, als auch liturgischem Gerät³⁰². Direkte Vergleichsfunde sind allerdings bislang nicht bekannt.

Mit der abgeriebenen Feuervergoldung auf den Zacken der mittleren Fassung, am Rand der Grundplatte sowie auf deren Rückseite weist die Fibel deutlich erkennbare Gebrauchsspuren auf. Zudem ist mindestens eine Reparaturphase zu erkennen, anhand zweier Messingniete, die als Ersatz für die ursprünglichen Silberstifte montiert wurden. Damit deutet sich eine längere Lebenszeit des Schmuckstücks an.

Mit ihrem Dekor von rings um einen größeren Bergkristall angeordneten, alternierenden grünen Glassteinen und Perlen ähnelt die Ringfibel Kat.-Nr. 13 stark dem Fingerring Kat.-Nr. 21 (Abb. 48). Unabhängig von der Frage, ob anhand der Ähnlichkeit auf die Herstellung in derselben Werkstatt geschlossen werden darf, ist jedenfalls denkbar, dass Fibel und Ring ein Schmuckensemble bildeten, begründet auf einem entsprechenden Modegeschmack des Herstellers, Auftraggebers, Schmuckbesitzers und/oder -trägers.

²⁹⁵ Rücklin 1984, Taf. 44 Nr. 4.

²⁹⁶ Lightbown 1992, 493, Kat.-Nr. 8, Inv.-Nr. 547-1897.

²⁹⁷ Brandt 1988, 199 Abb. 6.

²⁹⁸ Brandt 1988, 199 Abb. 7, heute im Nationalmuseum Kopenhagen, Inv.-Nr. D 340.

²⁹⁹ Cherry 1983.

³⁰⁰ Oldeberg 1966, Abb. 428.

³⁰¹ z. B. das Altarkreuz in der Domkammer der Kathedrale in Münster: Katalog Mainz 2004, Nr. 68.

³⁰² z. B. am sog. Zipplinger Kreuz: Katalog Mainz 2004, Nr. 67; am Scheibenkreuz im Hildesheimer Domschatz: Katalog Münster 1982, 297 Nr. 10; am Tragaltar im Domschatz in Paderborn: Grimme 1980, 26; am Prachteinband des Lektionars aus St. Nikolai in Höxter: Römer-Johannsen u. a. 1978, Abb. 1.



Abb. 48 Fibel Kat.-Nr. 13 und Fingerring Kat.-Nr. 22. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 3:1.

– Rautenförmige Spangen (Kat.-Nr. 14-19)

Kennzeichnendes Merkmal der Rautenförmigen Spangen ist eine quadratische Rahmenform, die mittels einer querliegenden Nadel diagonal gestellt wird³⁰³. Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind insgesamt sechs Spangen mit einer derartigen Rahmenform enthalten, wobei die Seiten jeweils mehr oder weniger stark konkav geschwungen sind.

Rautenförmige Spangenrahmen sind über weite Teile Europas verbreitet. Massive Rautenspangen, entsprechend der Spange Kat.-Nr. 14, zeigen einen Verbreitungsschwerpunkt in der ungarischen Tiefebene mit Ausläufern in die Slowakei und das östliche Österreich (Abb. 49)³⁰⁴. Des weiteren treten Rautenspangen häufiger in der holländischen Küstenregion und im Südosten Englands auf.

Auch an Skulpturen sind rautenförmige Spangen häufiger dargestellt, zumeist als mittig auf dem Brustbein platzierte Gewandverschlüsse³⁰⁵. Nach Ausweis der Bildquellen wie auch der Bodenfunde ist diese Spangenform in das 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren.

³⁰³ Entspricht Rahmenform 3 bei Krabath 2004a, 238-239.

³⁰⁴ Krabath 2004a, 239.

³⁰⁵ z.B. Krabath 2004a, 239. – Ódor 1998, 127.

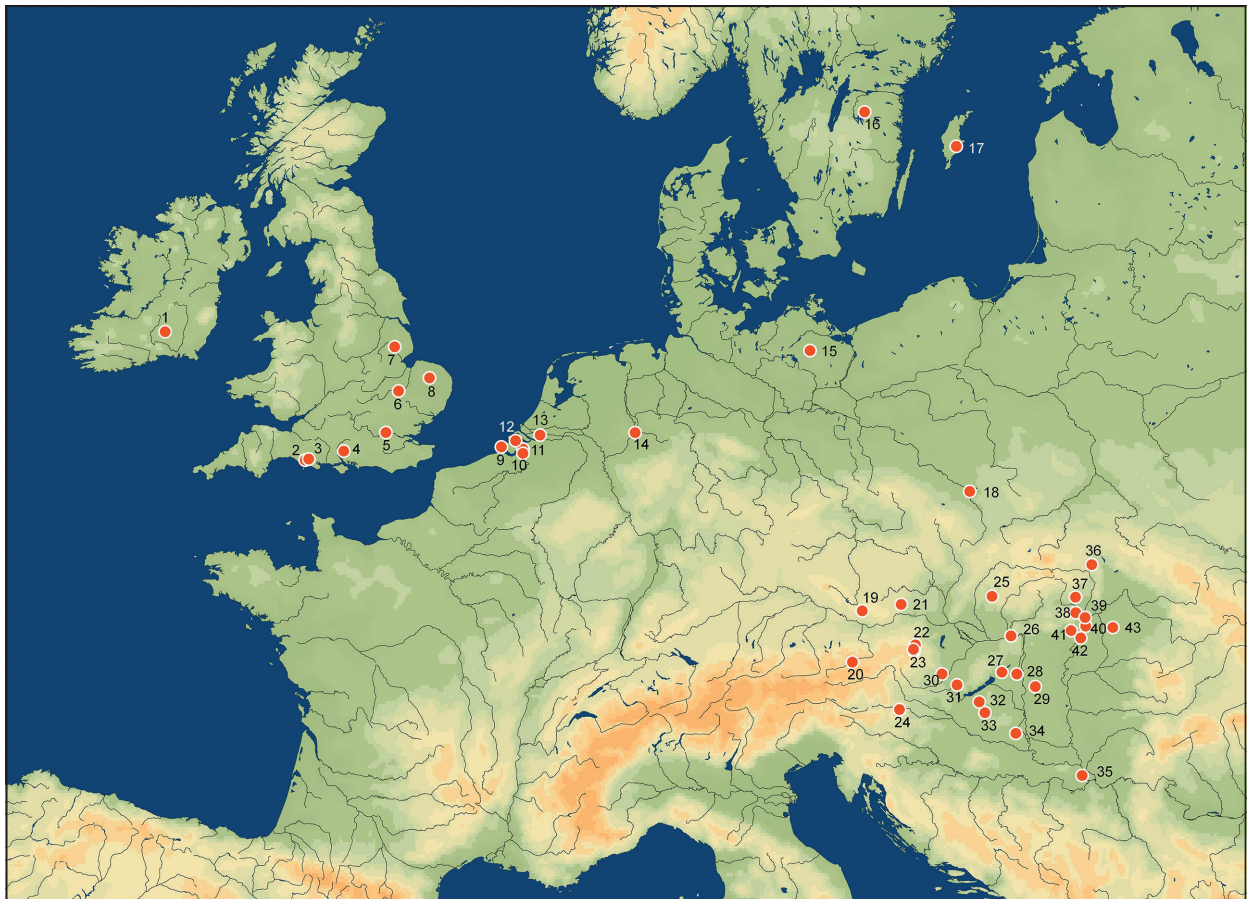


Abb. 49 Fundorte von Rautenspangen (Fundortnachweis Tab. 29). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Die sechs im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen rautenförmigen Spangen sind mit Ausnahme der Spange Kat.-Nr. 19 sämtlich mit Glassteinen beziehungsweise Korallenperlen besetzt. Darüber hinaus differieren die Dekorvarianten.

– – Rautenförmige Spangen mit stark konkaven Seiten (Kat.-Nr. 14-16)

Die Spangen Kat.-Nr. 14, 15 und 16 (**Abb. 50**) zeichnen sich neben einem rautenförmigen Rahmen durch dessen stark konkav geschwungene Seiten aus.

Die massive, rautenförmige Spange Kat.-Nr. 14 wurde aus vier geschweiften, im Querschnitt trapezförmigen Stegen zusammengelötet. Auf die Stege wurde jeweils mittig eine Kastenfassung mit leicht über die Rautenseite hinausragender Bodenplatte gelötet und anschließend mit braunen beziehungsweise blauen Glasperlen besetzt. Die auf die Rautenspitzen aufgesteckten gerippten Blechperlen spricht L. von Wilckens³⁰⁶ als »kleine Granatäpfel« an³⁰⁷. Derartige aus zwei Halbschalen zusammengesetzte gerippte Perlen kommen bereits an römischen Halsketten des 1. Jahrhunderts n. Chr. vor³⁰⁸. Im skandinavischen Bereich sind sie sowohl für die Wikingerzeit als auch das Mittelalter als Fertigprodukt und als Matrizie beziehungsweise Gussform mehrfach überliefert³⁰⁹. Formale Ähnlichkeit besteht zu gerippten »Aufsätzen«, die häufi-

³⁰⁶ von Wilckens 1985, 310.

³⁰⁷ Der Granatapfelbaum wurde bereits in der Antike als Zeichen der Schönheit, Liebe und vor allem der Fruchtbarkeit angesehen, begegnet in der mittelalterlichen sakralen Kunst dagegen

vor allem als mehrdeutiges Symbol für Maria und Christus: LexMA IV (1989) 1650 s.v. Granatapfel(baum) [P. Dilg].

³⁰⁸ Dubin 1987, 59 Abb. links.

³⁰⁹ Oldeberg 1966, Abb. 351. 498. 506.



Abb. 50 Rautenförmige Spangen (Kat.-Nr. 14-16). – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

ger an Reliquiar- und Kelchfüßen zu sehen sind³¹⁰. Eine steinerne Gussform aus Majs im Komitat Baranya (H) diene der Produktion vergleichbarer Spangen, ein direkter Parallelfund steht allerdings bislang aus³¹¹. Die rautenförmige Spange Kat.-Nr. 15 zeigt zwar stilistisch einige Übereinstimmungen, jedoch auch deutliche Unterschiede zur vorhergehend besprochenen Spange Kat.-Nr. 14. Der Rahmen wird ebenfalls aus vier konkav geschwungenen und im oberen Drittel zusammengelöteten Stegen gebildet, auf denen mittig vier Kastenfassungen mit jeweils über den Stegrand hinausragendem Boden aufsitzen. Von den ehemals vier Steineinlagen sind heute noch zwei blaue Glaseinlagen erhalten. Auf die Rautenspitzen sind Korallenperlen aufgesteckt, wovon zwei verloren und die beiden erhaltenen stark verwittert sind.

Die Grundform der Spange zeigt stilistische Ähnlichkeit zu Rautenmotiven auf Fibeln des 3. bis 8. Jahrhunderts aus Litauen, Bosnien, Russland, Lettland, Estland und Schweden³¹² sowie auf Hufeisenfibeln der jüngeren römischen Kaiserzeit (ca. 200-400 n. Chr.) aus Finnland³¹³. Eine ähnliche Form zeigt auch ein in Braunschweig gefundener, viergängiger Riemenverteiler, der in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts datiert wird³¹⁴.

Obwohl die Spange stark beschädigt ist, lassen sich keine eindeutigen Gebrauchsspuren identifizieren, die auf die Nutzung als Spange hindeuten würden. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass der ursprüng-

³¹⁰ z. B. am Kokosnussreliquiar in der Domkammer der Kathedral-
kirche St. Paulus in Münster, um 1230/50: Katalog Mainz
2004, Kat.-Nr. 78 und an einem um 1300 entstandenen Kelch
aus Soest, St. Patrokli: Fritz 1982, Kat.-Nr. 144.

³¹¹ Zur Gussform: Ódor 1998, 124 Abb. 1-2. – Krabath 2004a,
239. 785 Abb. 29.

³¹² Hjärne 1917.

³¹³ Kivikoski 1973, Taf. 12 Nr. 91.

³¹⁴ Katalog Braunschweig 1995, 407 Kat.-Nr. F17/15d.



Abb. 51 Korallenperle mit Abschabungen an der Spange Kat.-Nr. 15. – (Foto A. Scholz).

lich zwischen zwei Rautenbögen querliegende Steg, der als Nadelhalterung gedacht war, bereits bei der Herstellung abgebrochen ist. Dies würde erklären, warum auf der gegenüberliegenden Rahmenseite kein Abrieb durch eine aufliegende Nadelspitze erkennbar ist. In einer der leeren Kastenfassungen ist eine zweischichtige Kittmasse erhalten, deren oberer Teil aus einer glasigen, grünlichen Substanz besteht. Spuren dieser Glasmasse sind durch das Mikroskop auch auf der daneben liegenden Koralle zu erkennen sowie Beschädigungen die darauf hindeuten, dass etwas von der Oberfläche abgeschabt wurde. Möglicherweise ist die Glasmasse in noch heißem Zustand auf die Korallenperle getropft, was zum Zerfall des Carotins und damit zur Entfärbung der Koralle geführt haben könnte (**Abb. 51**)³¹⁵. Demnach könnte es sich bei der Spange Kat.-Nr. 15 um Produktionsausschuss handeln.

Ebenfalls rautenförmig mit stark konkav geschwungenen Seiten ist der Rahmen der Spange Kat.-Nr. 16. Dieser ist jedoch breiter und in der Mitte mit einer vierpassförmigen Aussparung versehen, worin eine starke Ähnlichkeit zum Rahmen der Spange Kat.-Nr. 17 besteht. Beide Spangenrahmen wurden aus einem etwa 70 mm starken Silberblech gemeißelt.

Die Spange Kat.-Nr. 16 ist verziert mit kleinen, auf die Rautenspitzen aufgelöteten Silberkugeln und vier unterhalb der Spitzen auf den Rahmen genieteten Korallenperlen, wovon zwei verloren sind. Vier mittig auf die Rahmenseiten aufgelötete Kastenfassungen enthalten rote und braune Glaseinlagen, von denen heute lediglich zwei erhalten sind. Auf Höhe der Fassungen ragen dreilappige, gravierte Blätter über die Rautenseiten hinaus. Eine Rautenspitze ist auf Höhe des Lochs für den Nietstift einer Koralle, möglicherweise bereits beim Bohren, abgebrochen. Insofern könnte es sich wiederum um einen Produktionsfehler handeln, allerdings sprechen die starke Abnutzung der Feuervergoldung an der Oberfläche der Kugeln und insbesondere im Bereich der Nadelspitze gegen diese Vermutung.

– – Rautenförmige Spangen mit schwach konkaven Seiten (Kat.-Nr. 17-19)

Die rautenförmigen Spangen Kat.-Nr. 17, 18 und 19 zeichnen sich durch schwach konkav geschwungene Seiten aus. Der Rahmen der Spange Kat.-Nr. 17 (**Abb. 52**) zeigt mit seiner Stärke von etwa 70 mm, seiner vierpassförmigen Aussparung in der Mitte und den auf die Rautenspitzen aufgelöteten Silberkugeln zwar starke Ähnlichkeit zur Spange Kat.-Nr. 16, jedoch nimmt die äußere Rahmenform durch die weit über die Rautenseiten hinausragenden fünflappigen Blätter eher die Form eines Quadrates an. Der Spangenrahmen ist mit vier Krappenfassungen, von denen heute noch zwei einen zweiteiligen weißen Glasstein enthalten, sowie drei aufwendig gearbeiteten Blattrosetten verziert.

Die auffälligste der stilistischen und technologischen Übereinstimmungen der beiden Spangen Kat.-Nr. 16 und 17 besteht in der vierpassförmigen Aussparung, die relativ selten an mittelalterlichen Spangen zu beobachten ist. Abweichend zu den beiden Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist bei Spangen mit vierpassförmiger Aussparung in der Regel auch die äußere Rahmenform vierpassförmig geschnitten,

³¹⁵ Freundlicher Hinweis von S. Greiff, RGZM.



Abb. 52 Rautenspange Kat.-Nr. 17. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).
– M. 2:1.



Abb. 53 Rautenspange Kat.-Nr. 18. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).
– M. 2:1.

beispielsweise bei einer Spange aus dem Schatzfund von Weißenfels (Hort-Nr. 33)³¹⁶, bei einer Spange im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg³¹⁷ und bei einer Spange aus London³¹⁸. Eine mit den genannten Beispielen vergleichbare Spange verschließt den schlitzartigen Halsausschnitt der Eva an der Nordquerhausfassade der Kathedrale Notre-Dame in Reims (F)³¹⁹.

Der rautenförmige Rahmen der Spange Kat.-Nr. 18 (Abb. 53) wird von vier Kastenfassungen und filigranem Rankwerk eingefasst, sodass die äußere Form der Spange weniger rautenförmig als vielmehr rund erscheint. Die Rautenseiten werden von jeweils drei zusammengelöteten Perldrähten gebildet, die zu einer Spitze zusammenlaufen. Die zwei äußeren Perldrähte enden in einer volutenähnlichen Verzierung, die mit drei aufgelöteten Kügelchen verziert ist. Unter dem Lichtmikroskop ist zu erkennen, dass die Volutenspitzen an der Außenseite jeweils entweder Bruchkanten oder Lotansatzstellen aufweisen³²⁰. Aufgrund einer sehr ähnlichen auf Gotland (S) gefundenen Spange³²¹ ist anzunehmen, dass hier ursprünglich weitere Volutenbögen angelötet waren beziehungsweise Silberkügelchen, entsprechend einer Spange aus Dordrecht (NL)³²².

Bisher wurde keine direkte Parallele gefunden, jedoch sind einige nahe verwandte Spangenformen überliefert, deren Ursprung wohl in Schweden liegt³²³. Die formal vergleichbarste Spange stammt aus dem Kirchspiel Alskog (Gotland/S)³²⁴. Weitere Spangen mit filigranem Rahmen fanden sich im Schatzfund von Amunde (Gotland/S, Hort-Nr. 150)³²⁵, in Grab 4 in Suotniemi, Bezirk Kexholm (Karelien/RUS)³²⁶ und im Schatzfund von Fuchsenhof (Hort-Nr. 171)³²⁷.

Die in den Kastenfassungen liegenden braunen Glassteine sind stark verwittert. Auf einen intensiveren Gebrauch der Spange Kat.-Nr. 18 deuten die stark abgeriebene Feuervergoldung, insbesondere auf den

³¹⁶ Lightbown 1992, 152 Abb. 71.

³¹⁷ Lightbown 1992, 152 Abb. 72.

³¹⁸ Egan/Pritchard 1991, 257 Kat.-Nr. 1342.

³¹⁹ Brüggem 1989, Kat.-Nr. 201.

³²⁰ Freundlicher Hinweis von M. Fecht (†), RGZM.

³²¹ Hildebrand 1877, 59 Nr. 55.

³²² Van Beuningen u. a. 2001, 465 Nr. 2125.

³²³ Krabath 2004a, 138. 239. – Kivikoski 1973, Abb. 1052.

³²⁴ Oldeberg 1966, Abb. 612. – Prokisch u. a. 2004a, 780 Abb. 12c.

³²⁵ Prokisch u. a. 2004a, 780 Abb. 12a-b.

³²⁶ Kivikoski 1973, Abb. 1052.

³²⁷ Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 119 und 125.



Abb. 54 Rautenspange Kat.-Nr. 19. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 55 Spangennadel Kat.-Nr. 20. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

erhabenen Partien des Rahmens, auf der Nadel sowie im Bereich der Nadelspitze, hin. Ein weiteres Indiz für intensiven Gebrauch könnte in der auffällig verbogenen Nadel zu sehen sein. Möglicherweise handelt es sich nicht um die ursprüngliche Nadel, da sie eigentlich als zu lang erscheint. Erst durch die abgebogene Nadelöse wird eine passende Länge erreicht. Allerdings ist ebenso möglich, dass es sich um die ursprüngliche, jedoch nicht eigens für diese Spange produzierte Nadel handelt. Möglicherweise wurden die Nadeln unabhängig von den Spangenrahmen in Massen produziert und gegebenenfalls bei nicht passenden Nadelgrößen im Sortiment an den jeweiligen Spangenrahmen angepasst.

Die sehr flache rautenförmige Spange Kat.-Nr. 19 (**Abb. 54**) weist nur sehr schwach konkav geschwungene Seiten auf und ist im Gegensatz zu den anderen rautenförmigen Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nicht mit Steinen dekoriert. Die Seiten der Spange sind in vier trapezförmige Felder aufgeteilt und abwechselnd mit einem gravierten Strichmuster verziert beziehungsweise glatt belassen. Spangen mit vergleichbar einfachen Rahmen fanden sich gänzlich undekoriert in Zirzow³²⁸, mit gravierter Inschrift in Ostengland³²⁹, mit Kreisverzierungen in Norfolk (GB)³³⁰ und mit Glassteinen besetzt in Zierikzee, Zeeland (NL)³³¹.

– Einzelne Nadel (Kat.-Nr. 20)

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befindet sich eine einzelne schwertförmige Spangennadel (Kat.-Nr. 20) mit gefeiltem querliegendem Steg, deren Öse abgebrochen ist (**Abb. 55**). Sie lässt sich weder den Spangen noch der Fibel mit verlorener Nadel eindeutig zuordnen. Die von D. Aschoff³³² publizierte Gesamtaufnahme (**Abb. 56**) zeigt die Nadel auf dem Rahmen der Spange Kat.-Nr. 15 liegend. Die ursprüngliche Zusammengehörigkeit ist allerdings wegen der unpassenden Größenverhältnisse von Nadel und Rahmen auszuschließen. Auch die Zuordnung zur Handtruwebratze Kat.-Nr. 4 ist auszuschließen³³³, da der Ansatz der abgebrochenen Nadelöse annähernd gleich breit ist, wie die Aussparung im Spangenrahmen, die demnach für eine schmalere Nadelöse konzipiert war. Zudem spricht der durch eine aufliegende Nadelspitze verursachte Abrieb auf dem Spangenrahmen für einen kürzeren Nadeldorn.

Auf der Nadelunterseite sind deutliche Abriebspuren zu erkennen, die darauf hindeuten, dass sie ehemals mit einer etwa 20 mm breiten Fläche auf einem runden Rahmen auflag.

³²⁸ Heindel 1989, 88 Abb. 6.6.

³²⁹ Hattatt 1989, Kat.-Nr. 1714.

³³⁰ Hattatt 1987, 332 Abb. 108 Nr. 1342.

³³¹ Van Heeringen 1992, 140 Abb. 25.

³³² Aschoff 1993, 576. – Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96.

³³³ Entgegen der Annahme von R. Tegethoff 2002, 7.

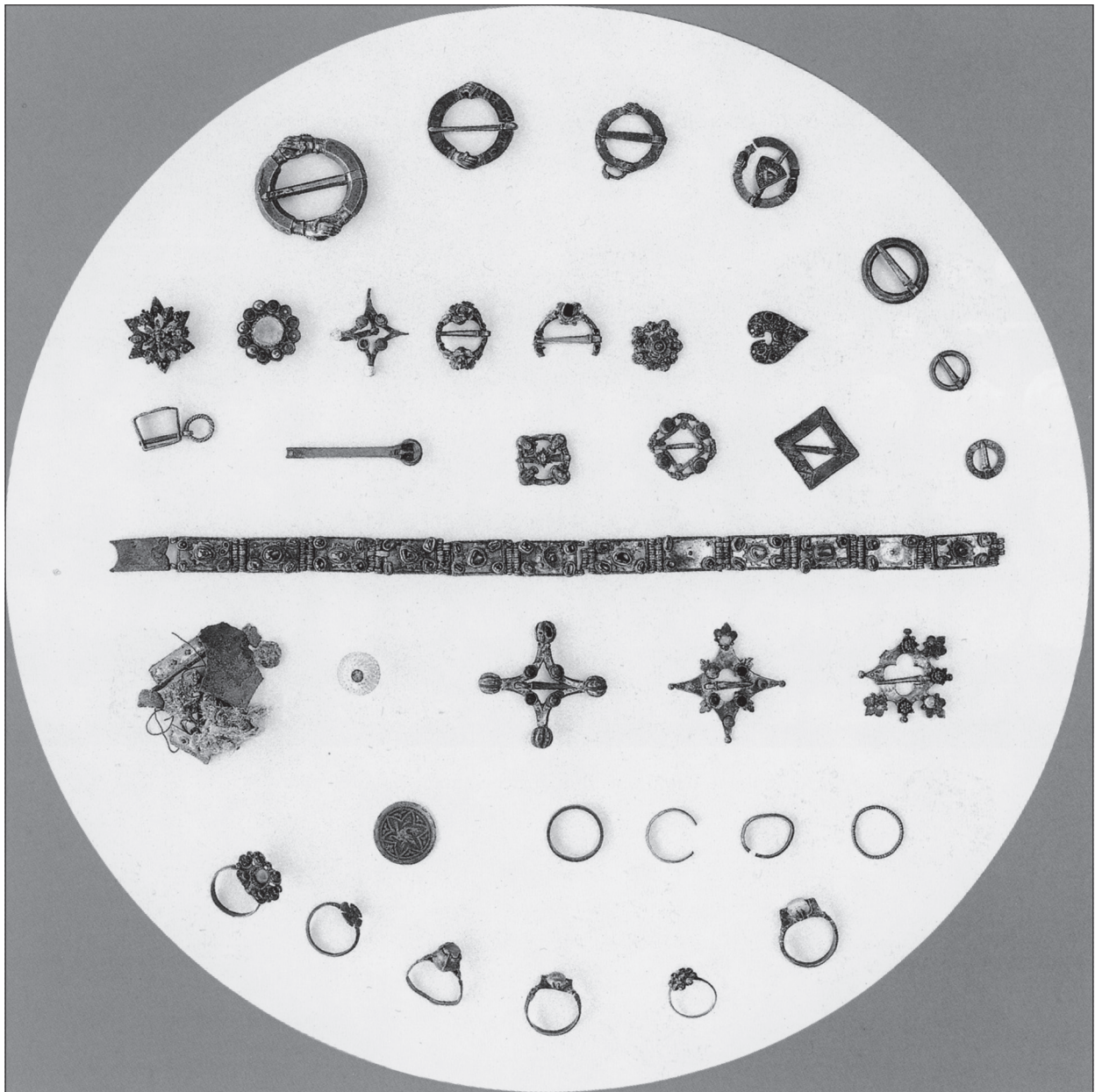


Abb. 56 Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96).

Schwertförmige Nadeln kommen häufiger vor allem an Spangen britischer und schwedischer Provenienz vor³³⁴. In den Schatzfunden von Pritzwalk (Hort-Nr. 35) und Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) sind mehrere einzelne Nadeln beziehungsweise Nadelfragmente enthalten, teilweise in Schwertform³³⁵.

³³⁴ Beispielsweise fanden sich einzelne schwertförmige Nadeln und Nadelfragmente am See Mörtträsket in Lappland (Västernorrlands län/S, Hort-Nr. 167): Zachrisson 1984, 38 Abb. 22. – Zu den britischen Funden beispielsweise Treasure Annual Report 2003, Abb. 147. 154. 160. 162-163.

³³⁵ Krabath u. a. 2006, Kat.-Nr. 44-48. – Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 161-178, Schwertform bei Nr. 161 und 167.

– Zusammenfassung Spangen und Fibeln

Die 18 Spangen und zwei Fibeln lassen keine sichere funktionale Differenzierung erkennen, weder anhand der Rahmenform noch anhand des Rahmendurchmessers oder der bevorzugt gebrauchten Nadelausrichtung³³⁶. Es scheint als seien diese Kriterien hauptsächlich durch den persönlichen Geschmack des Schmuckträgers respektive -besitzers beziehungsweise des Schmuckherstellers sowie den allgemeinen Modegeschmack der Zeit beeinflusst.

Teilweise sind die Spangen und Fibeln sehr ähnlich gestaltet, sodass es sich in manchen Fällen um Schmuckensembles handeln könnte. Die beiden mit à jour geschnittenen Blättern und hohen Steinfassungen dekorierten Spangen Kat.-Nr. 11 und 12 sind derart ähnlich gestaltet, dass ihre Herstellung in derselben Werkstatt vermutet werden kann. Auch die beiden Spangen Kat.-Nr. 2 und 3 zeigen eine hohe Übereinstimmung bezüglich ihrer gegossenen, im Querschnitt sechseckigen Rahmen. Die rautenförmigen Spangen Kat.-Nr. 16 und 17 haben nicht nur beide eine vierpassförmige Aussparung in der Mitte ihres Rahmens, sondern sind zudem aus Silberblech derselben Stärke hergestellt worden. Sehr ähnliche stilistische Merkmale zeigen wiederum die Spangen Kat.-Nr. 16 und 17 mit ihren dreiblättrigen Blättchen sowie die Spangen Kat.-Nr. 8 und 9 und die Fibel Kat.-Nr. 10 mit den halbplastischen Köpfchen beziehungsweise Theatermasken.

Die überwiegende Mehrzahl der Spangen und Fibeln zeigt deutliche Gebrauchsspuren und Beschädigungen, die auf einen intensiveren Gebrauch hinweisen. Im Fall der Spange Kat.-Nr. 12 sind die Beschädigungen derart ausgeprägt, dass sie als zum Einschmelzen vorgesehenes Bruch- oder Altsilber anzusprechen ist. Dagegen weist die Beschädigung der Spange Kat.-Nr. 15 bei fehlenden Gebrauchsspuren möglicherweise auf Produktionsausschuss hin.

Mit den vier Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6, insbesondere den mit Niello verzierten (Kat.-Nr. 5 und 6) liegen Schmuckstücke vor, die in norddeutschen Goldschmiedezunftordnungen als Meisterstücke vorgeschrieben sind.

Die Laufzeiten der Spangenformen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus datieren zwischen dem Ende des 12. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit einem zeitlichen Verbreitungsschwerpunkt im 13. und 14. Jahrhundert. Damit stimmen sie mit dem Datum der Schlussmünze (geprägt ab 1341) überein. Es sind keine ausgesprochenen Altstücke im Ensemble enthalten, dagegen mit der anhand der Buchstabenform frühestens um 1350 datierten Spange Kat.-Nr. 7 ein ausgesprochen zeitnah zum Deponierungszeitpunkt hergestelltes Schmuckstück.

Die Verbreitung der Spangenformen erstreckt sich nahezu europaweit. Mit den Handtruwebratzen und den rautenförmigen Spangen zeichnet sich ein Schwerpunkt der Verbreitung in Mittel- und Nordosteuropa ab, wohingegen mit dem Köpfchendekor, den hoch gefassten Steinen und dem à jour geschnittenen Laubwerk sowie der rautenförmigen Spange mit ausgeprägten Volutenbögen (Kat.-Nr. 18) Stilmerkmale skandinavischer und englischer Provenienz vorliegen. Auch die schwertförmigen Nadeln sind insbesondere an schwedischen und englischen Spangen anzutreffen, wobei sich Hinweise auf die Herstellung von Nadeln als Massenware ergaben.

Die maximale Breite der Nadeln mit querliegendem gefeiltem Absatz liegt ausnahmslos zwischen 0,3 und 0,4 cm (**Tab. 6**), woraus zu schließen ist, dass sie jeweils aus einem Vierkantstab der selben Breite herausgefeilt wurden. Auch die halbrunden Nadeln wurden mit ähnlichen Formen und Abmessungen aus Silberblechstreifen herausgefeilt³³⁷, mit Ausnahme der gegossenen sechskantigen Nadel der Spange Kat.-Nr. 3. Eine ausgeprägte Varianz ist lediglich im jeweiligen Abstand von Nadelöse zu Nadelspitze erkennbar. Dies könnte darauf hindeuten, dass die Nadeln in unterschiedlichen Längenklassen produziert wurden und die

³³⁶ Vgl. die jeweiligen Angaben im Katalog.

³³⁷ Freundlicher Hinweis von S. Felten, RGZM.

Tab. 6 Formen und Abmessungen der Spangen- und Fibelnadeln im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus.

Kat.-Nr.	Form	querliegender gefeilter Absatz	Öse verlötet	Länge Öse-Spitze	max. Breite
12	Schwertform	ja	nein	2,2 cm	0,4 cm
14	Schwertform	ja	nein	1,7 cm	0,3 cm
16	Schwertform	ja	nein	1,6 cm	0,4 cm
7	Schwertform	ja	ja	1,2 cm	0,4 cm
2	Schwertform	ja	nein	2,0 cm	0,4 cm
17	Schwertform	ja	nein	1,9 cm	0,3 cm
20	Schwertform	ja	?	2,1 cm	0,4 cm
11	halbrund	ja	nein	1,7 cm	0,3 cm
8	halbrund	ja	nein	1,5 cm	0,3 cm
9	halbrund	ja	ja	1,9 cm	0,35 cm
19	halbrund	ja	ja	1,7 cm	0,4 cm
1	halbrund	ja	ja	1,3 cm	0,4 cm
18	halbrund	nein	nein	1,6 cm	0,2 cm
6	rund	ja	nein	3,0 cm	0,3 cm
3	sechskantig	nein	ja	3,4 cm	0,5 cm
10	mit Mittelgrat	ja	nein	1,7 cm	0,35 cm

Goldschmiede aus einem Sortiment unterschiedlich langer Nadeln die jeweils passende für einen Spangenrahmen wählen konnten. Vorteilhaft ist, dass die Nadeln nur noch geringfügig überarbeitet werden mussten, um an die jeweilige Spange angepasst zu werden. Den deutlichsten Hinweis auf die Massenproduktion der Nadeln gibt diejenige der Spange Kat.-Nr. 8, deren dekorativer querliegender, gefeilter Absatz vollständig von der auf der Nadel angebrachten Rosette überdeckt wird. Ein weiterer Hinweis besteht in der zurechtgebogenen Nadel der Spange Kat.-Nr. 18.

Fingerringe (Kat.-Nr. 21–29)

Fingerringe gelten als die persönlichsten aller Schmuckstücke, da sie in ihrer Größe an den Finger des Trägers angepasst sein müssen. Sie bieten eine schier unerschöpfliche Vielfalt an Formen und Funktionen, was gewisse Schwierigkeiten bei der Erkennung von Ordnungen und Mustern in Verwendung und Gestaltung der Ringe mit sich bringt. Antike Ringtypen werden in die Kategorien Schmuckringe, Siegelringe und Ritualringe unterteilt³³⁸.

Die neun im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Fingerringe sind demnach ausnahmslos als Schmuckringe anzusprechen. Auch im Mittelalter wurden Ringe, wie Schmuck generell, als Zeichen des Standes und Reichtums seines Trägers gebraucht. Darüber hinaus konnten Ringen amulettartige oder schützende Eigenschaften zugeschrieben werden, die zumeist durch den sie zierenden Stein oder dank einer gravierten Inschrift verkörpert wurden³³⁹. Ringe gelten als Symbole der Ewigkeit, Ehe und Unendlichkeit³⁴⁰, weshalb sich auch im Mittelalter Liebende Ringe zu schenken pflegten, insbesondere zu Verlobungen und Hochzeiten³⁴¹.

Die Tragweise von Fingerringen überliefern vor allem Grabfunde, Grabbildnisse und seit dem Spätmittelalter auch Porträts³⁴². Allerdings sind vollständige, detaillierte Informationen zur Frage wie, weshalb und von

³³⁸ Ward 1987, 14-17.

³³⁹ Cherry 1987, 58.

³⁴⁰ Mazakarini 1985, 123. – Ausführlich zur Symbolik und Verwendung von Ringen: Lurker 1990, 296-298.

³⁴¹ Liebesringe können meist anhand ihrer Inschrift erkannt werden. Ein unzweifelhafter Liebesringtyp ist, analog zu den

Handtruhebratzen, der sog. *fede*-Ring, von italienisch *mani in fede* (Hände im Glauben), mit der Darstellung zweier sich fassender Hände: Cherry 1987, 59.

³⁴² Gere 1987, 89. – Zu Fingerringen als Grabbeigaben: Krabath 2004a, 278-279.

Kat.-Nr.	Ringmaß
28	?
21	1,8cm
29	1,9cm
26	2 cm
27	2 cm
23	2 cm
24	2 cm
22	2 cm
25	2,1 cm

Tab. 7 Übersicht der Ringmaße für die im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Fingerringe. – Aufgrund der Fragmentierung und der stark deformierten Schiene des Rings Kat.-Nr. 28 ist das Ringmaß hier nicht mehr eindeutig zu ermitteln.

wem Ringe getragen wurden, erst in nachmittelalterlicher Zeit überliefert, anhand von Renaissanceporträts, Inventaren, Belegszeichnungen und Entwürfen. Demnach war es sowohl bei Frauen als auch bei Männern nicht unüblich, eine Reihe von Ringen an beiden Händen zu tragen, wobei es zahlreiche Kombinationsmöglichkeiten an den Fingern gab. Ringe wurden an den oberen und an den unteren Fingergliedern getragen, gelegentlich sogar zwei Ringe an einem Fingerglied. Der Mittelfinger, der *digitus impudicus vel infamis*, blieb als einziger Finger bereits seit römischer Zeit frei, dagegen wurde der »Goldfinger«, der vierte Finger der linken Hand, seit der Antike traditionell geschmückt³⁴³. Somit ist die eindeutige Ansprache von Fingerringen als Frauen- oder Männerschmuck annähernd unmöglich³⁴⁴. Auch die Zuweisung verschiedener Fingerringe zu derselben Person aufgrund sich entsprechender Ringmaße (vgl. **Tab. 7**) ist nicht möglich.

Der Ring war im Mittelalter im Gegensatz zur römischen Zeit keiner bestimmten Gesellschaftsschicht vorbehalten, bis im 14. und 15. Jahrhundert versucht wurde, das Tragen von Goldringen durch Sittengesetze einzuschränken³⁴⁵. Beispielsweise versuchte ein englisches Gesetz aus dem Jahr 1363 das Tragen von Gold- und Silberringen auf wohlhabendere Edelleute zu beschränken, wobei ungewiss bleibt, inwieweit diese Vorschrift überhaupt Beachtung fand.

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind insgesamt neun, zum Teil fragmentierte Fingerringe enthalten, die von sehr einfach gearbeiteten bis hin zu sehr aufwendig gestalteten Formen reichen. Die hauptsächlichsten Unterschiede bestehen in der Ausgestaltung der Ringköpfe sowie der Ringschultern.

– Fingerringe mit Steinbesatz (Kat.-Nr. 21-26)

Fingerringen wurde und wird teilweise auch heute noch, insbesondere in Verbindung mit gefassten Steinen, eine heilende Wirkung zuerkannt³⁴⁶.

– – Fingerringe mit mehreren Steinen (Kat.-Nr. 21-22)

Fingerringe mit einem durch mehrere Nebensteine hervorgehobenen Hauptstein, wie bei zwei Ringen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 21 und 22), sind relativ selten. Die meisten mittelalterlichen Ringe wurden von nur einem Stein geziert³⁴⁷, ein Verhältnis, das sich im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nachvollziehen lässt. Ringe mit mehreren Steinfassungen gehören auch nach H. Westermann-Angerhausen³⁴⁸ »in allen Zeiten zu den Ausnahmen«, da sie gegenüber den »normalen Ringen« deutlich in der Minderzahl sind. Folglich wird mit ungewöhnlich aufwendig gestalteten Ringen ein gehobener Rang des jeweiligen Trägers assoziiert, was in gewissem Rahmen durch Grabfunde bestätigt wird, wobei zu beachten ist, dass Grabbeigaben primär durch die Beigabensitte determiniert sind³⁴⁹. Ein weiteres Indiz ist die außergewöhnlich detaillierte Darstellung des pontificalen Bischofsrings von Henry of Blois, Bischof von Winchester († 1171), die von Matthäus Paris, einem Mönch und Geschichtsschreiber der Abtei St. Albans,

³⁴³ Debo 1923, 8.

³⁴⁴ Vgl. Tegethoff 2002, 25.

³⁴⁵ Sittengesetze enthielten Vorschriften über den erlaubten Aufwand an Kleidung und Schmuck: Cherry 1987, 53.

³⁴⁶ Blaschitz/Krabath 2004, 741.

³⁴⁷ Cherry 1987, 56.

³⁴⁸ Westermann-Angerhausen 1992, 27.

³⁴⁹ Aufwendige Ringe mit mehreren Steinen finden sich insbesondere in Bischofs- und Adelsgräbern. Zu Ringen als Grabbeigaben: Meier 2002, 96-104, bes. 99-100; zu Bischofsringen auch Cherry 1987, 59.

Abb. 57 Zeichnungen von Fingerringen, unter anderem des mit einem Saphir und jeweils vier Granaten und Perlen besetzten Rings Henry of Blois, Bischof von Winchester († 1171). Von Matthew Paris, Mönch und Geschichtsschreiber der Abtei St. Albans in der Manuskriptsammlung Liber Additamentorum (British Library, MS Nero D.I., fol. 146^v). – (Nach Lindahl 2003, 23 Abb. 15).



angefertigt wurde. Der Ringkopf trägt einen Saphir, umgeben von je vier alternierend angebrachten Granaten und Perlen (Abb. 57)³⁵⁰.

Ringe mit mehreren Steinen werden auch als Bischofs- und Prälatenringe bezeichnet, die H.-U. Haedeke³⁵¹ als nordeuropäisch anspricht, insbesondere wegen der aus Schweden stammenden Gruppe der sog. Prälatenringe. Pontifikale Ringe waren und sind meist außerordentlich groß und prächtig, oft besetzt mit einem großen Edelstein zwischen mehreren kleineren. Das häufig sehr weite Ringmaß ist ein Hinweis darauf, dass diese vorwiegend über einem Handschuh getragen wurden, schriftlich belegt für Pontifikalringe von Bischöfen.

Auch der Fingerring Kat.-Nr. 22 (Abb. 58) ist mit einem Ringmaß von gut zwei Zentimetern recht weit ausgelegt, vermutlich um über einem Handschuh getragen zu werden. Die Ringplatte ist mit sechs kleinen

³⁵⁰ Cherry 1987, 60 Nr. 115. – Lindahl 2003, 23 Abb. 15.

³⁵¹ Haedeke 2000, 116.



Abb. 58 Fingerring Kat.-Nr. 22. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.



Abb. 59 Fingerring Kat.-Nr. 21. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Zargenfassungen besetzt, die ringförmig um eine größere, mittig platzierte Zarge angeordnet sind. In den kleineren Fassungen sitzen mugelig, das heißt ohne Facetten geschliffene grüne Glassteine, von denen einer verloren ist. Die mittlere Zarge fasst einen größeren Bergkristall, der die Fassung jedoch nicht gänzlich füllt, weshalb zwischen Stein und Fassungskante ein Glasplättchen eingeschoben wurde, das erkennbar dem Niveausgleich dient. Somit war die mittlere Fassung ursprünglich vermutlich für einen größeren Stein vorgesehen. Die Fassungen sind jeweils mit einem umlaufenden Perlband versehen, das mit einem kleinen Punzen in den Blechrand geschlagen wurde. Ähnliche Fassungen mit umlaufendem Perlband finden sich allerdings in Form von um die Fassungen gelötetem Perldraht bereits auf Goldschmiedearbeiten des 9. Jahrhunderts³⁵². Auch der Ring aus einem Bischofsgrab im Lübecker Dom trägt teilweise von einem tordierten Flachdraht gesäumte Fassungen³⁵³.

Formale Ähnlichkeit besteht zu den gegossenen und gekerbten Perltellern der Ringfibel Kat.-Nr. 13, die insgesamt auffällige Ähnlichkeit bezüglich der Grundform der Schmuckstücke und der Auswahl der Steine (Bergkristall und grüne Glassteine) zeigt. Hinsichtlich der Herstellung und Montage der einzelnen Schmuckelemente bestehen allerdings grundsätzliche Unterschiede³⁵⁴.

Die Ringplatte des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21 (**Abb. 59**) trägt ebenfalls konzentrisch um einen größeren angeordnete kleinere Steine. Die acht kleineren Fassungen waren alternierend mit Granaten und Perlen besetzt, wovon heute lediglich noch zwei Granate und eine Perle in ihren Fassungen erhalten sind. Die übrigen Fassungen, darunter auch die mittlere größere Zarge, sind leer. Der Ring fällt in zweierlei Hinsicht auf: Zum Einen ist er das einzige Schmuckstück im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, das aus einer Goldlegierung und nicht aus vergoldeter Silberlegierung besteht, zum Anderen ist er gegenüber den anderen Fingerringen des Ensembles mit einem Ringmaß von knapp 1,8 cm auffallend zierlich und klein. Für die römische Zeit ist durch Plinius in der »*Historia naturalis*« schriftlich überliefert, dass ab dem 3. Jahrhundert der kostbarste Ring am kleinen Finger getragen wurde³⁵⁵.

³⁵² z.B. auf dem sog. Talisman Karls des Großen im Domschatz Reims, Dep. Marne (F): Roth 1986, Taf. 18 und auf dem Codex aureus in der Bayerischen Staatsbibliothek in München: Grimme 1980, 12.

³⁵³ Westermann-Angerhausen 1992 mit weiteren Vergleichsbeispielen, bes. Taf. 21.

³⁵⁴ Tegethoff 2002, 27.

³⁵⁵ Blaschitz/Krabath 2004, 760. – Debo 1923, 8.



Abb. 60 Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 61 Fingerring Kat.-Nr. 24. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

Mit Ausnahme der leicht entrundeten Ringschiene sind kaum Gebrauchsspuren erkennbar. Dies deutet darauf hin, dass er in seiner Funktion als Fingerring nicht über einen längeren Zeitraum in Gebrauch war³⁵⁶. Möglich wäre die Verwendung als Amulettanhänger an einer Halskette, wobei keine diesbezüglich charakteristischen Abnutzungsspuren erkennbar sind. Am Hals getragene Goldringe sollten gegen Zauberei helfen, wie literarische Quellen überliefern³⁵⁷. Ähnliche goldene Fingerringe, allerdings jeweils mit sechs einen größeren Edelstein umgebenden kleineren Steinen, stammen aus dem Grab von Vladislav I. Vlaicu (1364-1377) in der Fürstenkirche des hl. Nikolaus in Curtea de Argeș, Bezirk Argeș (RO)³⁵⁸ und aus einem Londoner Schatzfund des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts³⁵⁹. Die Anfertigung eines goldenen Fingerrings mit Steinfassung wird in norddeutschen Goldschmiedezunftordnungen teilweise als eines von drei Meisterstücken gefordert, so in Wismar (1403) und Danzig (1409)³⁶⁰. Möglicherweise könnte es sich bei dem Ring Kat.-Nr. 22 um ein solches Meisterstück handeln.

– – Fingerringe mit einem Stein (Kat.-Nr. 23-26)

Ebenfalls als Meisterstücke in Norddeutschen Goldschmiedegildeordnungen belegt sind Fingerringe mit stilisierten Drachenköpfen auf den Ringschultern, beispielsweise in Hamburg (1375), Lüneburg (um 1400) und Wismar (1403)³⁶¹. Entsprechend könnte es sich bei den beiden Fingerringen Kat.-Nr. 23 und 24 (**Abb. 60-61**) wiederum um Meisterstücke handeln. Beide Ringe zeigen kaum Gebrauchsspuren, was darauf schließen lässt, dass sie selten oder nur in einem kurzen Zeitraum getragen wurden.

Die zu stilisierten Drachenköpfen gestalteten Ringschultern treten häufig, insbesondere vom 12. bis zum 15. Jahrhundert auf³⁶². Sie können zwar bereits an Ringen der römischen Kaiserzeit beobachtet werden, allerdings lässt sich keine Kontinuität dieser Zierform bis ins hohe Mittelalter ableiten. Ringe mit tierkopfverzierten Ringschultern zeigen einen geographischen Verbreitungsschwerpunkt in Mittel-, Nord- und Westeuropa³⁶³. Sie finden sich nördlich der Alpen zwischen Seine und Oder mit Ausläufern bis nach Südengland, auf die dänischen Inseln und Südschweden. Südlich der Alpen und östlich des Donauknies sind lediglich noch sporadische Belege zu finden (**Abb. 62**).

³⁵⁶ Spekulativ bleibt, ob er vielleicht einem Kind gehörte, dem der Ring alsbald nicht mehr passte.

³⁵⁷ Blaschitz/Krabath 2004, 739. 761.

³⁵⁸ Dumitriu 2001, Taf. 107 Nr. 5.

³⁵⁹ Gere 1987, 104-105 Nr. 217.

³⁶⁰ Rosenberg 1925, 56. – Fingerlin 1971, 28-29.

³⁶¹ Rosenberg 1925, 56. – Fingerlin 1971, 28-29.

³⁶² Entspricht Ringschiene Dekor 28 bei Krabath 2004a, 272-274. – Cherry 1987, 56.

³⁶³ Krabath 2004a, 274.

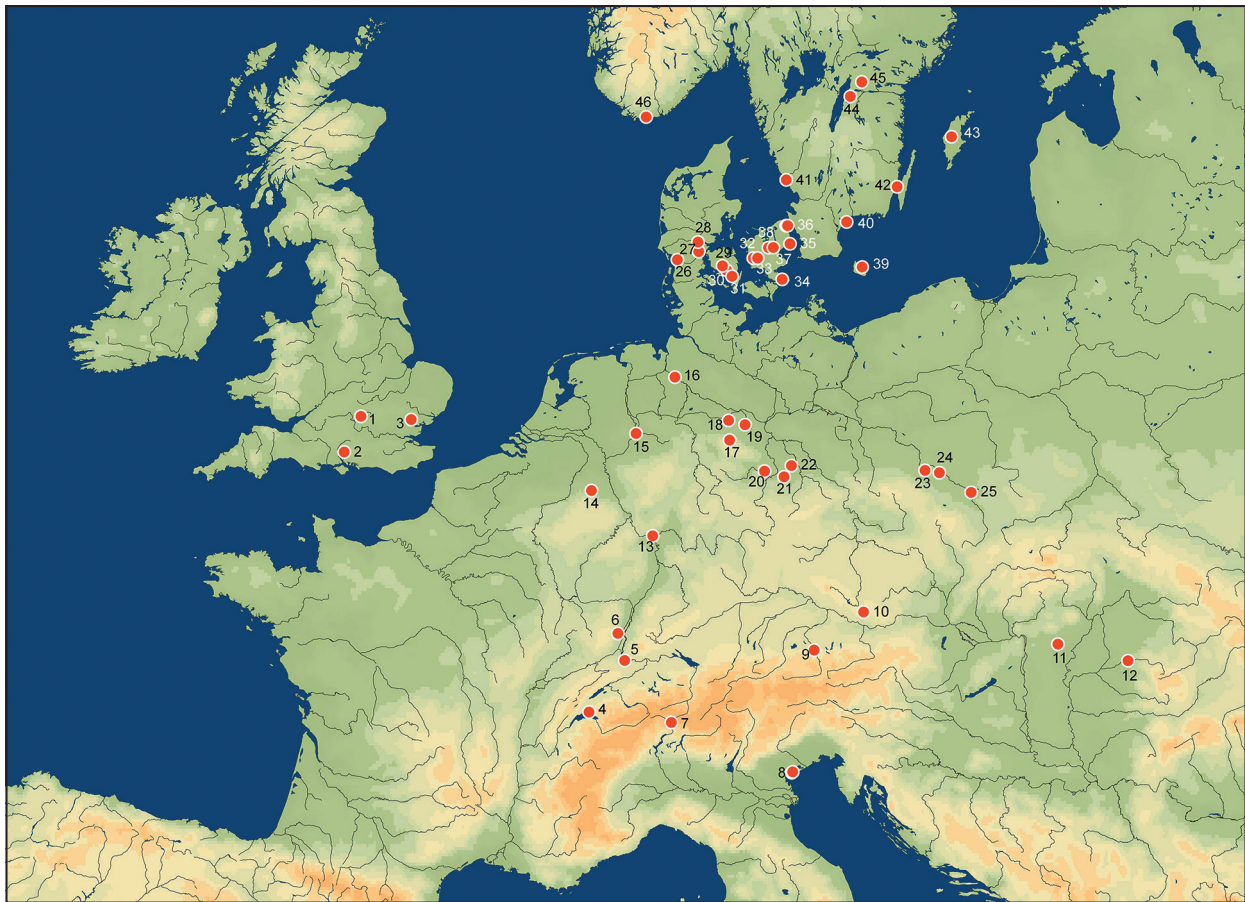


Abb. 62 Fundorte von Fingerringen mit tiergestaltigen Schultern (Fundortnachweis Tab. 30). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Fingerringe mit Drachenköpfen auf den Ringschultern stammen sowohl aus christlich geprägtem Kontext, beispielsweise aus Bischofsgräbern³⁶⁴, als auch aus jüdischem Kontext, wie die jüdischen Hochzeitsringe in den Schatzfunden von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Erfurt (Hort-Nr. 34)³⁶⁵ belegen.

Die Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24 zeigen nicht nur im Dekor ihrer Ringschiene auffällige Gemeinsamkeiten, sondern auch in der Montage des Schmucksteins³⁶⁶. Die Schmucksteine liegen jeweils in einer ausgeschmiedeten, senkrecht gestellten, leicht geschweiften Ringplatte und werden von zwei vorspringenden Zacken der Ringplatte sowie vier Krappen fixiert. Fassungen in einer senkrecht gestellten Ringplatte sind ab der Mitte des 13. Jahrhunderts zu beobachten, allerdings relativ selten an Fingerringen, beispielsweise an einem Fingerring im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31)³⁶⁷. In der Sammlung des British Museum in London sowie in der Sammlung Garthe in Köln befinden sich ebenfalls je zwei Ringe mit senkrecht gestellter Ringplatte³⁶⁸. P. Debo³⁶⁹ führt unter den »deutschen Ringen« ein bezüglich der Krappengestaltung direktes

³⁶⁴ So der Fingerring aus dem Grab des Bischofs Louis de Boulhac (1385-1404) in Fréjus (F): Taburet-Delahaye 1999, 24 Abb. 12; ebenso ein Fingerring aus dem Grab von Henry of Blois, Kardinal und Bischof von Winchester (GB): Dalton 1912, 259 Nr. 1828 und ein Fingerring aus einem Bischofsgrab in Verdun (F): Cherry 1987, 61-62 Kat.-Nr. 118.

³⁶⁵ Katalog Colmar 1999, 44 Kat.-Nr. 8 und Katalog Speyer 2004, 222 oder der Siegelring des Abba von Breslau (PL), der ne-

ben Drachenköpfen auf den Schultern auch eine hebräische Legende des 13./14. Jhs. trägt: Krabath 2004a, 274. 790 Abb. 47h.

³⁶⁶ Tegethoff 2002, 28-29.

³⁶⁷ Katalog Colmar 1999, 45 Kat.-Nr. 9.

³⁶⁸ Dalton 1912, 261 Kat.-Nr. 1841-1844.

³⁶⁹ Debo 1923, Taf. IV Abb. 27.

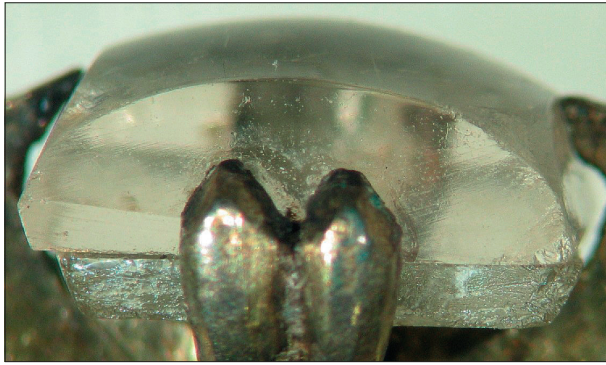


Abb. 63 Die Dublette auf dem Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto A. Scholz).



Abb. 64 Fingerring Kat.-Nr. 25. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

Vergleichsbeispiel an, leider ohne Fundortangabe. Eine auffallende Häufung von Ringen mit senkrecht gestellter Ringplatte und Drachenköpfen auf den Schultern ist in Dänemark zu verzeichnen³⁷⁰.

Die Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24 scheinen zwar auf den ersten Blick sehr ähnlich zu sein, zeigen jedoch deutlich unterschiedliche Konstruktionsmerkmale³⁷¹. Beim Ring Kat.-Nr. 24 wurden Ringschiene und Ringplatte getrennt voneinander gefertigt und anschließend zusammengelötet, wohingegen der Ring Kat.-Nr. 23 insgesamt aus einem Vierkantstab geschmiedet wurde. Bei ersterem wurden die Drachenköpfe und das umlaufende Perlband der Ringschiene in einem Gesenk geschmiedet, wohingegen bei letzterem die Drachenköpfe auf den Ringschultern ziseliert und graviert sind. Während die Ringplatte des Rings Kat.-Nr. 24 einen blauen, mugeligen Glasstein fasst, trägt die Ringplatte des Rings Kat.-Nr. 23 einen als Dublette bezeichneten, aus zwei Teilen zusammengesetzten Stein (**Abb. 63**). Die Dublette besteht im oberen Teil aus einem Bergkristall, der auf einem farblosen Glasstein liegt. Dazwischen befand sich ursprünglich farbiger Lack oder Kleber, der allerdings stark verwittert und dessen ursprüngliche Färbung nicht mehr zu erkennen ist. Die chemische Analyse ergab lediglich, dass es sich um eine organische Substanz handelt. Die ehemalige Funktion der Substanz ist somit nicht eindeutig zu bestimmen. Entweder war von vornherein die Imitation eines Edelsteins vorgesehen oder die Fassung war ursprünglich für einen größeren Stein bestimmt, sodass der eingebrachte Glasstein primär dem Niveausgleich diente. Vergleichbare Dubletten mit auf einem Glasstein liegendem Bergkristall finden sich beispielsweise an der Dorotheen-Monstranz im Basler Münster-schatz³⁷². Auch hier enthielten die heute nahezu farblosen Dubletten ursprünglich eine farbige Klebschicht, die ebenfalls durch chemische Verwitterungsprozesse heute stark zersetzt ist.

Der Fingerring Kat.-Nr. 25 (**Abb. 64**) hat ebenfalls dekorierte Ringschultern und eine dekorierte Ringschiene. Die Ringschultern werden beiderseits von einem gepunzten sechslappigen Blatt geziert, wie sie in ganz ähnlicher Ausführung beispielsweise auf einer Ringspange im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und auf einer Ringspange vom Illufer bei der Thomasschule in Straßburg (F) angebracht sind³⁷³. Die Ringschiene ist durch acht quer verlaufende Doppelrippen in sieben etwa gleich große Felder unterteilt, die jeweils mit sechs diagonalen Linien gefüllt sind und entgegengesetzt den Linien im angrenzenden Feld verlaufen. Auf dem Röntgenbild ist zu erkennen, dass die Zarge zu etwa zwei Dritteln mit einer hellen bleihaltigen Masse verfüllt ist³⁷⁴. Auf dieser Masse liegt vermutlich eine strukturierte Goldfolie und darauf der sehr flache

³⁷⁰ Lindahl 2003, Kat.-Nr. 117. 126-129.

³⁷¹ Tegethoff 2002, 28-29.

³⁷² Hänni u. a. 1998, 107 Taf. 2 Stein Nr. 4, 7, 14.

³⁷³ Katalog Colmar 1999, 58 Kat.-Nr. 46. – Forrer 1927, 747 Abb. 556.

³⁷⁴ Die röntgenographische Untersuchung wurde von S. Patscher und F. Hummel, beide RGZM, durchgeführt.



Abb. 65 Fingerring Kat.-Nr. 26. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.



Abb. 66 Fingerring Kat.-Nr. 27. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

grünliche Glasstein, der mutmaßlich einen Smaragd imitieren soll³⁷⁵. Ob die Füllmasse primär als Klebstoff, zum Niveauausgleich oder zur Leuchtkraftverstärkung diente, ist letztlich nicht zu entscheiden. Der Stein wird von der im oberen Drittel andgedrückten, aus einem aufgezogenen doppelkonischen Blech hergestellten Zarge mit vier aufgelöteten Krappen gehalten. Vergleichbare rund-ovale Fassungen aus rückseitig flacher und vorderseitig hoher Zarge mit konkav geschwungenen Wänden und stark hervortretenden Krappen sind beispielsweise an Schmuckstücken im Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) vertreten³⁷⁶. Der runde Fassungstyp mit teilweise konkav einschwingendem Oberteil, deutlich erhöhtem Sockel und jeweils zwei gegenüber liegenden Krappen ist sowohl an Schmuckstücken als auch an sakralen Goldschmiedearbeiten außerordentlich weit verbreitet. Er findet sich von Skandinavien bis Italien und von Frankreich bis Ungarn, mit Ausläufern nach Südengland und Gotland. Der geographische Verbreitungsschwerpunkt liegt zwischen oberer Loire und Oder³⁷⁷.

Für das Aufkommen dieses Fassungstyps in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sprechen beispielsweise ein Ring aus dem Grab Bischofs Nikolaus I. († 1233/1234) im Dom zu Schleswig, sowie derartige Fassungen an der Krone Premysl Otakars I. († 1230) in Prag³⁷⁸. Datierte Goldschmiedearbeiten belegen die Verwendung dieses Fassungstyps bis ans Ende des 13. Jahrhunderts, darüber hinaus tritt er jedoch nur noch vereinzelt auf³⁷⁹. Die stark deformierte und abgenutzte Ringschiene spricht für eine längere Nutzungszeit des Fingerrings Kat.-Nr. 25.

Der Fingerring Kat.-Nr. 26 (**Abb. 65**) trug auf seiner kleeblattförmigen Ringplatte ehemals einen von vier Krappen gefassten Schmuckstein, der heute allerdings verloren ist. Für ein gewaltsames Herausbrechen des Steins sprechen die beiden abgebrochenen Krappen³⁸⁰ sowie die zu einer Seite verkippte Ringplatte. Die Gebrauchsspuren in Form der stark entrundeten Ringschiene und der nahezu gänzlich abgeriebenen Feuervergoldung insbesondere auf der Innenseite der Ringschiene sowie auf Rückseite und Kanten der Ringplatte, indizieren eine häufige und länger währende Nutzung des Rings. Fingerringe mit vergleichbar gestalteter Ringplatte sind bislang unbekannt.

³⁷⁵ Vgl. Tegethoff 2002, 27. – Die Goldfolie war im Röntgenbild nicht zu erkennen. Zum eindeutigen Nachweis hätte der Stein aus der Fassung entnommen werden müssen, was zu einer Beschädigung des Schmuckstückes geführt hätte und daher unterblieb.

³⁷⁶ Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 324 ebenfalls mit oval gefasstem grünlichem Glasfluss. – Zur Zarge: Krabath 2004a, 263-265 Ringkopf Form 10 und 11.

³⁷⁷ Krabath 2004a, 265.

³⁷⁸ Krabath 2004a, 264-265.

³⁷⁹ z.B. an zwei Kelchen des 15. Jhs. im Ungarischen Nationalmuseum in Budapest: Kolba 2004, Kat.-Nr. 30-31.

³⁸⁰ Vgl. T. Meier, in: Katalog Basel 2001, 178-180, hier 178.

– Fingerring mit Inschrift (Kat.-Nr. 27)

Inschriften sind ein auffälliges Merkmal mittelalterlicher Ringe³⁸¹. Sie wurden im Allgemeinen auf der Außenseite der Ringschiene angebracht, seltener, erst im 15. Jahrhundert zunehmend, auch an der Innenseite. Der fragmentierte schlichte silberne Fingerring Kat.-Nr. 27 (**Abb. 66**) ist auf der Innenseite mit einer gravierten Inschrift versehen (**Abb. 67**). Es handelt sich erkennbar um gotische Majuskel, die allerdings wenig detailliert ausgeführt und zudem unten wie auch oben gekappt sind. Dadurch ist kein einheitlicher Buchstabentyp erkennbar, was die genauere zeitliche Einordnung erschwert. Nach R. Fuchs³⁸² ist eine Datierung um, beziehungsweise wenig später als 1300 anzunehmen. Die nur unvollständig erhaltene anagrammartig anmutende Inschrift *O // Bruch \ OLLO O LO I V* entzieht sich weitgehend einer Deutung. Es könnte sich um eine nicht exakt identifizierbare Namensinschrift handeln, wie bei einem in Minden gefundenen Ring des 13. Jahrhunderts, dessen gravierte Inschrift allerdings die Ringaußenseite zierte³⁸³. Eine magische Bedeutung der Inschrift ist gleichfalls nicht auszuschließen³⁸⁴.

Somit ist nicht zu entscheiden, ob die intentionale Zerstörung des Rings möglicherweise ursächlich auf einen Bedeutungsverlust der Inschrift für den Träger zurückzuführen ist. Jedenfalls handelt es sich nicht, wie bei dem Fingerring Kat.-Nr. 28 möglich, um das Herausbrechen einer Ringplatte, da hier eine Lotnaht deutlich erkennbar ist, die darauf hindeutet, dass der Ring ohne Ringplatte ausgeführt wurde. Die leicht entrundete Ringschiene sowie zahlreiche Kratzer und Schrammen, insbesondere auf der Ringaußenseite, belegen einen intensiven Gebrauch.

– Schlichte unverzierte Fingerringe (Kat.-Nr. 28-29)

Die einfachste Form von Fingerringen stellen die einfachen Reife ohne Ringkopf mit flachrechteckigem oder D-förmigem Profilquerschnitt dar. Aufgrund der unspezifischen Gestaltung sind sie chronologisch kaum einzuordnen. Auch eine eindeutige Funktionszuweisung erscheint ausgesprochen schwierig. Entsprechend heutiger Zeit war es im Mittelalter üblich, glatte Silber- oder Goldringe, meist ohne Steine und Inschriften, als Hochzeitsringe zu verwenden³⁸⁵. Derart einfache unverzierte Fingerringe zeigen eine gesamteuropäische Verbreitung³⁸⁶.

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind zwei solcher Fingerringe enthalten (Kat.-Nr. 28 und 29). Bei dem fragmentierten und stark entrundeten schlichten Fingerring Kat.-Nr. 28 (**Abb. 68**) ist aufgrund der fehlenden Lotnaht denkbar, dass er ursprünglich mit einer Ringplatte versehen war, die an den Lotstellen zur



Abb. 67 Die Inschrift auf der Innenseite des Fingerrings Kat.-Nr. 27. – (Zeichnung H. von Goddenthow, RGZM).



Abb. 68 Fingerring Kat.-Nr. 28. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 3:1.

³⁸¹ Cherry 1987, 54.

³⁸² Mündliche Auskunft von R. Fuchs, Mainz.

³⁸³ Katalog Oldenburg 1995, 569 Kat.-Nr. 294.

³⁸⁴ Zu Inschriftenringen mit magischer Bedeutung beispielsweise die Beiträge zum Inschriftenring von Paußnitz, Lkr. Riesa (Sachsen-Anhalt) in: Meller 2003, 81-139.

³⁸⁵ Cherry 1987, 59.

³⁸⁶ Krabath 2004a, 265.



Abb. 69 Grabkrone der Königin Anna († 1281) im Basler Münsterschatz (1), Detailaufnahme einer Lilie mit applizierten ehemaligen Ringköpfen mit gefassten Glassteinen (2). – (Nach Katalog Basel 2001, 179 Abb. 169-170).



Abb. 70 Fingerring Kat.-Nr. 29. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 3:1.

Ringschiene herausgebrochen wurde. Ein Fingerring mit ebenfalls fehlender beziehungsweise an den Lotstellen herausgebrochener Ringplatte wurde in Szczecin (Woj. Zachodniopomorskie/PL) gefunden³⁸⁷. Sekundär verwendete Ringplatten mit gefassten Steinen finden sich häufiger auf größeren Goldschmiedearbeiten, beispielsweise an einem Kelch im Domschatz zu Hildesheim (Lkr. Hildesheim)³⁸⁸ und an der Grabkrone der Königin Anna im Basler Münsterschatz³⁸⁹ (**Abb. 69**). Die Ansätze der Ringschienen sind hier jeweils noch an den Unterseiten der Fassungen erkennbar.

Der silberne Fingerring Kat.-Nr. 29 (**Abb. 70**) wurde dagegen in einem Teil gegossen und die Kanten mit einem Hammer überarbeitet. Aufgrund der sichtbar belassenen Hammerspuren sowie fehlender Gebrauchsspuren ist denkbar, dass es sich hierbei um ein Halbfertigprodukt beziehungsweise einen Rohling handeln könnte.

– Zusammenfassung Fingerringe

Die mit insgesamt neun Exemplaren im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretenen Ringtypen reichen von einfachen, undekorierten Formen (Kat.-Nr. 28 und 29) bis hin zu sehr aufwendig gestalteten Ringen (Kat.-Nr. 21 und 22).

Die Innendurchmesser beziehungsweise Ringmaße betragen mehrheitlich zwei Zentimeter. Davon weichen lediglich der kleine goldene Fingerring Kat.-Nr. 21 mit 1,8 cm, der Fingerring Kat.-Nr. 22 mit gut zwei Zentimetern und der Fingerring Kat.-Nr. 25 mit 2,1 cm ab. Die Einheitlichkeit der Ringmaße könnte darauf schließen lassen, dass es sich um die Ringkollektion einer einzelnen Person handelt. Ein weiteres Indiz hierfür

³⁸⁷ Dworaczyk/Kowalska/Rulewicz 2003, 178 Abb. 101 Nr. 13.
³⁸⁸ Fritz 1982, Farbt. X.

³⁸⁹ T. Meier, in: Katalog Basel 2001, 178-180, hier 178.

Abb. 71 Der hl. Eligius in seinem Goldschmiedeladen. Petrus Christus, Brügge, um 1450-1460 (Sammlungen Oppenheim und Lehmann, The Metropolitan Museum of Art, New York). – (Nach Lindahl 2003, 40 Abb. 35).



könnte darin zu sehen sein, dass die Ringe teilweise starke Gebrauchsspuren aufweisen (Kat.-Nr. 25-28). Dagegen wirken insbesondere diejenigen mit kleineren Ringmaßen (Kat.-Nr. 21 und 29) nahezu ungebraucht. Aufgrund der insbesondere auf Bildquellen überlieferten vielfältigen und geschlechtsunspezifischen Tragweise von Fingerringen ist das Ringmaß als Kriterium für die Interpretation einer Ringkollektion hinsichtlich ihres Besitzers nur bedingt aussagekräftig.

Dass Ringe auch im Spätmittelalter überwiegend für den freien Verkauf und weniger auf Bestellung produziert wurden, deuten einerseits das häufige Vorkommen ähnlicher Ringtypen sowie andererseits Bildquellen, beispielsweise das Bild von Petrus Christus im Metropolitan Museum of Art in New York, auf dem in einem Goldschmiedegeschäft unter anderem eine Schachtel mit Ringen dargeboten wird (Abb. 71), an³⁹⁰.

Auffallend ist die intentionale Zerstörung einiger Fingerringe (Kat.-Nr. 26-28), die eine Interpretation als zum Einschmelzen vorgesehenes Alt- beziehungsweise Bruchsilber zulassen. Dagegen deuten die fehlenden Gebrauchsspuren und die sichtbar belassenen Hammerspuren des Rings Kat.-Nr. 29 auf ein Halbfertigprodukt hin.

Mit den Fingerringen Kat.-Nr. 23 und 24, die stilisierte Drachenköpfe auf den Schultern tragen, sowie dem Fingerring Kat.-Nr. 21, der zugleich das einzige im Schatzfund enthaltene Schmuckstück aus massivem Gold darstellt, sind wie bereits bei den Spangen Objekte enthalten, die in spätmittelalterlichen Goldschmiedeordnungen als Meisterstücke vorgeschrieben sind.

³⁹⁰ Vgl. Cherry 1987, 53.



Abb. 72 Gürtel Kat.-Nr. 30. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

Gürtelbestandteile (Kat.-Nr. 30-31)

Gürtel sind als wichtige Kleidungs- und Trachtbestandteile eng verknüpft mit der Kostümgeschichte³⁹¹. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts ist ein wahrscheinlich von Frankreich ausgehender Modewandel feststellbar³⁹². Der gebundene Gürtel wird abgelöst durch Borten mit Schnallenverschluss, womit die locker fallenden langen Gewänder nun auf der Hüfte liegend gegürtet werden. In der Gürteltracht von Männern und Frauen gibt es im Spätmittelalter keine grundsätzlichen geschlechtsspezifischen Unterschiede, wie aus Grabfunden, ikonographischen Quellen und Schriftquellen hervorgeht³⁹³. Der Gürtel hat zwar primär die Funktion die Kleidung zusammenzuhalten, in unterschiedlichen Ausführungen kann er darüber hinaus der Befestigung von Taschen, Schlüsseln, Waffen und ähnlichem dienen sowie als Schmuck und Repräsentationsmittel. Männer und Frauen trugen zwar gleichermaßen ähnlich gestaltete Gürtel, allerdings waren diese geschlechtsspezifisch mit unterschiedlichem Symbolgehalt belegt: im maskulinen Kontext als generelles Zeichen für Herrschaft und Kraft, im femininen dagegen zumeist als Sinnbild für Liebe und Keuschheit. In beiden Fällen symbolisierte der Gürtel jedenfalls auch den sozialen Stand des Trägers. Neben der weltlichen konnte Gürteln auch eine religiöse Bedeutung zukommen, beispielsweise als Bußgürtel³⁹⁴.

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind mit dem zwölfgliedrigen Fragment eines Plattengürtels (Kat.-Nr. 30) und dem Riemenschieber (Kat.-Nr. 31) zwei eindeutig identifizierbare Gürtelbestandteile enthalten, die aufgrund ausgeprägter stilistischer Unterschiede mit hoher Wahrscheinlichkeit zu zwei verschiedenen Gürteln gehörten. Hinzu treten mit der Emailzierscheibe (Kat.-Nr. 32) sowie einem Ring (Kat.-Nr. 33) zwei Objekte, die möglicherweise ebenfalls als Teile einer Gürtelausstattung angesprochen werden können³⁹⁵.

– Zwölfgliedriges Plattengürtelfragment (Kat.-Nr. 30)

Platten- und Scharniergürtel gehören zu den auffallendsten Gürteltypen³⁹⁶. Unter diesem Typ sind in Form und Dekor sehr verschiedene Gürtel subsummiert, die lediglich in der Verschlusskonstruktion und der Scharnierverbindung großer Besatzglieder Ähnlichkeiten aufweisen. Diese aus Metallteilen beziehungsweise -platten bestehenden Gürtel waren in der Länge so knapp gehalten, dass sie in etwa dem Hüftumfang entsprachen. Sie wurden als häufig mit Edelsteinen besetzte Prachtgürtel sowohl von Männern als auch von

³⁹¹ Eine umfangreiche Zusammenstellung zu Typologie und Bedeutung hoch- und spätmittelalterlicher Gürtel stammt von I. Fingerlin (1971). Einen Überblick über früh- und hochmittelalterliche Gürtel aus Osteuropa bietet Ingo Heindel (1990). Kürzer gehaltene Überblicksdarstellungen finden sich beispielsweise bei Lightbown 1992, 306-341, im Katalog Köln 1985, 79 und RGA² 13 (1999) 158-177 s.v. Gürtel [F. Siegmund].

³⁹² Fingerlin 1971, 9.

³⁹³ Lightbown 1992, 307-309.

³⁹⁴ Ausführlich zur rituellen Bedeutung von Gürteln: RGA² 13 (1999) 175-177, bes. 176 s.v. Gürtel [I. Runde]. – Reallexikon für Antike und Christentum XII (1983) 1232-1266 s.v. Gürtel [W. Speyer]. – Fingerlin 1971, 14.

³⁹⁵ Da bei den beiden letztgenannten die Zuordnung weit weniger gesichert ist, werden sie im Kapitel Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion vorgestellt.

³⁹⁶ Fingerlin 1971, 149-158.

Frauen getragen. Im Gegensatz zu den zahlreicher vorhandenen Bildquellen sind Originalfunde äußerst spärlich und darüber hinaus nur bruchstückhaft überliefert.

Die zwölf erhaltenen Glieder des Plattengürtels Kat.-Nr. 30 (**Abb. 72**) bestehen aus vergoldetem Silber und sind mit Saphiren sowie Granaten besetzt. Die heutige Anordnung der Glieder, die jeweils mit Doppellösenscharnieren verbunden sind, zeigt einen Wechsel zwischen Platten mit zentralem Granat und vier umgebenden Saphiren sowie mit einem zentralen Saphir und vier umgebenden Granaten. Daraus ergibt sich ein Farbwechsel zwischen blau und rot, der allerdings zwischen dem 10. und 11. Glied unterbrochen wird. Ob diese Anordnung der ursprünglichen entspricht, ist nicht mehr eindeutig zu klären. In der Fundmeldung³⁹⁷ heißt es, dass zwölf Glieder eines Gürtels gerettet werden konnten, woraus nicht hervor geht, ob diese bei der Auffindung miteinander verbunden waren oder einzeln vorlagen. Die in den Scharnierösen sitzenden Nietstifte bestehen aus unterschiedlichen Materialien, was mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf diverse Reparaturphasen zurückzuführen ist. Neben den mutmaßlich originalen Scharnierstiften aus feuervergoldetem Silber finden sich solche aus Messing sowie aus Silber, letztere zum Teil mit gefeilter Oberfläche, zum Teil mit geschlitzten Enden³⁹⁸. Anzahl und Datierung der Reparaturphasen sind nicht mehr eindeutig zu ermitteln. Die Messingstifte könnten eine mittelalterliche Reparaturphase repräsentieren, wohingegen die Silberstifte mit geschlitzten Enden modern anmuten, insbesondere durch unter dem Lichtmikroskop erkennbare Sägespuren (**Abb. 73**). Zudem ergaben die chemischen Analysen sowohl für die Silberstifte mit geschlitzten Enden als auch diejenigen mit gefeilter Oberfläche eine durchweg sehr ähnliche Legierungszusammensetzung mit einem niedrigen Goldgehalt von jeweils unter 0,4 %³⁹⁹, was mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf eine neuzeitliche Legierung hindeutet. Gestützt wird die These zumindest einer modernen Reparaturphase durch die Beobachtung, dass die Anordnung der Glieder auf den zwischen 1985 und 1999 publizierten Gesamtaufnahmen des Schmuckensembles im Vergleich zu heute variiert⁴⁰⁰.

Auch wenn nicht eindeutig zu klären ist, in welcher Reihenfolge die Gürtelglieder ursprünglich angeordnet waren, so darf doch mit einiger Wahrscheinlichkeit ein regelmäßiger Wechsel zwischen blauen und roten Steinen angenommen werden. Dass die Kombination von rot und blau ein beliebter Farbwechsel auf mittelalterlichen Schmuckstücken war, belegen beispielsweise die häufig auf Kronreifen alternierend angebrachten roten und blauen Edelsteine, so auf einer Krone der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Schatzkammer der Residenz in München⁴⁰¹ sowie auf der Krone der Princess Blanche (1370-1380), ebenfalls in der Schatzkammer der Residenz in München⁴⁰². Der Besatz mit abwechselnd roten und blauen Edelsteinen war auch auf Fibeln beliebt, wie eine in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datierte Fibel im Museo del

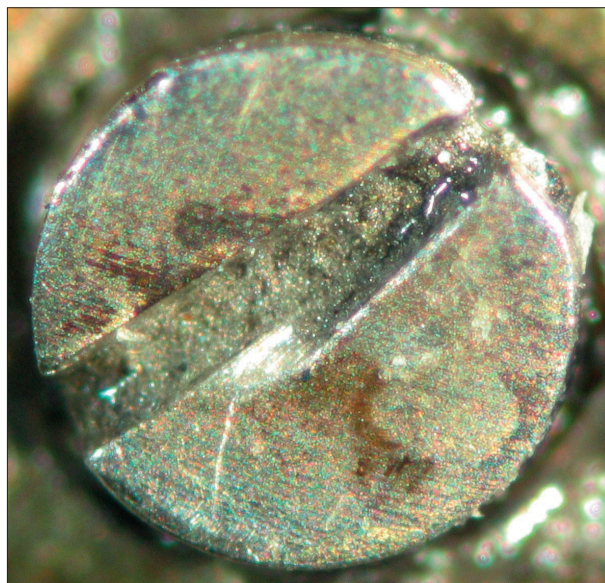


Abb. 73 Sägespuren an dem Schlitz in einem Silberstift des Gürtels Kat.-Nr. 30. – (Foto A. Scholz).

³⁹⁷ Berghaus 1951.

³⁹⁸ Nach R. Tegethoff 2002, 23 sollten letztere einen Spreizdübel-effekt erzielen, der ein Herausrutschen des Stifts verhindert.

³⁹⁹ **Tab. 79:** Scharnierstifte.

⁴⁰⁰ Vgl. **Abb. 6** u. **56**. Leider ist es nicht gelungen herauszufinden, von wem und zu welchem Anlass der Gürtel restauriert wurde.

⁴⁰¹ Lightbown 1992, Farbt. 14.

⁴⁰² Etting 2001, 117 Abb. 9.



Abb. 74 Rückseite der Gürtelglieder Kat.-Nr. 30. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

Castelvecchio in Verona (I)⁴⁰³ belegt, ebenso eine ins frühe 14. Jahrhundert datierte Fibel im Statens Historiska Museum in Stockholm⁴⁰⁴ und nicht zuletzt die sternförmige Fibel im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 10). Zudem ist die Anordnung abwechselnd roter und blauer oder kleinerer blauer um einen größeren roten Stein und umgekehrt häufiger auf Reliquienkreuzen und Buchdeckeln zu beobachten⁴⁰⁵.

Bei Gürteln bestand vielfach die Notwendigkeit zur Ausbesserung und Umarbeitung⁴⁰⁶. Die Rechnungsauszüge der Herzöge von Burgund sind ein beispielhafter Beleg dieses Phänomens. Sie verzeichnen die Änderung von Schnalle und Riemenzunge, der Besatzstücke sowie am häufigsten die Erneuerung des Gürtelbandes beziehungsweise der Gürtelborte. Folglich sind Gürtel nur selten in ihrer ursprünglichen Form erhalten. Die wenigen, im Original erhaltenen Fragmente von Plattengürteln erlauben weder eine gesicherte Rekonstruktion einzelner Gürtel, noch eine Angabe der Laufzeit dieses Gürteltyps⁴⁰⁷.

Die Silberplatten des Gürtels im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 30) bildeten das eigentliche Gürtelband, das nach L. von Wilckens⁴⁰⁸ ursprünglich auf einen Lederriemen aufgelegt gewesen sein dürfte. Allerdings fanden sich hierfür am Objekt selbst keinerlei Hinweise. Weder sind Nietlöcher noch Ösen vorhanden, sodass als einzige schlüssige Möglichkeit zur Befestigung auf einer Borte das Festbinden mittels eines Fadens jeweils im Bereich der Scharniere bleibt. Allerdings sind hier keine charakteristischen Abriebspuren zu erkennen. Dass die Metallglieder ursprünglich auf ein Lederband aufgeklebt gewesen sein könnten, ist unwahrscheinlich. Zudem spricht der starke Abrieb des Metalls auf der Rückseite der Scharniere (**Abb. 74**) gegen deren ursprüngliche Fixierung auf einer Borte. Demnach ist die Annahme I. Fingerlins⁴⁰⁹ schlüssiger, dass Stoff- oder Lederborten bei derart dicht aneinandergesetzten Beschlägen überflüssig waren. Hinweise hierauf geben zudem Inventare, in welchen Borten, die sonst in den Beschreibungen nicht übergangen werden, in Verbindung mit Plattengürteln keine Erwähnung finden.

Auffallend ist die Ähnlichkeit der mittigen Steinfassungen mit kerbschnittverziertem schüsselförmigem Unterteil und daraufgesetzter Zarge zu den Fassungen an mehreren Spangen, Fibeln und Fingerringen im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31)⁴¹⁰. Zudem sitzen die Steinfassungen sehr hoch über den Grundplatten des Gürtels. Sie wurden jeweils auf einen etwa drei Millimeter hohen, von einer Blechhülse umgebenen Nietstift gelötet (**Abb. 75**). Dies könnte als Hinweis auf eine ehemalige Emailauflage auf den Grundplatten gedeutet werden⁴¹¹, ebenso die Einfassung der einzelnen Glieder mit Kerbdrähten, die große Ähnlichkeit zu solchen zeigen, die den Rahmen eines mutmaßlich westfälischen Buchdeckels der ersten Hälfte des

⁴⁰³ Lightbown 1992, Farbt. 26.

⁴⁰⁴ Lightbown 1992, Farbt. 27.

⁴⁰⁵ Beispielsweise auf dem um 1320/1330 entstandenen Kreuzreliquiar aus der ehemaligen Stiftskirche St. Martini zu Münster, heute im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster: Fritz 1982, Abb. 156-158.

⁴⁰⁶ Fingerlin 1971, 15.

⁴⁰⁷ Fingerlin 1971, 149.

⁴⁰⁸ von Wilckens 1985, 310.

⁴⁰⁹ Fingerlin 1971, 149.

⁴¹⁰ Katalog Colmar 1999, 45 Kat.-Nr. 10-12; 58 Kat.-Nr. 47-48.

⁴¹¹ Freundlicher Hinweis von M. Fecht, RGZM. – Beispiele emailierter Gürtelglieder bei Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 2, 14, 61, 66. – Zu den Schriftquellen: Fingerlin 1971, 25.

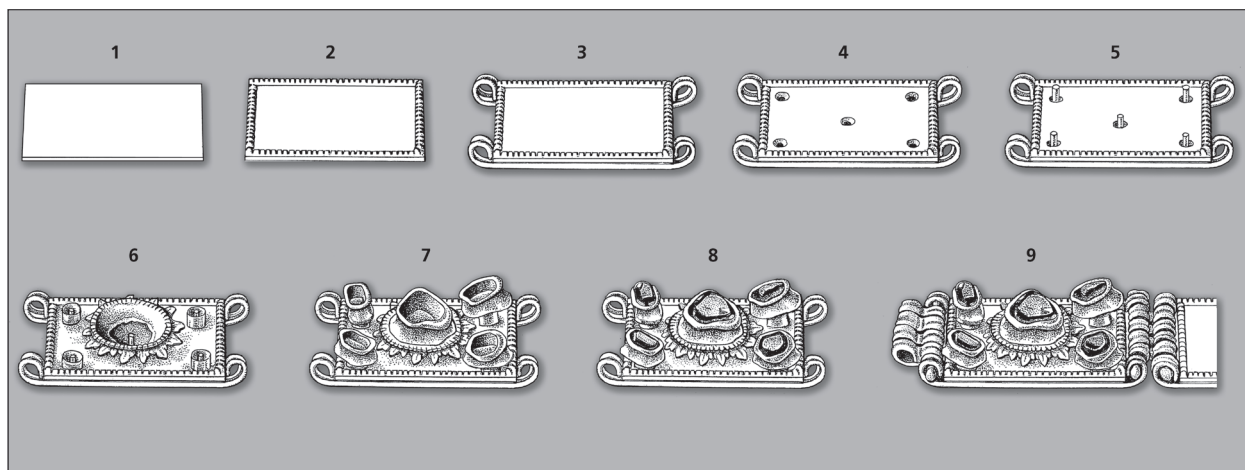


Abb. 75 Abfolge der Herstellungsschritte eines Gürtelgliedes Kat.-Nr. 30. – (Zeichnung J. Ribbeck, RGZM).

14. Jahrhunderts in einzelne Felder unterteilen⁴¹². Die breite Rahmung wiederum ähnelt derjenigen eines emailverzierten Buchdeckels des 13. Jahrhunderts aus Limoges (F)⁴¹³. Zudem verzeichnen mehrere Schriftquellen des 13. und 14. Jahrhunderts silbervergoldete, mit Steinbesatz und Email verzierte Gürtelbeschläge. Allerdings ergaben die naturwissenschaftlichen Analysen keinerlei Hinweise auf Emailreste am Gürtel Kat.-Nr. 30.

Die aus den Schriftquellen und den real überlieferten Objekten hervorgehende Formenvielfalt der meist vegetabilen oder figürlichen Beschläge steht im Gegensatz zu bildlichen Darstellungen, die annähernd ausschließlich geometrische Formen, meist Scheiben oder pyramidenstumpffähnliche Buckelbeschläge zeigen⁴¹⁴. Nach Ausweis der Schrift- und Bildquellen wäre am Gürtelband vorne ein Verschlussstück, in den Inventaren »fermail« oder auch »broche« genannt, zu ergänzen⁴¹⁵. Es kommen unterschiedliche Verschlussvarianten in Betracht: Neben häufig architektonisch gestalteten Gürtelschlössern sind zwei- und dreiteilige Gürtelschließen, die durch Haken und Öse geschlossen werden, überliefert. Bildliche Darstellungen zeigen meist ein größeres Rund-, Rauten- oder Vierpassglied vorne in der Gürtelmitte⁴¹⁶.

Insgesamt sind Gürtel als reale Objekte rar überliefert. Ein dem Gürtel Kat.-Nr. 30 direkt vergleichbarer Fund steht bislang noch aus⁴¹⁷. Aus Schriftquellen geht hervor, dass die Auftraggeber solcher mit Edelsteinen besetzter Gürtel den adeligen Gesellschaftsschichten entstammten, die sie auch als Geschenke anfertigen ließen⁴¹⁸. Gürtel finden zudem häufig Erwähnung in Sittengesetzen. Beispielsweise wurde in Frankreich im Jahr 1283 Städtern und ihren Frauen verboten, Edelsteine, Goldgürtel und Goldkrönchen zu tragen.

⁴¹² Schnitzler u.a. 1965, Taf. 51 E 131.

⁴¹³ Schnitzler u.a. 1965, Taf. 68 E 41.

⁴¹⁴ Scheibenförmige Gürtelbeschläge sind z. B. auf dem Grabmal Edwards the Black Prince († 1376) in Canterbury (Kent/GB) dargestellt: Meier 2002, 272 Abb. 139. – Pyramidenstumpffähnliche Buckelbeschläge trägt beispielsweise ein König aus der Anbetungsgruppe in der Stiftskirche in Korbach: Fingerlin 1971, 307 Abb. 341, ebenso Heinrich II. der Fromme auf seiner Grabplatte im Nationalmuseum in Breslau: Wachowski 2001, 100 Abb. 14 und die Steinplatte der hl. Barbara, ebenfalls im Nationalmuseum in Breslau: Wachowski 2001, 99 Abb. 13.

⁴¹⁵ Fingerlin 1971, 149. 153-157.

⁴¹⁶ Zu zweiteiligen Gürtelschließen: Fingerlin 1971, 473 Abb. 557-558. – Ein Gürtelschloss ist beispielsweise auf ei-

nem Holzschnitt in der Albertina in Wien dargestellt: Fingerlin 1971, 330 Abb. 366. – Größere Vierpassglieder tragen die Stifterfiguren der Herzogin Katharina und Herzog Rudolf IV. in Wien, St. Stephan: Blaschitz 2000, 151.

⁴¹⁷ Konstruktiv ähnliche Plattengürtel aus dem 14. Jh. finden sich im New College in Oxford: Lightbown 1992, 459 Plate 107, im Muzeul Național de Istorie a României, București: Luminița Dumitriu, in: Takács 2006, 95 Kat.-Nr. 1.5 und in der Kirche von Grand, Vogesen (F): Lightbown 1992, 318 Abb. 174.

⁴¹⁸ Beispielsweise verschenkte Philipp der Kühne 1369 mehrere Gürtel an seine Ritter: Fingerlin 1971, 150. – Ein Inventar des Jahres 1205 verzeichnet mehrere steinbesetzte Gürtel im Besitz König Johns von England, darunter mehrere mit Granaten und Saphiren besetzte Gürtel.

richtung hinweisen. Primär dienen Riemenschieber jedoch der Fixierung des Riemens beziehungsweise der Borte in einer bestimmten Stellung und dem festen Sitz bei gleichzeitiger Verkürzung des ansonsten frei herabhängenden Gürtelendes⁴²⁶. Neben Originalfunden überliefern Schriftquellen Aussehen und Funktion von Riemenschiebern, beispielsweise das Inventar Ludwigs von Anjou⁴²⁷.

Der Riemenschieber Kat.-Nr. 31 aus vergoldetem Silber zeigt auf der Ansichtsseite eine Engelsfigur in einem langen, fließenden Gewand, eingestellt in einen Rahmen. Die stark ausgeprägte stilistische Verschiedenheit zum Gürtelfragment Kat.-Nr. 30 macht es trotz passender Abmessungen unwahrscheinlich, dass beide Objekte ursprünglich zusammen gehörten. In der Regel nimmt die stilistische Ausformung der Riemenschieber Bezug auf den Gürtelbesatz⁴²⁸.

I. Fingerlin⁴²⁹ weist Riemenschieber einem speziellen Gürteltyp zu, den sog. überlangen Gürteln mit figürlichem Dekor, und sieht das Auftreten im Fundgut in engem Zusammenhang mit einem um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzenden Modewandel. Durch den stark verengten Schnitt der Frauenkleider sei der Gürtel in der Taille nicht mehr notwendig gewesen, wodurch er fortan tiefer in der Hüftgegend getragen wurde. Daher sei es unumgänglich gewesen, die Gürtellänge zu reduzieren und das herabhängende Ende aufzunehmen⁴³⁰.

Riemenschieber werden nicht nur in der mittelalterlichen Malerei und Skulptur selten dargestellt, sondern sie sind ebenfalls im archäologischen Fundgut spärlich vertreten, was darauf hindeutet, dass metallene Riemenschieber ein eher seltener Bestandteil mittelalterlicher Gürtelgarnituren waren. Möglicherweise fanden häufiger denselben Zweck erfüllende Lederschlaufen oder Kordeln Verwendung.

Der Riemenschieber Kat.-Nr. 31 stellt aufgrund seiner rechteckigen Form mit durchgehendem Steg und anthropomorph gestalteter Schauseite eine Kombination der Varianten 10 und 11 nach S. Krabath⁴³¹ dar. Aus der Beobachtung, dass figürlich verzierte Riemenschieber vermehrt in den Mittelmeer-Anrainerstaaten auftreten, schließt Krabath⁴³² auf deren Ursprung in südlicheren Bereichen, möglicherweise Venedig. Im Gegensatz dazu zeigen die übrigen Varianten einen Verbreitungsschwerpunkt in England mit Streuung nach Frankreich, den Niederlanden, Dänemark und Deutschland.

Die bislang bekannt gewordenen Riemenschieber werden mehrheitlich ins 13. und 14. Jahrhundert datiert. Die Angabe einer exakten Laufzeit ist allerdings mangels sicher datierter Funde derzeit nicht möglich⁴³³.



Abb. 77 Riemenschieber Kat.-Nr. 31. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

⁴²⁶ Heindel 1990, 35. – Fingerlin 1971, 102-105.

⁴²⁷ Fingerlin 1971, 264-265 Q 1360/68,1 und 2 sowie 104 mit weiteren Belegen in Schriftquellen.

⁴²⁸ Ebenda 1971, 103.

⁴²⁹ Ebenda 1971, 102-103.

⁴³⁰ Allerdings werden Riemenschieber in Bildquellen und insbesondere an Skulpturen äußerst selten dargestellt. Mir ist bisher noch kein zeitgenössischer Beleg bekannt geworden. Abbildungen mit eindeutig als solchen erkennbaren Riemenschiebern datieren frühestens in das 15. Jh.: z.B. Katalog Braunschweig 1985, Bd. 1, 401, Kat.-Nr. 320.

⁴³¹ Krabath 2001, 179.

⁴³² Ebenda 183.

⁴³³ Ebenda. – In diesem Zusammenhang sei auf einen funktional sehr ähnlich gestalteten Riemenschieber einer byzantinischen Gürtelgarnitur in der Sammlung des RGZM in Mainz (Inv.-Nr. O.428947/1-14) hingewiesen. – Nach I. Heindel 1990, 35 treten Riemenschieber im westslawischen Siedlungsgebiet bereits während der Völkerwanderungszeit vereinzelt auf, erreichen im 9. und 10. Jh. ihre Blüte und verschwinden dann wieder fast völlig aus dem Fundgut.

– Zusammenfassung Gürtelteile

Mit dem zwölfgliedrigen Plattengürtelfragment Kat.-Nr. 30 und dem Riemenschieber Kat.-Nr. 31 sind im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zwei Gürtelbestandteile enthalten, die mit hoher Wahrscheinlichkeit, aufgrund der ausgeprägten stilistischen Verschiedenheit, zwei unterschiedliche Gürteltypen repräsentieren. Hinzu treten mit der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und dem Ring Kat.-Nr. 33 zwei weitere Objekte, die möglicherweise als Gürtelbestandteile anzusprechen sind⁴³⁴.

Sowohl der Riemenschieber als auch das Gürtelfragment zeigen starke Gebrauchsspuren, an letzterem sind zudem deutliche Hinweise auf mehrere Reparaturphasen erkennbar. Daraus ist zu schließen, dass der Plattengürtel einen hohen Wert repräsentierte. Dieser Gürteltyp ist generell selten im Original überliefert, wobei für den edelsteinbesetzten Plattengürtel Kat.-Nr. 30 bisher noch kein direktes Vergleichsbeispiel vorliegt. Dagegen werden derartige Prunkgürtel häufiger in Bild- und Schriftquellen überliefert und zwar durchweg als wertvolles Repräsentationsobjekt und Kleidungsaccessoire gehobener Gesellschaftsschichten. Schriftquellen belegen zudem, dass mehrere Gürtel im Besitz einer Familie beziehungsweise einer Person zumindest in den adeligen Gesellschaftsschichten durchaus üblich waren. Die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol belegen beispielsweise für die Jahre zwischen 1270 und 1360 eine Vielzahl von Gürteln im gräflichen Besitz. Auch in der Aufzählung der Gegenstände, die Melchior Vngerother im Jahr 1490 seiner Tochter als Mitgift gab, werden ein Gürtel zu 20 ungarischen Gulden und ein alltäglicher Gürtel zu fünf ungarischen Gulden angeführt⁴³⁵.

Schatzfunde enthalten nicht selten Bestandteile mehrerer Gürtel, beispielsweise der Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) sowie der Schatzfund von Verona (I, Hort-Nr. 38), in dem sich ebenfalls zwei stark unterschiedliche Gürteltypen befinden, die I. Fingerlin⁴³⁶ als Gürtel eines Mannes und einer Frau anspricht. Dagegen erlauben weder der Plattengürtel noch der Riemenschieber im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus eine eindeutige geschlechtsspezifische Zuordnung.

Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion (Kat.-Nr. 32–36, verschollene Fragmente)

Bei den im Folgenden aufgeführten fünf Objekten sowie den heute verschollenen Fragmenten war eine eindeutige funktionale Ansprache nicht möglich, da prinzipiell diverse Verwendungsmöglichkeiten bestehen.

– Emailzierscheibe (Kat.-Nr. 32)

Im Gegensatz zu den meisten Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zeichnet sich die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 als qualitativ hochwertige Goldschmiedearbeit aus, mit einem hohen Grad an Perfektion in der handwerklichen Ausführung. Möglicherweise stammt sie aus Limoges (F)⁴³⁷ oder von einem münsteraner Goldschmied, der auf Emailarbeiten spezialisiert war⁴³⁸. Transluzides Email war bis zum 15. Jahrhundert »en vogue« bevor es vom Goldemail abgelöst wurde⁴³⁹. Nach K. B. Heppe⁴⁴⁰ gehören à jour gearbeitete Relieffmedaillons »zum Gemeingut der zeitgenössischen [gemeint ist das 14. Jahrhundert, Anm. Verf.] Goldschmiedekunst zwischen dem Rheinland und Skandinavien [...]«.

Aufgrund der vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten für Emailzierscheiben ist die Bestimmung der ursprünglichen Funktion einzeln überlieferter oder sekundär verwendeter Objekte nahezu ausgeschlossen. Entsprechendes gilt für die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 (**Abb. 78-79**). Weder eine Broschierung noch Lötspu-

⁴³⁴ Siehe Kapitel Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion.

⁴³⁵ Wachowski 2001, 109.

⁴³⁶ Fingerlin 1971, 16 Kat.-Nr. 537 u. 538.

⁴³⁷ In Limoges entstanden während des 12. und 13. Jhs. in Manufakturen in anspruchsvoller Grubenschmelz-Technik produzierte Kirchengeräte: Brepohl 1992, 88.

⁴³⁸ J. M. Fritz 1982, 129 vermutet, dass es in der Gotik bereits eine gewissermaßen natürliche Spezialisierung gab, durch die unterschiedliche Begabung des einzelnen Goldschmieds für die vielfältigen Techniken des Handwerks.

⁴³⁹ Fingerlin 1971, 152.

⁴⁴⁰ Katalog Braunschweig 1985, Bd. 2, 1257 Kat.-Nr. 1091.



Abb. 78 Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, Vorderseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 79 Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, Rückseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

ren sind auf der Rückseite oder im Randbereich erkennbar, allerdings sind die gestauchten Kanten ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Zierscheibe ehemals gefasst war. Rund- und schildförmige Emailzierscheiben in Kastenfassungen finden sich zahlreich auf liturgischen Geräten wie Reliquien- oder Vortragekreuzen⁴⁴¹, Kelchen⁴⁴², Buchdeckeln⁴⁴³, Reliquienkästchen, -schreinen und -kapseln⁴⁴⁴. Meist sind sie versehen mit Darstellungen Christi, der Apostel, der Evangelisten und ihren Symbolen, Engeln sowie Heiligen. Fabeltiere in eigenständiger Darstellung sind seltener auf liturgischem Gerät zu finden⁴⁴⁵, dagegen sind sie, vor allem Drachen, in größerer Zahl auf profanen Gegenständen überliefert. Insbesondere auf Schmuckstücken wie Fingerringen⁴⁴⁶, Fibeln⁴⁴⁷, Aufnähschmuck und Anhängern⁴⁴⁸ ist der Drache ein häufig wiederkehrendes Motiv. Auffallend zahlreich sind die Drachendarstellungen auf Gürtelteilen vertreten⁴⁴⁹. Demnach wäre es durchaus möglich, dass die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 ursprünglich auf einem Gürtel appliziert war, zumal ähnliche Medallions als Besitzscheiben⁴⁵⁰ beziehungsweise Gürtelglieder⁴⁵¹ und auf Gürtelschließen⁴⁵² überliefert sind. In Schriftquellen werden emaillierte Scheiben im Zusammenhang mit Gürtelbeschlägen als »rondeaus« bezeichnet⁴⁵³.

⁴⁴¹ Beispielsweise auf dem Kapitelkreuz aus der Kirche St. Martini in Münster: Fritz 1982, Abb. 156-158.

⁴⁴² Beispielsweise auf dem um 1330/1340 datierten Kelch des Osnabrücker Domvikars Gerhart Keleman: Katalog Braunschweig 1985, Bd. 2, 1257 Kat.-Nr. 1091.

⁴⁴³ z. B. auf einem um 1270 datierten Buchdeckel aus der Benediktinerabtei St. Blasien: Fritz 1982, Abb. 53.

⁴⁴⁴ Beispielsweise der Schrein des hl. Markus im Münsterschatz in Reichenau-Mittelzell: Fritz 1982, Abb. 201-202 und der Schrein des hl. Heribert in Köln: Katalog Köln 1972, 277 H17.

⁴⁴⁵ Beispielsweise auf dem Bischofsstab im Domschatz in Köln (um 1322): Fritz 1982, Farbt. II. Auffallend ist die Verwandtschaft der Darstellung zu Buchillustrationen, beispielsweise in hebräischen Manuskripten: Metzger 1982, 15.

⁴⁴⁶ Siehe Kat.-Nr. 23-24.

⁴⁴⁷ Beispielsweise eine Fibel des späten 12./frühen 13. Jhs. im Victoria & Albert Museum in London: Lightbown 1992, 531 Nr. 86. Auch hier wird das Gefieder durch dreieckige Punzen angedeutet. Gleichfalls bei einer Fibel im Schatzfund von Boitwarden (Lkr. Wesermarsch/Niedersachsen, Hort-Nr. 54): Prokisch u. a. 2004a, 827 Abb. 106.2 und bei einer Fibel im

Schatzfund von Badeboda (S, Hort-Nr. 152): Hildebrand 1888, 4-5 Nr. 19 Abb. 9.

⁴⁴⁸ Beispielsweise ein Pferdegeschirr-Anhänger im Kunstgewerbemuseum Köln: Katalog Köln 1985, Bd. 1, 460 Nr. 403.

⁴⁴⁹ Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 21, 32, 148, 304, 423, 450, 556.

⁴⁵⁰ Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 538 und Kat.-Nr. 108 mit gleichem Durchmesser wie die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32.

⁴⁵¹ Ebenda Kat.-Nr. 449.

⁴⁵² Von der Verzierung her verwandt erscheint das Emaildekor auf den Beschlagflächen der sog. Limoger Schnallen: Fingerlin 1971, 38-42 und Kat.-Nr. 308 und 148. Sie zeigen u. a. Drachen und andere Fabeltiere in fast heraldischer Zeichnung. Der Bildgrund ist in der Regel blau emailliert, die großflächig in den Rahmen gesetzte Figur bleibt in voller Silhouette ausgespart. Die Innenzeichnung wird durch Ritzlinien oder tiefere, schmelzgefüllte Furchen angegeben. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 13. Jhs. scheint die Tendenz zu überwiegen, aus dem für Limoges typischen blauen Grund die volle Figur auszusparen. Darstellungen dieser Art finden sich auf zahlreichen kirchlichen und alltäglichen Gebrauchsgegenständen.

⁴⁵³ Fingerlin 1971, 150 Q 1372, 1.



Abb. 80 Ring Kat.-Nr. 33. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Gegen die Ansprache als Gürtelbestandteil spricht jedoch, dass mit Ausnahme der Applizierung auf der Gürtelschließe die Medaillons zum Zwecke der Vernietung randlich gelocht waren und in jedem Fall mindestens zwei Medaillons den Gürtel zierten, wobei letztgenanntes Argument durch die unvollständige Überlieferung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus relativiert wird. Technisch und formal ähnliche Emailmedaillons finden sich weiterhin auf Mantelschließen, diversen Anhängern, Kästchen und Truhen, Schwertknäufen⁴⁵⁴ und insbesondere auf Schalen⁴⁵⁵, Scheuern⁴⁵⁶ und Pokalen⁴⁵⁷. Zudem wurden Emailzierscheiben auch als Einzelteile verhandelt⁴⁵⁸ sodass die Frage, worauf die Emailscheibe Kat.-Nr. 32 ursprünglich appliziert war, letztlich offen bleibt.

– Ring (Kat.-Nr. 33)

Eine sichere Funktionszuweisung ist bei dem schlichten silbernen Ring mit Perlbanddekor Kat.-Nr. 33 (**Abb. 80**) ebenfalls nicht möglich. Aufgrund der starken Abriebsspuren an zwei sich gegenüberliegenden Stellen auf der Ringoberseite schließt R. Tegethoff⁴⁵⁹ auf die Möglichkeit, dass ursprünglich Stoff oder Leder durch den Ring geführt wurde.

Ähnliche Ringe sind als Bestandteile von Gürtelgarnituren überliefert. Sie dienen entweder am Verschlusssteil dem Einhängen des Gürtelhakens oder der Gürtelkette⁴⁶⁰, oder sind mittels Beschlägen in das Gürtelband integriert und dienen hier dem Anhängen von Gebrauchsutensilien, wie Schlüsseln und Geldbeuteln⁴⁶¹. Der Ring könnte ebenso an sonstigen Riemen und Bändern, die nicht als Gürtelbestandteile fungierten, angebracht gewesen sein und der Befestigung diverser Geräte gedient haben.

Formale und technische Übereinstimmung besteht zum Rahmen einer Ringspange, die in der Nähe von Burgh Castle in Suffolk (GB) gefunden wurde⁴⁶². Allerdings sind die Abriebsspuren auf dem Ring Kat.-Nr. 33 nicht in für Ringspangen typischer Form ausgebildet, sodass die Interpretation als Spangenrahmen als wenig wahrscheinlich anzunehmen ist. Entsprechendes gilt für Drahtrahmen, in die Reliefs oder sonstiger Zierrat gelötet wurde und die als Aufnähschmuck oder Anhänger Verwendung fanden⁴⁶³.

⁴⁵⁴ Beispielsweise auf einem Schwert im Kölner Schnütgenmuseum: Fritz 1982, Abb. 105.

⁴⁵⁵ Beispielsweise auf einer Schale im Schatzfund von Gaillon (F, 1. Hälfte 14. Jh.): Katalog Paris 1993, 96-97 Nr. 109 mit der Darstellung eines Pelikans.

⁴⁵⁶ Beispielsweise im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31): Katalog Colmar 1999, 53 Nr. 29 und im Schatzfund von Erfurt (Kat.-Nr. 34): Katalog Speyer 2004, 223. Siehe auch Katalog Genf 1988, Nr. 100.

⁴⁵⁷ Katalog Braunschweig 1985, Bd. 2, 744, Kat.-Nr. 658 mit dargestellten Fabeltieren.

⁴⁵⁸ Fritz 1982, 129.

⁴⁵⁹ Tegethoff 2002, 31.

⁴⁶⁰ Fingerlin 1971, 145 Abb. 263; 143 Abb. 254.

⁴⁶¹ Allerdings erst an sog. Brautgürteln des 16. Jhs. original überliefert: Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 334; Katalog Köln 1985, Bd. 1, Kat.-Nr. 355, sowie aus der jüngeren römischen Eisenzeit Finnlands (ca. 200-400 n. Chr.): Kivikoski 1973, Taf. 21 Nr. 162, hier als Riemenverteiler angesprochen. Ein einzelner Ring der jüngeren Völkerwanderungszeit Finnlands (ca. 550-800 n. Chr.) wird als möglicher Schlüsselring angesprochen: Kivikoski 1973, Taf. 41 Nr. 360.

⁴⁶² Hattatt 1987, 330 Nr. 1335.

⁴⁶³ z.B. Aufnähschmuck am Mantel des sog. Sarner Christkinds: Taburet-Delahaye 1999, Abb. 16. – Anhänger in Lightbown 1992, 508 Kat.-Nr. 48. – Reliefs auf Matrizen im Nationalmuseum Budapest: Brepohl 1999, Bd. 2, 186-187 Abb. 75.2. – Brakteaten in Katalog Stockholm 1994, 33. 53.



Abb. 81 Herzförmiges Schmuckstück Kat.-Nr. 34, Vorderseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 82 Herzförmiges Schmuckstück Kat.-Nr. 34, Rückseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

– Aufnähschmuck/Anhänger (Kat.-Nr. 34)

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befindet sich ein »herzförmiges« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 (Abb. 81-82), das E. Heinemeyer⁴⁶⁴ erstmals aufgrund der randlich angebrachten Bohrlöcher als Aufnähschmuck anspricht, nachdem es fälschlich als Brosche publiziert worden war⁴⁶⁵. Die Funktion als Brosche kann aufgrund fehlender Lotspuren auf der Rückseite und im Randbereich ausgeschlossen werden. Auffallend ist, dass an den beiden Bohrlöchern in den Rundungen der Grundplatte der Metallgrat auf der Rückseite stehen gelassen wurde, während er am Bohrloch an der Spitze der Grundplatte versäubert ist. Daraus kann zwar nicht zwingend ein erheblicher zeitlicher Unterschied zwischen der Anbringung der Bohrlöcher abgeleitet werden, allerdings ist davon auszugehen, dass bei der Bohrung aller drei Löcher in einem Arbeitsgang sämtliche Grate versäubert worden wären. Möglicherweise wurden die beiden Bohrungen in den Rundbögen angebracht, nachdem die Spitze des Schmuckstücks auf Höhe der Bohrung abgebrochen ist. Demnach könnte eine primäre Verwendung als Anhänger und eine sekundäre Nutzung als Aufnähschmuck angenommen werden⁴⁶⁶.



Abb. 83 Herzförmiger Anhänger im Schatzfund von Colmar. – (Nach Ostritz 2010, 301 Abb. 173).

⁴⁶⁴ Heinemeyer 1995, 568. Statt der drei Randlöcher erwähnt sie allerdings lediglich zwei.

⁴⁶⁵ von Wilckens 1985 sowie Katalog Zürich 1991, 273 Kat.-Nr. 144c.

⁴⁶⁶ Gegen die Möglichkeit, dass bereits das Anbringen des Bohrlochs zum Abbrechen der Spitze führte spricht die Tatsache, dass die Grate eben an diesem Bohrloch versäubert wurden.



Abb. 84 Mantel des Sarnen Christkinds (14. Jh.) aus dem Frauenkloster St. Andreas, Sarnen. – (Nach Ostritz 2010a, 292 Abb. 153).

Für die primäre Tragweise als Anhänger mit nach oben zeigender Spitze spricht zudem ein Schmuckstück im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31), das ebenfalls eine herzförmige Grundplatte aufweist und dessen Dekor die Ausrichtung eindeutig vorgibt (**Abb. 83**)⁴⁶⁷. Mit gleicher Ausrichtung, allerdings mit nur einer Bohrung zwischen den Rundungen der Grundplatte, finden sich herzförmige Anhänger an einer Silberkette aus Hämeenlinna-Linnaniemi (FIN)⁴⁶⁸. Auffallend ist die Entsprechung der Grundplattenform des Schmuckstücks Kat.-Nr. 34 mit der Motivik des Wappens derer von Nordeck zu Rabenau, aufgemalt auf einen Schild im Universitätsmuseum Marburg⁴⁶⁹.

Für die zumindest sekundäre Nutzung des Schmuckstücks als Aufnähschmuck spricht die Tatsache, dass Anhänger regelhaft nur mit einer Aufhängevorrichtung versehen sind⁴⁷⁰. Aufnähschmuck war im Spätmittelalter sehr beliebt⁴⁷¹. Neben der Befestigung durch Randlöcher war auch jene durch Ösen gebräuchlich, wenn die Schmuckstücke nicht direkt an einem Drahtrahmen auf das Gewand oder auch auf Hüte genäht werden konnten. Alle drei Befestigungsvarianten sind beispielsweise am sog. Mantel des Sarnen Christkinds im Kloster St. Andreas in Sarnen (CH) zu beobachten (**Abb. 84**)⁴⁷².

Die Ansichtsseite des Schmuckstücks Kat.-Nr. 34 ist mit vier Glassteinen in Kastenfassungen und aufgelöteten, scharf gekerbten, ranken- und würmchenfiligranen Blechstreifen verziert. Das sich derart ergebende Zellenwerk war möglicherweise ursprünglich mit Email gefüllt, worauf die angeschmolzene Oberfläche der Grundplatte hindeutet⁴⁷³. Für die Befestigung der Granalien auf den Blechstreifen wirkte in diesem Fall das Grundemail als Reaktionslot, worauf Granalien hindeuten, die vermutlich auf dem plastischen Email neben den ursprünglich für sie vorgesehenen Stellen zu liegen kamen, gewissermaßen also beim Aufbringen verrutscht sind.

⁴⁶⁷ Die Ansichtsseite zeigt eine Reiterdarstellung: Katalog Colmar 1999, 50 Nr. 23.

⁴⁶⁸ Kivikoski 1973, Taf. 87 Abb. 763. An der Kette sind außerdem arabische und westeuropäische Münzen angebracht.

⁴⁶⁹ Katalog Heidelberg 1988, 487.

⁴⁷⁰ Beispiele für sekundär aufgenähte Schmuckstücke finden sich beispielsweise auf einer Altardecke im Kirchenschatz von Palermo (I): Barsali 1966, 86 Nr. 36.

⁴⁷¹ Tegethoff 2002, 22. – Fingerlin 1971, 12-13.

⁴⁷² Beispielsweise Taburet-Delahaye 1999, 25 Abb. 14. – Fritz 1982, Farbt. VIII.

⁴⁷³ Freundlicher Hinweis von M. Fecht†, RGZM. Fritz 1982, 296-297 Kat.-Nr. 800 spricht in ähnlichem Zusammenhang von der »Technik des ungarischen Drahtemails«, Lightbown 1992, 327-328 dagegen von »venezianischer Filigrantechnik«. Bei Wolters 1983, 42 Nr. 21 findet sich die Bezeichnung »Emailgranulation« bzw. »Filigranemail«, ebenso bei Brepohl 1992, 80.

Abb. 85 Schließe Kat.-Nr. 35, Vorderseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 86 Schließe Kat.-Nr. 35, Rückseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 87 Schließe Kat.-Nr. 35, Seitenansicht. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Die Schwierigkeit bei der Granulation besteht im Auflöten der Silberkügelchen, da die gebräuchlichen Lötmethoden auf einem Flussmittel beruhten, das die Oxidation verhinderte und das Lötmetall frei über die Lötstelle fließen ließ. Wurde nun jedoch das Lötmetall zum Schmelzen und das Flussmittel zum Sieden gebracht, wurden die Goldkörner leicht aus ihren Stellungen weggeschwemmt. Die Goldschmiede der Antike konnten das Verrutschen der Granalien nur mittels der Methode des Kolloid-Hartlötens verhindern⁴⁷⁴. Filigranverzierte Objekte der mittelalterlichen weltlichen und kirchlichen Goldschmiedekunst sind europaweit verbreitet⁴⁷⁵.

– Schließe (Kat.-Nr. 35)

Die Silberschließe Kat.-Nr. 35 (**Abb. 85-87**) besteht aus einer Schnalle mit einem etwa 4,3 cm langen Beschlag, dessen Ende mit einem 8 mm langen und 2 mm breiten Schlitz versehen ist. Darin erhaltene Textilfasern deuten darauf hin, dass der Nietstift ursprünglich Stoff fixierte. Die Textilfasern ließen sich als Reste eines feinen Seidengewebes in ungleichseitiger Eingrattkörperbindung identifizieren, das noch in doppelter Lage vorhanden ist⁴⁷⁶.

⁴⁷⁴ Ward 1987, 12-13.

⁴⁷⁵ Krabath 2004a, Karte 8.

⁴⁷⁶ Bestimmung durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM. Zur Körperbindung beispielsweise Seiler-Baldinger 1981, 72-73.



Abb. 88 Bergkristallperle Kat.-Nr. 36. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).
– M. 3:1.

Die ursprüngliche Funktion der Schließe ist nicht eindeutig zu ermitteln. Für formal ähnliche Funde des 13. und 14. Jahrhunderts aus London wird die Interpretation als Sporenschnallen vorgeschlagen⁴⁷⁷, was für die Schließe Kat.-Nr. 35 allerdings unwahrscheinlich ist, aufgrund des relativ langen Beschlags, der insgesamt zierlichen Abmessungen sowie der in Resten vorhandenen Seidenborte. Weder Abmessungen noch Form stimmen mit Spangen an Sporenfunden des 13. und 14. Jahrhunderts⁴⁷⁸ oder mit bildlichen Darstellungen⁴⁷⁹ überein. Als »Riemen-Schließen« ohne nähere Funktionszuweisung werden vergleichbare Fundstücke des 13. bis 16. Jahrhunderts aus Norwich (GB) angesprochen, deren Spangennahmen ebenfalls mit einem Blech hinterlegt wurden, allerdings fehlen hier die Spangennadeln⁴⁸⁰.

Die Schließe Kat.-Nr. 35 war in ihrer Funktion nicht als Spangenverschluss vorgesehen, erkennbar an dem bereits bei der Herstellung zu kurzen Dorn, der

mit einem in die Rahmenrückseite eingepassten Silberblech hinterlegt ist. Möglicherweise handelt es sich um einen am Bein hängenden Teil einer Wadenbindengarnitur beziehungsweise von Strumpfbändern. Das Blech auf der Rückseite des Dorns würde in diesem Fall das Durchrutschen des Dorns verhindern, zum Schutz des darunter liegenden, feinen Seidengewebes. Auch in diesem Fall ist keine geschlechtsspezifische Interpretation des Schmuckstücks möglich, da spätmittelalterliche Bildquellen auch Männer in Strumpfhosen und Wickelgamaschen zeigen⁴⁸¹.

– Perle (Kat.-Nr. 36)

Die einzelne Bergkristallperle im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus Kat.-Nr. 36 (**Abb. 88**) ist über sechs Ebenen mit gleichmäßig verlaufenden, olivenförmigen Hohlschliffen verziert. Hohl- beziehungsweise Muldenschliff kommen bereits im 13. Jahrhundert auf, zusammen mit der ebenfalls neuen Technik des Facetenschliffs⁴⁸². Bei den wenigen erhaltenen und entsprechend dekorierten Objekten des 13. Jahrhunderts handelt es sich überwiegend um liturgisches Gerät aus Bergkristall.

In der mittig angebrachten zylindrischen Bohrung der Bergkristallperle Kat.-Nr. 36 sind Reste der Perlschnur erhalten, bestehend aus sehr feinen, pflanzlichen Fasern, die zu z-gedrehtem Garn verarbeitet wurden⁴⁸³. Auf Schnüre aufgezogene Perlen finden sich nicht nur in der Funktion als Halskette, sondern in der bildlichen Überlieferung auch als Handelsware, wie bei Petrus Christus in seinem Goldschmiedegeschäft zu sehen ist⁴⁸⁴.

Vereinzelte Bergkristallperlen wurden beispielsweise in Siedlungsschichten des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in London gefunden⁴⁸⁵. In den Schatzfunden von Bokel (Lkr. Rotenburg [Wümme])/

⁴⁷⁷ Egan/Pritchard 1991, 106-109 Abb. 68.

⁴⁷⁸ Beispielsweise Kyriacou u. a. 2004, 65 und Dammingier 2005, 239.

⁴⁷⁹ Beispielsweise am Schrein des hl. Patroklos aus St. Patrokli in Soest (1313-1330): Fritz 1982, Abb. 148.

⁴⁸⁰ Margeson 1993, 37-38 Kat.-Nr. 251-253.

⁴⁸¹ von Wilckens 1988, 54.

⁴⁸² Hahnloser u. a. 1985, 15-18.

⁴⁸³ Bestimmung durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM.

⁴⁸⁴ Vgl. **Abb. 71**.

⁴⁸⁵ Egan/Pritchard 1991, 315.

Niedersachsen, Hort-Nr. 49) und Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) sind ebenfalls einzelne Bergkristallperlen enthalten⁴⁸⁶.

– Fragmente (verschollen)

Auf den Gesamtaufnahmen des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus, die zwischen den Jahren 1993 und 2004 veröffentlicht wurden, sind Drahtreste, Blechfragmente und Doppelösen zu erkennen, die heute verschollen sind⁴⁸⁷.

Die Doppelösen könnten mit einiger Wahrscheinlichkeit ursprünglich der Verbindung von Gliedern des Gürtels Kat.-Nr. 30 gedient haben, weshalb davon auszugehen ist, dass nicht alle Gürtelglieder erhalten sind. Die Drahtreste und Plattenfragmente können dagegen keinen Objekten mehr zugeordnet werden. Ob die beiden Fragmente mit drei beziehungsweise zwei in Reihe liegenden Löchern ursprünglich zusammen gehörten und eventuell die Überreste eines Drahtzieheisens oder eines Nageleisens⁴⁸⁸ darstellen, ist allein anhand der Photos nicht zu entscheiden.

Zusammenfassung Schmuck

Der Schmuckkomplex im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus setzt sich aus 20 Spangen und Fibeln beziehungsweise Fragmenten, neun Fingerringen, zwei Gürtelbestandteilen sowie fünf Objekten nicht eindeutig zu bestimmender Funktion zusammen. Die Objektgruppen beinhalten jeweils Schmuckstücke unterschiedlicher Größe und Qualität. Zu beachten ist allerdings, dass der Schmuckkomplex mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht vollständig überliefert wurde.

Die Schmuckstücke entsprechen dem Modegeschmack ihrer Zeit, was nicht verwundert, denn ab dem späten 13. Jahrhundert waren in ganz Europa uniforme Schmucktypen vorherrschend⁴⁸⁹. Dennoch korrespondiert die geographische Verbreitung der Schmucktypen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mit den Haupthandelsrichtungen der Hanse (**Tab. 8; Abb. 89**).

Auch wenn sie aus hochwertigen Materialien wie Silber, Gold und Edelsteinen gearbeitet und reich dekoriert sind, gehören sie insgesamt nicht der höchsten Qualitätsstufe spätmittelalterlicher Goldschmiedeerzeugnisse an. Dies ist bereits an der Verwendung vergoldeten Silbers als Hauptmaterial erkennbar, mit Ausnahme des goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21, wie auch an den häufig sichtbar belassenen Bearbeitungsspuren und der unsauberen Verarbeitung, insbesondere im Bereich von Lotstellen. Dazwischen finden sich jedoch einzelne Exemplare, die qualitativ äußerst hochwertig gearbeitet sind, wie die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, der Gürtel Kat.-Nr. 30 und die sternförmige Fibel Kat.-Nr. 10.

Die meisten Objekte zeigen deutliche Gebrauchsspuren, teilweise sind auch Ausbesserungen und Reparaturen erkennbar, beispielsweise an der Fibel Kat.-Nr. 13 und dem Gürtel Kat.-Nr. 30. Einzelne Objekte tragen dagegen keine beziehungsweise kaum sichtbare Gebrauchsspuren, was als Hinweis auf ein Halbfertigprodukt (Kat.-Nr. 29) beziehungsweise auf Produktionsausschuss (Kat.-Nr. 15) gewertet werden kann. Die meisten Schmuckstücke sind intentional zerstört, teilweise derart weitgehend, dass von zum Einschmelzen vorbereitetem Altsilber (Kat.-Nr. 12. 26-28) auszugehen ist. Die Schmuckstücke repräsentieren somit verschiedene Produktionsstadien, vom Halbfertigprodukt über Fertigprodukte und Produktionsabfall bis hin zu recyclingfähigem Altmetall. Damit ähnelt die Zusammensetzung auffallend derjenigen des Schatzfundes von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171)⁴⁹⁰. Zudem sind im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mehrere Schmuck-

⁴⁸⁶ Krabath 2004b, 51 Abb. 39, 40; 2004a, 294 Kat.-Nr. 604-605.

⁴⁸⁷ Vgl. **Abb. 6** u. **56**.

⁴⁸⁸ Brepohl 1999, Bd. 2, 46. 54.

⁴⁸⁹ Lightbown 1992, 43-48.

⁴⁹⁰ Bühler 2004a, 324.

Kat.-Nr.	Objekttypen	Verbreitung	Datierung
3-6	Handtruwebratzen	Mittel-, Nord-, Osteuropa	Ende 12.-Ende 14./Anfang 15. Jh.
5-6	– nielliert	Schwerpunkt Skandinavien	
1-9. 11-12	Ringspangen	Europa	Ende 12. - 1. Hälfte 15. Jh.
6-7	– mit Inschrift	West-, Nord-, Osteuropa	1. Hälfte 13.-15. Jh.
8-9	– mit Köpfbendekor	Ursprung Skandinavien	Frühmittelalter-16. Jh.
11-12. 14-16. 18	– mit hochgefassten Steinen	Ursprung England	13./14. Jh.
14-19	rautenförmige Spangen	Europa, Schwerpunkt Osteuropa	13./1. Hälfte 14. Jh.
18	– mit Volutenbögen	Ursprung Schweden	
18	– mit Filigrandrahmen	Ursprung Gotland	14. Jh.
21-29	Fingerringe	Europa	
23-24	– mit Tierköpfen auf Ringschultern	Mittel-, Nord-, Westeuropa	12.-15. Jh.
23-24	– mit Tierköpfen und senkrechter Ringplatte	Schwerpunkt Dänemark	Mitte 13.-15. Jh.
25	– mit hoher doppelkonischer Zarge	Europa, Schwerpunkt Obere Loire-Oder	1. Hälfte 13. -Ende 13. Jh.
21-22	– mit mehreren Steinen	Ursprung Schweden(?)	
31	figürlich verzierte Riemenschieber	Mittelmeergebiet, evtl. Ursprung Venedig	1. Hälfte 13. - 2. Hälfte 14. Jh.

Tab. 8 Geographische und zeitliche Verbreitung der im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretenen Schmucktypen.

formen vertreten, die in der Schriftüberlieferung als Meisterstücke für norddeutsche Goldschmiede belegt sind (Kat.-Nr. 6. 21. 23-24).

Ob es sich bei dem überlieferten Schmuckensemble um die private Schmuckkollektion einer Frau, eines Mannes oder um Familienschmuck handelt, ist nicht sicher zu entscheiden. Denkbar ist zudem, dass es sich um zusammengetragenen Schmuck unterschiedlicher Herkunft handelt, beispielsweise das Altsilberdepot eines Goldschmieds, eines Händlers oder eines Pfandleihers.

Exkurs: Schmuckgebrauch im Mittelalter

Schmuck wurde und wird aus verschiedenen Gründen und mit unterschiedlicher, individueller Motivation gekauft, geschenkt und getragen, immer jedoch mit mehr oder weniger engem persönlichem Engagement. Schmuckstücke zeugen von Geschmack und Kultur ihres Trägers oder ihrer Trägerin⁴⁹¹. Schmuck als Kleidungsaccessoire genießt zudem einen außerordentlich hohen Stellenwert in Bezug auf den ideologischen Aspekt der identitätsbildenden oder -fördernden Geschlechter- und Gendergrenzen⁴⁹². Allerdings ist dieser

⁴⁹¹ Falk 1972. – Deevy 1996, 8.

⁴⁹² Nach Härke 2000, 181 wird »Gender« in Anlehnung an die englische Terminologie als der soziale und kulturelle Aspekt

von »Geschlecht« verstanden. Dies impliziert, dass Geschlecht und Gender nicht immer deckungsgleich sein müssen und es in einer Kultur auch mehr als zwei Gender geben kann.

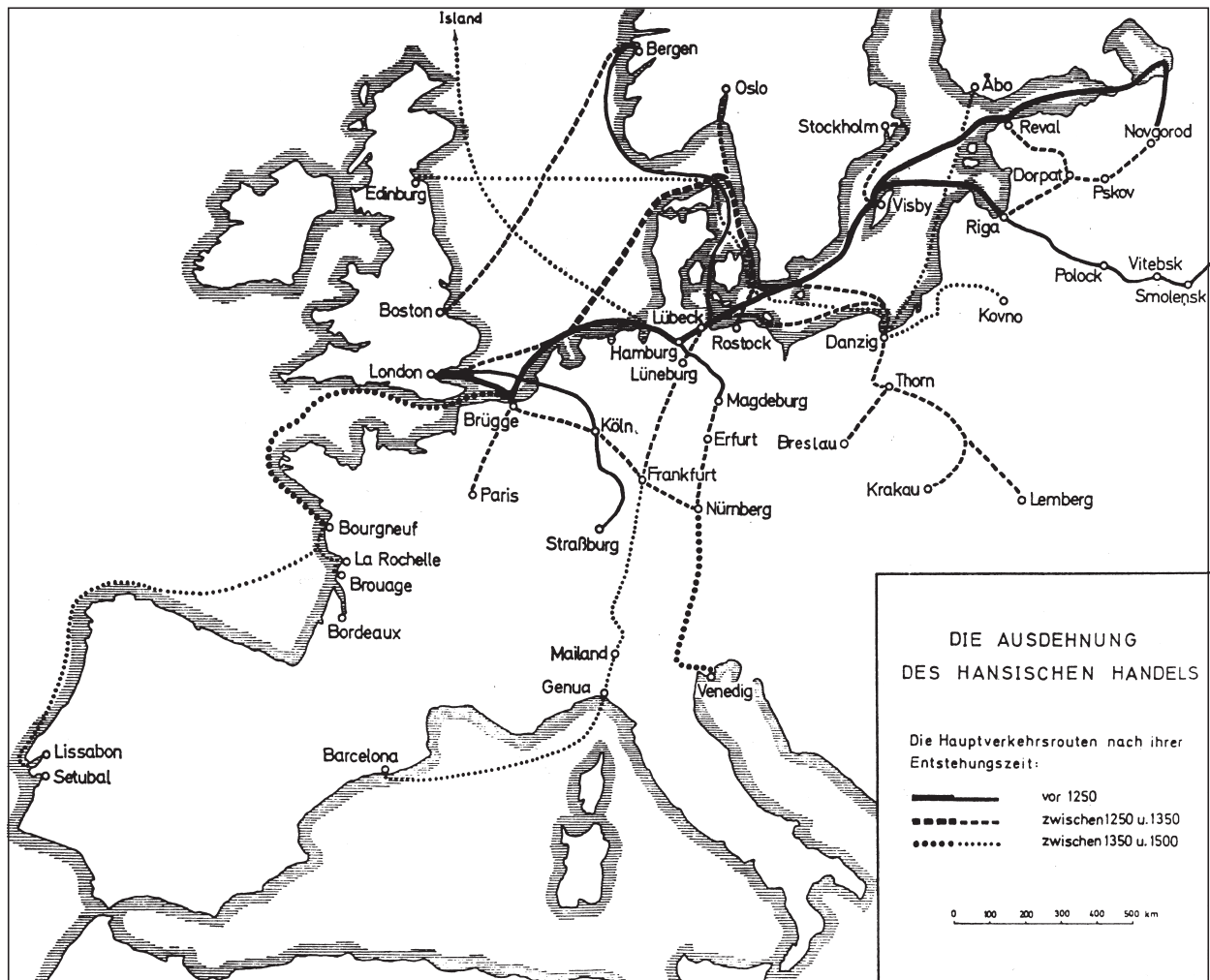


Abb. 89 Die Haupthandelsrouten innerhalb des Wirtschaftsraums der Hanse. – (Nach Gläser 1999, 473 Abb. 4).

an den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nur bedingt ablesbar, da für die soziale Zeichenfunktion die Exklusivität, also die sofortige Übernahme neuer Modeerscheinungen, das Teure und Prunkvolle, das Fremde und Außergewöhnliche besonders wichtig war⁴⁹³. Je mehr ein Objekt diesen Anforderungen genügt, um so unwahrscheinlicher wurde es überliefert.

Die archäologische Fundbasis stellen Artefakte dar, die entweder durch Verlust, als Grabbeigabe, durch Deponierung oder Entsorgung dem Recyclingkreislauf entzogen wurden. Dabei überwiegen bei weitem in Massen produzierte, aus billigem Material, beispielsweise Blei-Zinn-Legierungen, hergestellte Schmuckstücke⁴⁹⁴. Die vergleichsweise spärlichen Grabfunde konzentrieren sich im Spätmittelalter auf die spätkristianisierten Gebiete insbesondere Nord- und Osteuropas. Etwa durch Katastrophen ausgelöste Verlustfunde finden sich ebenfalls nur vereinzelt. Schatzfunde stellen dagegen eine wichtige Quellengruppe für die Überlieferung von Schmuckstücken dar. In den obertägig überlieferten Schätzen von Kirchen und Herrscherdynastien sind mittelalterliche Objekte nur noch spärlich zu finden, die zudem häufig mehrfach repariert, ergänzt und umgearbeitet wurden.

⁴⁹³ Peine 1995, 266.

⁴⁹⁴ Piron 2002, 376.

Somit stellt der überlieferte mittelalterliche Schmuck keine repräsentative Auswahl des ehemaligen Bestandes dar, weshalb es kaum möglich ist, darin Standesunterschiede festzumachen. Erschwerend kommt hinzu, dass ab dem späten 13. Jahrhundert in ganz Europa uniforme Schmucktypen sowohl von Männern als auch Frauen getragen wurden⁴⁹⁵. Spange, Ring und Gürtel vervollständigten die Kleidung beider Geschlechter, weshalb es allgemein schwierig ist, anhand der Schmucktypen geschlechtsspezifische Unterschiede zu bestimmen⁴⁹⁶.

Im Hinblick auf derartige Fragestellungen können Schrift- und Bildquellen sowie Skulpturen ergänzend herangezogen werden. Sie überliefern Informationen zu Goldschmiedeerzeugnissen primär wegen deren materiellem Wert, in zweiter Linie wegen der oft hohen ideellen Bedeutung und wohl zuletzt wegen ihres künstlerischen Ranges⁴⁹⁷. Schriftliche Angaben zu Schmuckstücken sind in Verträgen, Rechnungen, Ausgabenbelegen, Inventaren, Testamenten, erzählenden Quellen und Schatzverzeichnissen überliefert⁴⁹⁸. Allerdings sind die Schriftquellen von qualitativ unterschiedlicher Aussagekraft. Häufig beschränken sich die Angaben zu Schmuck auf eine reine Aufzählung, detaillierte Beschreibungen einzelner Schmuckstücke sind selten⁴⁹⁹. Die einstige Exklusivität von Schrift, als dem Medium der Gebildeten, und Bild, dem Medium der religiösen Didaktik, bewirkt, »dass ihre Inhalte aufgrund von Oberschichtlichkeit und Intentionalität stark vorselektiert und alltagsfern sein können«⁵⁰⁰. Mittelalterliche Bildquellen vermitteln überwiegend verchristlichte Inhalte, selbst wenn es sich in Sonderfällen nicht um ein religiöses Bild handelt, so ist doch die Darstellung der christlichen Weltsicht verpflichtet. Somit setzen sowohl Schrift- als auch Bildquellen eine entsprechende Quellenkritik und Dekodierung ihrer Intentionalität voraus, um korrekte sach- und alltagsbezogene Aussagen gewinnen zu können. In der spätmittelalterlichen Malerei und ebenso an Skulpturen sind Details jedoch derart realistisch dargestellt, dass eine relativ gute Ansprache der Schmucktypen und ihrer Verwendung beispielhaft möglich ist⁵⁰¹. Zu beachten bleibt jedoch, dass archäologische Bodenfunde vor allem Massenware repräsentieren wohingegen Bild- und Schriftquellen überwiegend kostbare Objekte überliefern. Die Überlieferung zweier unterschiedlicher Qualitätsgruppen ist bei quellenübergreifenden, vergleichenden Aussagen zu berücksichtigen.

Seit jeher hatte Schmuck neben der Funktion als Dekor, (Standes-)Abzeichen und Statussymbol auch medizinische und magische Bedeutung, wobei die verwendeten Materialien, deren spezifischer Wert und allegorische Signifikanz sowie Inschriften und Symbole entscheidend waren. Darüber hinaus konnte Schmuck die profane Bedeutung als Kleidungsverschluss, Sammlungsgegenstand und als relativ stabile Kapitalanlage zukommen⁵⁰². In biblischem Kontext ist das Tragen von Schmuck zunächst Ausdruck von Freude, besonders zu festlichen Anlässen. Die Apostel sprechen allerdings von Schmuck nur im Sinne der inneren Zierde, vornehmlich der Frauen, die sich »in würdiger Haltung mit Ehrgefühl und Zucht«⁵⁰³ schmücken sollen. Nicht zuletzt wegen des amulettartigen Charakters predigten die Kirchenväter gegen das übermäßige Tragen von Schmuck. Allerdings gibt der Minnesang Hinweise darauf, dass im Lauf des Mittelalters die Frau zum Schmuckstück an der Seite des Mannes degradiert und entsprechend »ausgeschmückt« wurde. Ob damit die Realität oder lediglich ein höfisches Ideal wiedergegeben wurde, ist allerdings nicht sicher zu entscheiden⁵⁰⁴. Sicherlich gab es auch im Mittelalter Männer, die ihre Frauen mit Schmuck verwöhnten, welche Motivation auch immer im Einzelfall von männlicher Seite dahinter gesteckt haben mag.

⁴⁹⁵ Blaschitz/Krabath 2004, 750. 761. – Lightbown 1992, 43-48. 66-78.

⁴⁹⁶ Zur archäologischen Genderforschung bezogen auf die materielle Kultur, wobei Gender hier definiert ist »as an aspect of social structure which is socially created and historically specific, in contrast with the categories of male and female sex which are fixed and biologically determined«: Gilchrist 1994, 1.

⁴⁹⁷ Fritz 1982, 14-15.

⁴⁹⁸ Haedeke 2000, 176.

⁴⁹⁹ Gladen 1996, 518.

⁵⁰⁰ Hundsichler 1998, 44-47, Zitat 44.

⁵⁰¹ Krabath 2001, 7.

⁵⁰² Blaschitz/Krabath 2004, 750. – Fritz 1982, 11.

⁵⁰³ I Tim 2,9 zitiert nach Lurker 1990, 326.

⁵⁰⁴ Brinker 1991, 147.

Analyse der Schmuckbestandteile

Die folgende Detailanalyse bezieht sich auf die einzelnen Bestandteile beziehungsweise charakteristischen Merkmale der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, die in dieser Hinsicht jeweils zusammenfassend betrachtet werden. Den thematisch gruppierten Einzelkapiteln ist die Erläuterung des methodischen Vorgehens und dessen quellenkritische Reflexion vorangestellt.

Mit der Zusammenschau der Ergebnisse von Schmuckanalyse und numismatischer Untersuchung, die eine Synthese der archäologischen, naturwissenschaftlichen und historischen Erkenntnisse darstellt, ist eine hinreichend breite Basis gegeben, für eine möglichst gesicherte Interpretation des Schatzfundes insbesondere hinsichtlich der funktionalen Deutung, der sozialen Stellung des oder der ehemaligen Eigentümer(s) sowie der Ursachen von Verbergung und Überlieferung.

Quellenkritik und Methodisches Vorgehen

Ziel ist eine möglichst umfassende Analyse der Schmuckbestandteile als Voraussetzung für eine ‚objektorientierte Umweltanalyse‘, also die Interpretation des Schatzfundes im Hinblick auf »die Erforschung der *Sachen* mit dem Erkenntnisziel Geschichte der *Menschen*«⁵⁰⁵. Primär werden archäologische Methoden angewendet, wobei die Fragestellungen über die Ebene der reinen Klassifikation der Objekte hinausgehen.

Bei der Interpretation archäologischer Quellen werden verschiedene »Ebenen« durchschritten, wobei die Grundlage jeder weiteren Untersuchung die zeitliche und räumliche Klassifikation des Fundmaterials darstellt (Ebene 1). Daran schließt sich die Untersuchung längerfristiger, struktureller Zustände und Veränderungen an (Ebene 2). Die Ermittlung kurzfristiger politischer und ethnischer Veränderungen und Ereignisse sowie die Frage nach der Rolle, die Individuen zukommt (Ebene 3) entfernt sich am weitesten von der archäologischen Quellenbasis. Dabei gilt, dass »je weiter sich die Interpretation von den Quellen entfernt, das heißt je »individueller« sie ausfällt, desto weniger zuverlässig ist sie«⁵⁰⁶.

Bei der antiquarischen Analyse von Form, Verzierung und Motiven der Schmuckstücke ist die Frage nach dem Wert der Objekte für ihre Hersteller beziehungsweise Benutzer von zentraler Bedeutung, ebenso die Frage nach den möglichen, von den Objekten transportierten kulturspezifischen Bedeutungsinhalten⁵⁰⁷. Bei der Interpretation besonders berücksichtigt werden somit die symbolkommunikative und die wertende Perspektive⁵⁰⁸, nicht zuletzt aufgrund des unbestrittenen Zeichencharakters von Schmuckstücken, die demnach als Träger von »Botschaften«, also als Kommunikationsmedien, anzusehen sind. Nach außen kommunizierte Inhalte sind primär die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen, der persönliche Status sowie weitere Aspekte kultureller Identität, die zumeist für alle Mitglieder der jeweiligen Gesellschaft abzulesen sind⁵⁰⁹. Was das Schmuckobjekt darüber hinaus seinem jeweiligen Besitzer persönlich bedeutete oder bedeutet haben könnte, ist mit archäologischen Methoden allein nur schwer zu ermitteln. Hinweise können technologische Untersuchungen geben, vor allem in Form von Gebrauchsspurenanalysen. Gleichfalls können die chemische und phasenanalytische Charakterisierung der einzelnen Schmuckbestandteile Hinweise zum

⁵⁰⁵ Scholkmann 1998a, 74.

⁵⁰⁶ Brather 2004, 522 Abb. 85.

⁵⁰⁷ Veit 2003a, 21.

⁵⁰⁸ Nach N.-A. Bringéus, Perspektiven des Studiums materieller Kultur. Jahrb. Volksk. u. Kulturgesch. 29 (= NF 12) 1986, 159-174 zitiert nach Veit 2003a, 21-22.

⁵⁰⁹ Hahn 2003, 32-33. Den ersten Versuch, kommunikationstheoretische Methoden auf Alltagsgegenstände, konkret Kleidung, für deren Interpretation anzuwenden, stellt der Aufsatz »Costume as a sign« von P. Bogatyrev, in I. R. Titunik / L. Matejka (Hrsg.), *Semiotics of Art* (Cambridge 1976 [Erstausgabe 1936]) 11-19 dar.

materiellen Wert und damit auch zur Wertschätzung durch den ehemaligen Besitzer liefern, besonders über eine sichere Bestimmung der Edel- und Schmucksteine.

Der »eigentlichen Interpretation« wird die semiotische Analyse⁵¹⁰ vorangestellt. Zu beachten ist, dass in der Zeichentheorie einerseits das Zeichen⁵¹¹ im Mittelpunkt der Betrachtung stehen kann, unter der Prämisse einer untrennbaren Verbundenheit eines Zeichens und seiner Bedeutung, andererseits kann ein Zeichen zunächst aus dem Blickwinkel der Personen, die es wahrnehmen, betrachtet werden. Demnach muss ein Zeichen nicht immer dasselbe bedeuten, zumal die Bedeutung erst durch den Betrachter entsteht, zu deren Beschreibung »ein triadisches Konzept von Betrachter (= Handelnder), Objekt und Bedeutung«⁵¹² erforderlich ist. Das Flussdiagramm »Menschen-Sachen-Geschichte« von H. Hundsichler⁵¹³ (Abb. 90) verdeutlicht die Vielschichtigkeit der potenziellen Erkenntnisse und die unterschiedlichen Positionen menschlicher Beurteilung, einerseits als »Participants« und andererseits als »Observers«, wobei zu unterstellen ist, dass sich mit jeder Erkenntnis die Urteilskompetenz eines »Observers« potenziell ändert.

Des Weiteren können Zeichen zusätzliche konnotative Bedeutungen, also Nebenbedeutungen, aufweisen, die sich unter Umständen nur aus ihrem jeweiligen Gebrauchskontext ergeben und nur von bestimmten Personengruppen verstanden werden⁵¹⁴. Die in der Regel von Benutzern konnotativ hinzugefügten Bedeutungen können unter bestimmten Voraussetzungen wichtiger sein, als die eigentliche, vom Objekthersteller intendierte Bedeutung. Unter diesen Voraussetzungen erlauben alle Arten von Zeichen prinzipiell mehrere Deutungen. Da es zu den Kennzeichen materieller Kultur gehört, »ein offener, nur kontextabhängig definierbarer Bedeutungsträger zu sein«⁵¹⁵, erweist sich die Beziehung zwischen einem Objekt und seiner Bedeutung als »unscharf, als nicht präzise bestimmbar«⁵¹⁶. Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen, zumal wenn das zu interpretierende Objekt aus seinem Gebrauchs- und Funktionskontext isoliert überliefert wurde.

Für die Interpretation mittelalterlicher Sachkultur sind zwei Faktoren besonders vorteilhaft: Die kulturellen Unterschiede zu heutigen Verhältnissen sind im Vergleich mit ur- und frühgeschichtlichen Epochen relativ gering, weshalb Analogieschlüsse eher zulässig erscheinen⁵¹⁷. Zudem gehen aus den vergleichsweise dicht parallel überlieferten Schrift- und Bildquellen zahlreiche Informationen zum allgemeinen kulturellen Kontext hervor, die mittels interdisziplinärer Forschungsansätze bei der archäologischen Interpretation berücksichtigt werden können⁵¹⁸. Dennoch bleibt es methodisch problematisch, für bestimmte archäologische Artefakte oder Artefaktgruppen konkret festzulegen, »in welchem Umfang sie [...] einen integrativen Bestandteil der politischen und religiösen Realität sozialer Gruppen verkörpern und in diesem Zusammenhang eine spezifisch kommunikativ-persuasive Komponente hatten, das heißt als Zeichen der Identifikation nach innen, also identitätsstiftend und gruppenstabilisierend, und als Zeichen der Distinktion nach außen, also als Mittel der Abgrenzung gegen andere soziale Gruppen, dienen«⁵¹⁹.

Neben ihrer kommunikativen Bedeutung besitzen die meisten Objekte eine praktische Funktion, beides oft eng miteinander verknüpft⁵²⁰. Für die Beurteilung der gesellschaftlichen Funktion, inklusive der wirtschaftlichen Dimension mit der Beurteilung des Wertes, ist es unerlässlich, technologische Merkmale mittels Ma-

⁵¹⁰ Untersuchung der Zeichenform besonders im Hinblick auf die Motive.

⁵¹¹ Der Begriff »Zeichen« wird hier gleichbedeutend mit »Symbol« verstanden.

⁵¹² Hahn 2003, 41.

⁵¹³ Hundsichler 2003.

⁵¹⁴ Hahn 2003, 35.

⁵¹⁵ Ebenda 29.

⁵¹⁶ Ebenda 37.

⁵¹⁷ Vgl. Eggert 2003, 457.

⁵¹⁸ Zur Deutung materieller Überreste anhand von durch Analogiebildung mit Hilfe schriftlicher Quellen gewonnener Modelle: Scholkmann 2003, sowie zu einer Standortbestimmung der Sachgutforschung innerhalb der Mittelalterarchäologie: Scholkmann 1995. – Zu interdisziplinären Ansätzen aus Sicht der Ur- und Frühgeschichte: Veit 2003b.

⁵¹⁹ Pfrommer 2002, 366.

⁵²⁰ Veit 2003a, 25.

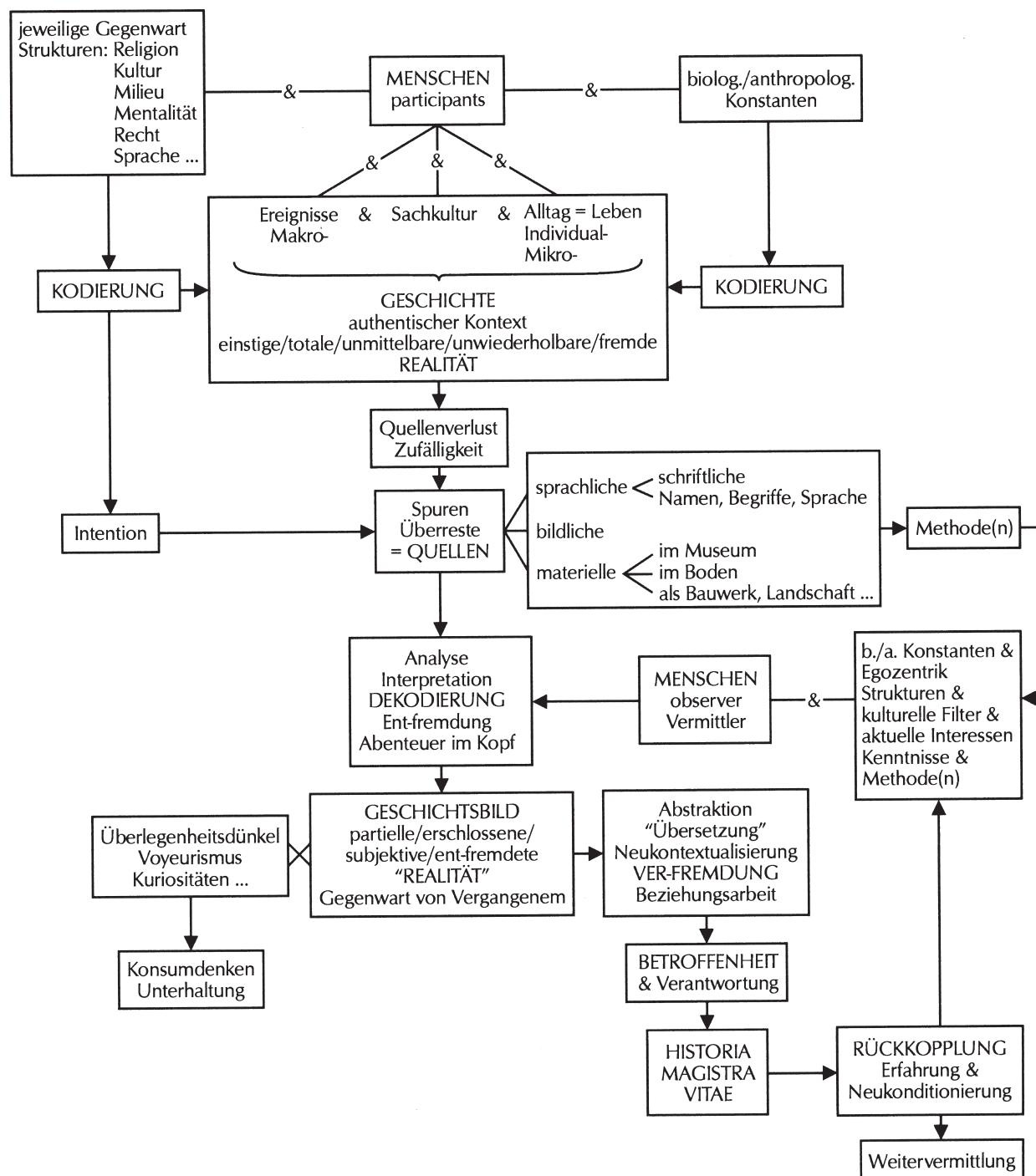
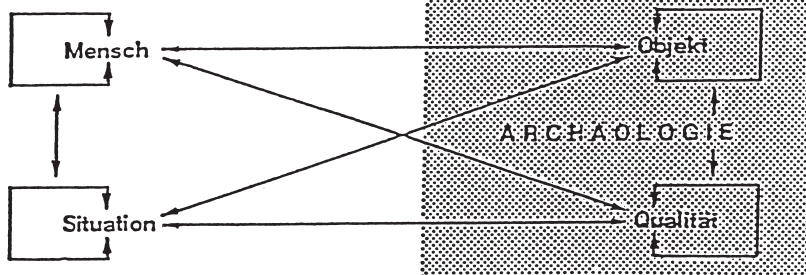


Abb. 90 Diagramm »Menschen – Sachen – Geschichte«. »Participants« und »observers« haben unterschiedliche Positionen. Mit jeder Erkenntnis ändert sich die Urteilskompetenz eines »observers« (Entwurf Helmut Hundsichler 1995). – (Nach Hundsichler 2003, 523 Abb. 1).

terialanalysen und Gefügeuntersuchungen zu erfassen. Dies gilt sowohl für die einzelnen Schmuckobjekte, wie auch für das Gesamtensemble. Die Rekonstruktion des Herstellungsprozesses und die Bildung stilistisch-technologischer Gruppen liefert somit zusätzlich wichtige Kriterien für die Interpretation des Fundkomplexes⁵²¹. Auf dieser Grundlage werden besonders über Rohstoffquellen und ikonographische Vorbilder Aus-

⁵²¹ Bühler 2004a.

geschlechts-
standes-
schicht-
gruppen-
alters-spezifisch
etc.



Schauplatz
Bedingung
Auslöser
etc.
für "Alltags-Verbindungen"

Material
Form
Farbe
Funktion
Wert
Größe
etc.

Nächster Schritt:
Bewertung der "Alltags-Verbindungen"
Kriterien hierzu:

a) im sozialen Kontext:
Notwendigkeit
Angemessenheit
Normgebundenheit
Wertschätzung
Öffentliche Wirkung
etc.

b) im Kontext der Quelle:
Funktion
Symbol
Formel
Topos
etc.

Abb. 91 Diagramm »Komplexe Alltagsverbindungen« nach Gerhard Jaritz. – (Nach Hundsichler 1998, 58 Abb. 2).

sagen zu Handelsbeziehungen möglich, die ebenfalls einen wesentlichen Faktor zur Beurteilung der Qualität der Schmuckstücke und damit ihrer kulturhistorischen Interpretation darstellen.

Nach B. Scholkmann⁵²² ist das von G. Jaritz entwickelte Modell zum Beziehungsgeflecht »Mensch-Objekt-Qualität-Situation« (Abb. 91) aus archäologischer Sicht »zwingend um die Dimension der ortsfesten Strukturen zu erweitern, denn das Beziehungsgeflecht »Mensch-Struktur-Objekt« stellt die Grundlage ihres [des archäologischen, Anm. Verf.] Forschungsansatzes dar«. G. Isenberg⁵²³ schlägt zur Erforschung von Alltag und Sachkultur ein Modell vor, das archäologische Sachüberlieferung mit Bild- und Schriftquellen verknüpft, verdeutlicht am Bild eines Theaterstücks: Demnach können Personen und Inhalt eines bestimmten Handlungsablaufs nur anhand der nicht materiellen Überlieferung erfasst werden, während der topographisch vernetzte und zeitlich fixierte archäologische Aufschluss gleichsam die Kulissen und die Requisiten zu liefern vermag. Diesbezüglich verweist Scholkmann⁵²⁴ darauf, dass Kulissen und Requisiten, bestehend aus materiellen Strukturen und Objekten, »jedoch nicht einfach zur Illustration dieses Handlungsvorgangs [dienen], sondern sie stellen die auftretenden Personen in einen zeitlichen und örtlichen Kontext, verdeutlichen und erklären die Handlung, ohne sie ersetzen zu können«.

Insbesondere im Hinblick auf die kulturhistorische Interpretation, also die Rekonstruktion der vergangenen Lebensrealität, letztlich die Frage nach dem ehemaligen Besitzer und dessen gesellschaftlicher Stellung,

⁵²² Scholkmann 1998a, 82.

⁵²³ G. Isenberg, Der Aussagewert archäologischer Befunde für die historische Erforschung der Stadt, in: M. Gläser (Hrsg.), Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanse-

raum. Festschrift für Günter P. Fehring, Schriften des Kulturhistorischen Museums in Rostock 1 (Rostock 1993) 61-66, bes. 65 zitiert nach Scholkmann 1998a, 82-83.

⁵²⁴ Scholkmann 1998, 83.

wirkt die Tatsache relativierend auf den Erkenntnisgewinn, dass sich vieles, was Kultur ausmacht, beispielsweise religiöse Vorstellungen, Symbolsprache und das Wertesystem einer Gesellschaft, nur sehr bedingt in der materiellen Kultur niederschlägt, weshalb derlei Aspekte weitgehend im Bereich der Spekulation verbleiben⁵²⁵. Auch wenn für spätmittelalterliche Verhältnisse im Einzelfall letztgültige Beweise fehlen, so vermitteln doch die vergleichsweise umfangreich überlieferten Schrift- und Bildquellen eine allgemeine Zustandsbeschreibung der in der damaligen Gesellschaft vorherrschenden Mentalität und des Wertesystems, sodass gewissermaßen der weitere historische Rahmen für Interpretationsmodelle feststeht. Bezogen auf einzelne Objekte bieten nur diejenigen größtmöglichen Erkenntnisgewinn, deren Fundumstände detailliert bekannt sind. Durch die Möglichkeit der kontextuellen Interpretation von materiellen Quellen und schriftlichen sowie bildlichen Quellen ist eine, in Abhängigkeit von der jeweiligen Quellenlage, mehr oder weniger gesicherte Annäherung an die einstige Lebensrealität zu gewinnen⁵²⁶.

Materialuntersuchungen: Fragestellungen und Methoden

Ziel der naturwissenschaftlichen Materialuntersuchung der einzelnen Schmuckbestandteile war es, detaillierte Informationen bezüglich der verwendeten Werkstoffe zu gewinnen sowie Unklarheiten in der Herstellungstechnik⁵²⁷ zu beseitigen. Eingesetzt wurden zerstörungsfreie Untersuchungsmethoden, die es ermöglichten, die verwendeten Materialien der konstruktiven Einzelteile der Schmuckstücke sicher zu identifizieren und zu charakterisieren. Die chemische Zusammensetzung metallischer Legierungen, Lotverbindungen sowie von Email und Niello wurde mittels Mikro-Röntgenfluoreszenz analysiert. Zur Bestimmung der Edelsteine sowie organischer Materialreste wurde zusätzlich das phasenanalytische Verfahren der Raman-Mikroskopie eingesetzt⁵²⁸. Außerdem wurden alle Objekte optisch unter dem Binokular untersucht, auch im Hinblick auf goldschmiedetechnische Details. Zusätzlich wurden die emaillierten Schmuckstücke (Kat.-Nr. 7 und 32) mit dem Elektronenmikroskop untersucht.

Die naturwissenschaftlichen Untersuchungen erfolgten im Rahmen des Kompetenzzentrums »Mineralogische Archäometrie und Konservierungsforschung«, das gemeinsam vom Fachbereich Geowissenschaften, Lehrinheit Mineralogie und Edelsteinforschung sowie dem Institut für Vor- und Frühgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum unterhalten wird⁵²⁹.

Die Hauptfragestellung der naturwissenschaftlichen Untersuchungen war die eindeutige Bestimmung und Charakterisierung der verwendeten Grund- und Dekormaterialien, primär um eine bestimmte Wertvorstellung der einzelnen Schmuckobjekte zu erlangen, als Voraussetzung für die Beantwortung der Frage nach dem oder den ursprünglichen Besitzer(n) und dessen (deren) sozialer Stellung. Zudem ermöglichte die chemische Charakterisierung der Silberlegierungen, die Schmuckobjekte hinsichtlich ihrer ursprünglichen Zugehörigkeit zum Schmuckensemble zu überprüfen. Im Fall des schlichten Fingerrings Kat.-Nr. 29, dessen

⁵²⁵ Daim 1996, 199.

⁵²⁶ Zum möglichen Erkenntniswert der kontextuellen Interpretation am Beispiel der wechselseitigen Nutzung von Schriftquellen und materiellen Quellen für eine Interpretation materieller Überreste mit Hilfe von nach dem Prinzip des Analogieschlusses gewonnenen Modellen: Scholkmann 2003. – Zur kontextuellen Interpretation symbolischer Bedeutungen von Objekten aus archäologischen Kontexten als komplexes Problem, mit der Möglichkeit des Erkenntnisgewinns durch eine sorgfältige Datenauswertung in Kombination mit theoretischen Konzepten: Hodder 1987.

⁵²⁷ Insbesondere noch offene Fragen zu Legierungen, die im Rahmen der Studie von R. Tegethoff (2002) zur Herstellungstechnik der Schmuckobjekte nicht geklärt werden konnten, da ausschließlich optische Analyseverfahren (Auflicht-Mikroskopie und Röntgenographie) eingesetzt wurden.

⁵²⁸ Die naturwissenschaftlichen Analyseverfahren werden im folgenden Kapitel Analyseverfahren ausführlich besprochen.

⁵²⁹ Für die Durchführung der Analysen bin ich insbesondere S. Greiff und S. Hartmann (RGZM) sowie T. Häger und W. Hofmeister (Institut für Geowissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz) zu größtem Dank verpflichtet.

stilkritische Beurteilung zu keinem schlüssigen Ergebnis führt und der mutmaßlich hätte modern und somit fälschlich dem Komplex zugeordnet worden sein können, ergab der Vergleich der Silberlegierung mit denjenigen der anderen Schmuckstücke eine derart ähnliche Zusammensetzung, dass der Ring als mittelalterlich und folglich ursprünglich zum Fundkomplex gehörend anzusehen ist.

Da allgemein bisher erst wenige materialanalytische Untersuchungen an spätmittelalterlichen Schmuckobjekten durchgeführt wurden, stellen die erzielten Ergebnisse eine Erweiterung der bisherigen Kenntnisse über die im Mittelalter verwendeten Materialien dar.

Die visuelle Beobachtung herstellungstechnischer Details, beispielsweise mittels Stereomikroskop, erlaubt nicht nur die Rekonstruktion des jeweiligen Herstellungsprozesses sowie Aussagen zur Geschichte und Entwicklung der Goldschmiedekunst. Darüber hinaus ergeben sich wichtige Erkenntnisse für die funktionale Interpretation des Schmuckensembles und zur Frage, ob sich die Objekte einer bestimmten Werkstatt zuordnen lassen. Die Bildung technologischer Gruppen anhand übereinstimmender formenkundlicher Merkmale kann auf eine gemeinsame Handwerkstradition hinweisen⁵³⁰. Zudem gewährt die Beobachtung herstellungstechnischer Details Einblicke in die Bedeutung einzelner Schmuckobjekte für deren Besitzer beziehungsweise in dessen Wertschätzung des jeweiligen Objekts, insbesondere durch eine Gebrauchsspurenanalyse und gegebenenfalls die Identifizierung von Reparaturen. Für die Identifizierung von Reparaturen und eventuellen Ergänzungen an historischen Objekten kann die chemische Untersuchung der Silberlegierungen hilfreich sein. Sie kann zu eindeutigen Ergebnissen führen, wenn sich die Zusammensetzung der Legierung des Grundmaterials deutlich von derjenigen des als Reparatur oder Ergänzung verdächtigten Bauteils des Untersuchungsobjektes unterscheidet⁵³¹.

Zur Beantwortung der Frage nach den Lagerstätten metallischer Rohstoffe kommen prinzipiell zwei Methoden in Betracht: die Analyse der Spurenelemente und die Bestimmung der Bleiisotopen⁵³². Für gesicherte Ergebnisse ist allerdings eine statistisch relevante Datenmenge Grundvoraussetzung⁵³³. Im Rahmen vorliegender Arbeit wurde auf eine Bleiisotopenanalyse der Silber- und Goldlegierungen verzichtet, da sich beim Versuch, die primäre Herkunft des Rohmaterials spätmittelalterlicher Silber- und Goldobjekte durch naturwissenschaftliche Materialanalysen zu ermitteln, das Problem der prinzipiell zu unterstellenden, weitgehenden Durchmischung der Metalle stellt, bedingt durch wiederholte Recyclingprozesse während der vorangegangenen Jahrhunderte. Dieses Phänomen wirkt sich bereits bei der Untersuchung von Goldblattkreuzen aus langobardischen und alamannischen Gräbern hinsichtlich der Materialherkunft aus⁵³⁴. In vielen Fällen ist keine eindeutige Zuordnung des Rohmaterials zu bestimmten Lagerstätten möglich, sodass der hohe Analysenaufwand im Verhältnis zum erwarteten Erkenntnisgewinn im Rahmen vorliegender Arbeit als nicht gerechtfertigt erscheint.

Erkenntnisse über den durch die Recyclingmentalität im Mittelalter geprägten Kreislauf des Rohstoffs Silber sind anhand der Schriftüberlieferung zu gewinnen. Demnach ließen die Bergwerksbesitzer aus dem gewonnenen Edelmetall zunächst Barren gießen, die sie an diverse Münzstätten verkauften. Die Goldschmiedeerzeugnisse, darunter Schmuck, entstanden zum überwiegenden Teil aus altmodisch oder entbehrlich

⁵³⁰ Zur Methodik und Kritik der Identifizierung von Werkstätten am Beispiel gegossener kleeblattförmiger Fibeln der Wikingerzeit: Maixner 2005, 105-109.

⁵³¹ Bei Silbergegenständen, die nach etwa 1850 entstanden, findet sich eine völlig andersartige Zusammensetzung der Legierung bezogen auf die Spurenelementkonzentrationen im Vergleich zu älteren Silberobjekten. Diese wesentlichen Veränderungen in der Silberzusammensetzung sind auf den Einsatz wirkungsvollerer Raffinationsverfahren und neuer me-

tallurgischer Verfahren zur Anreicherung des Silbers aus silberarmen Erzen zurückzuführen: Richter 1992, 70-72.

⁵³² Baumeister 2004, 32. – Der Bleigehalt gibt die Möglichkeit, anhand allerdings recht aufwendiger Bleiisotopenanalysen, Schlüsse auf die Herkunft des Ausgangsmaterials zu ziehen: Klappauf 1996, 437.

⁵³³ Riederer 1994, 198.

⁵³⁴ Baumeister 2004, 242 Abb. 14.

gewordenen Gegenständen, die der jeweilige Auftraggeber zum Einschmelzen und erneuten Verarbeiten dem Goldschmied übergeben hatte⁵³⁵.

Die Frage nach den Rohstoffquellen, nicht nur der Metalle sondern insbesondere auch der Edelsteine, ist direkt mit handelsgeschichtlichen Aspekten, etwa der Frage nach dem Handelswert der Rohstoffe und folglich mit der Einschätzung des sozialen Status des oder der Schmuckbesitzer(s) verknüpft. Darüber hinaus können nachvollzogene Handelsrouten neben Erkenntnissen zur Handelsorganisation unter Umständen auch Hinweise auf den stilistischen Ursprung einer Schmuckgattung geben. Vor allem die Röntgen-Fluoreszenz-Analyse ermöglicht unter Umständen die Identifizierung von Lagerstätten insbesondere der Edelsteine. Die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Materialanalysen werden anschließend an die Beschreibung der angewendeten Analyseverfahren nach Materialgruppen geordnet vorgestellt. Das zur Herstellung der Schmuckstücke verwendete Grundmaterial besteht aus Silberlegierungen, in einem Fall Goldlegierung. Dekormaterialien sind Gold, diverse Edel- und Schmucksteine, Email, Niello sowie pflanzliche Fasern und Seide.

Analyseverfahren

Die physikalisch-chemische Elementanalyse gibt Aufschluss über die Zusammensetzung des analysierten Probenausschnitts und die Verteilung der Neben- beziehungsweise Spurenelemente. Dies ermöglicht einerseits eine Differenzierung nach Materialgruppen anhand der Elementmuster, andererseits generelle Aussagen zur Herstellungstechnik⁵³⁶. Grundlage der naturwissenschaftlichen Untersuchungen der Schmuckstücke bildete die Anwendung ausschließlich zerstörungsfreier Analysemethoden⁵³⁷.

Die Eagle III Röntgenfluoreszenzanlage des RGZM in Mainz⁵³⁸, mit der die Mikro Röntgenfluoreszenzanalyse (μ -RFA) zur chemischen Charakterisierung der Schmuckobjekte durchgeführt wurde, erfüllt diese Bedingung (Abb. 92). Die Röntgenfluoreszenzanalyse beruht auf dem Prinzip der Bestimmung von Art und Menge der in anorganischen Substanzen enthaltenen chemischen Elemente durch Bestrahlung mit Röntgenstrahlen und der Auswertung der von in der Probe enthaltenen chemischen Elemente erzeugten sekundären Röntgenstrahlung⁵³⁹. Der Zusatz »Mikro« -RFA bezieht sich auf den Durchmesser des Messflecks, der lediglich 0,3 mm beträgt. Dadurch ist es möglich, auch sehr feine Strukturen zu analysieren⁵⁴⁰.

Die sekundären Röntgenstrahlen werden aufgrund ihrer unterschiedlichen Energien getrennt und in Form eines Spektrums visualisiert. Für jedes Element in der Probe, das sekundäre Strahlung aussendet, werden im Spektrum charakteristische Linien angezeigt. Neben dieser qualitativen Analyse, die Auskunft gibt über die in der Probe enthaltenen Elemente, ist zusätzlich anhand der Intensität der Spektrallinien eine quantitative Analyse möglich, die Auskunft gibt über die mengenmäßigen Anteile in Gewichtsprozent, da die Intensität der Linien indirekt vom jeweiligen Mengenanteil der Elemente in der Probe abhängt⁵⁴¹.

Mit der Raman-Mikrospektroskopie sowie der Untersuchung im Rasterelektronenmikroskop des Kompetenzzentrums für Mineralogie und Edelsteinforschung am Institut für Geowissenschaften der Universität Mainz wurden zusätzliche Analysemethoden angewendet, um eine möglichst genaue, materialspezifische Charakterisierung der Schmuckobjekte zu erreichen.

⁵³⁵ Fritz 1982, 13-14. – Die archäologische Untersuchung eines mittelalterlichen Blei- und Silbergewinnungsplatzes bei Clausthal-Zellerfeld im Oberharz stützt als Einzelbefund diese These in gewissem Rahmen, indem sie keinerlei Hinweise auf eine Silberverarbeitung vor Ort erbrachte: Alper 2003, 374-376.

⁵³⁶ Gassmann 2004, 74.

⁵³⁷ Zu mineralogischen Untersuchungsmethoden bei archäologischen Objekten: Hofmeister 2002.

⁵³⁸ Die genauen Geräte- und Messparameter sind bei den Analyseergebnissen im Online-Anhang mit angegeben.

⁵³⁹ Riederer 1987, 44.

⁵⁴⁰ Freundliche Mitteilung S. Greiff, RGZM.

⁵⁴¹ Vgl. Greiff 2013, 352-354.

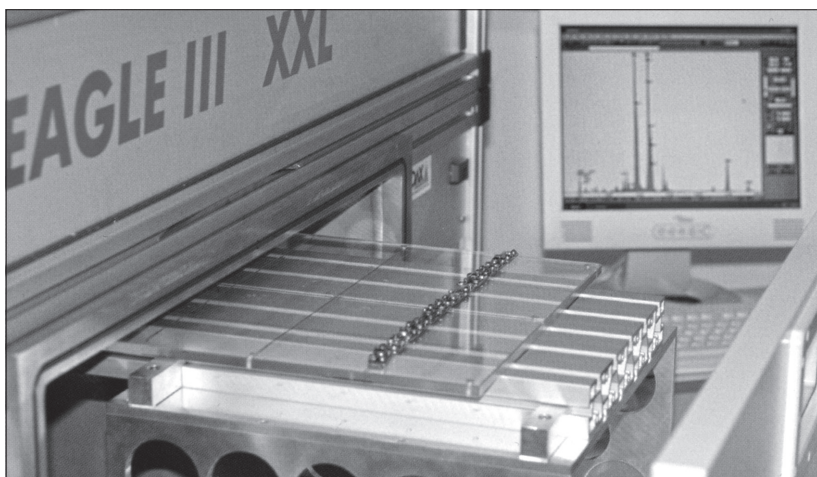


Abb. 92 Der Gürtel Kat.-Nr. 30 in der Röntgenfluoreszenzanlage. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

Raman-Mikrospektroskopie und μ -RFA ergänzen sich bezüglich ihres Informationsgehalts. Im Gegensatz zur quantitativen chemischen Analyse der einzelnen Elemente durch die μ -RFA liefert die phasenanalytische Untersuchung mittels Raman-Mikrospektroskopie Informationen über den Bestand der Molekülgruppen einer Substanz. Bei diesem Verfahren wird durch ein Mikroskop die Messstelle fokussiert und mit intensivem Laser-Licht bestrahlt. Der Durchmesser der Probenstelle beträgt etwa zwei Tausendstel Millimeter. Das eingestrahlte Licht wird inelastisch an den in der Probe vorhandenen Molekülgruppen gestreut, wodurch es zu einer Verschiebung der Wellenlänge des eingestrahnten Lichts um einen charakteristischen Betrag kommt, welcher als »Raman-Verschiebung« bezeichnet wird⁵⁴². Die Wechselwirkung des Lichts mit den einzelnen Bestandteilen der Molekülstruktur einer Substanz wird elektronisch registriert und in einen Messwert umgewandelt. Die Registrierung einer möglichst großen Zahl von Messereignissen im Bereich der möglichen Anregungsenergien des zu untersuchenden Objekts liefert ein materialspezifisches Spektrum⁵⁴³. Geordnet-kristalline Substanzen⁵⁴⁴ werden im Spektrum als scharfe Linien angezeigt, die sich bei abnehmendem Ordnungsgrad der Molekülstruktur verbreitern. Die sich hieraus im Spektrum ergebenden verschiedenen Peaks werden als Intensitätsmaxima erfasst und ermöglichen eine eindeutige Identifizierung des Probenmaterials durch den Vergleich mit Spektren bekannter Substanzen⁵⁴⁵.

Die phasenanalytische Untersuchung der Molekülstruktur erlaubt die Charakterisierung von Materialien über deren chemische Zusammensetzung hinaus, was insbesondere bei der Bestimmung organischer Materialien von Bedeutung ist. Zudem besteht bei transparenten Objekten die Möglichkeit, kleine Einschlüsse, die unter der Oberfläche der Probe liegen, zu analysieren, was insbesondere bei Gläsern mit eingeschlossenen Luftblasen und Edelsteinen mit Flüssigkeitseinschlüssen von hohem diagnostischem Wert ist⁵⁴⁶.

Das Energiedispersive Analysensystem am Rasterelektronenmikroskop (EDS) basiert auf dem Prinzip der Untersuchung von Objekten beziehungsweise Objektproben durch Abtasten der Oberfläche mit einem Elektronenstrahl. Es dient der Identifizierung und Charakterisierung anorganischer und organischer Substanzen anhand ihrer Formenmerkmale⁵⁴⁷. Die Probe muss für diese Untersuchungsmethode elektrisch leitend sein. Die an der Oberfläche des Untersuchungsobjekts rückgestrahlten Elektronen (Sekundärelektronen) werden auf einen Monitor übertragen. Aufgrund der quantitativen Abhängigkeit der Sekundärelektronen vom Ein-

⁵⁴² Vgl. Greiff 2013, 348-349.

⁵⁴³ Hofmeister 2002, 6-7.

⁵⁴⁴ Zu Strukturen metallischer Werkstoffe sowie den Einfluss der Verarbeitung und Behandlung auf die Gefügeausbildung von Metallen und Legierungen ausführlich die entsprechenden Kapitel in Schumann u.a. 2005. – Zum Verhalten von

Edelmetalllegierungen in festem Zustand und den unterschiedlichen Kristallsystemen in Bezug auf die Löslichkeit der Metalle: Brepohl 1994, 42-44.

⁵⁴⁵ Freundliche Mitteilung S. Greiff, RGZM.

⁵⁴⁶ Hofmeister 2002, 6.

⁵⁴⁷ Riederer 1987, 30.

fallswinkel entsteht auf dem Monitor ein dreidimensional wirkendes Bild, wodurch bestimmte Formmerkmale besonders deutlich dokumentiert werden können⁵⁴⁸. Von den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus wurden die beiden emaillierten Objekte rasterelektronenmikroskopisch untersucht, im Hinblick auf die Konsistenz und Zusammensetzung des Emails. Vorteilhaft ist, dass im Rasterelektronenmikroskop zusätzlich die Möglichkeit besteht, das Probenmaterial chemisch zu analysieren, da die Elektronen auch Röntgenstrahlung erzeugen, die mit Hilfe der Röntgenfluoreszenz-Analyse ausgewertet werden können⁵⁴⁹.

Ergänzend zu vorgenannten Verfahren wurde bei der Edelsteinuntersuchung die Beobachtung fester, flüssiger und gasförmiger Einschlüsse mit einbezogen, als wichtiger Bestandteil der zerstörungsfreien Untersuchung bezüglich ihrer Identifizierung, Echtheit und Herkunft. Die Einschlüsse in Form sog. Gastkriställchen, Flüssigkeiten oder Gase, oft auch in Kombination vorkommend, bilden sich beim Wachstum eines Minerals charakteristisch aus⁵⁵⁰. Mineralogisch bedeutend sind zudem die räumliche Verteilung, die jeweilige Größe und der Mengenanteil der Einschlüsse. Unter Einbeziehung von Edelsteinen bekannter geographischer Provenienz (»Referenzproben«) ist es gegebenenfalls möglich, die Lagerstätten ausfindig zu machen oder zumindest, einige der heutigen Vorkommen definitiv auszuschließen. Die Untersuchung auf Einschlüsse wurde an einem Binokular der Firma Zeiss Stemi 2000 durchgeführt.

Der Frage nach einer möglichen Werkstattzuordnung beziehungsweise einer lokalen oder zeitlichen Zuordnung auf Grund der Analyseergebnisse wurde nicht detailliert nachgegangen. Zwar stellt E.-L. Richter fest, dass die Spurenelemente in einer Silberlegierung vor allem »Gold, Blei, Wismut und Cadmium als wichtige Indikatoren anzusehen [sind, Anm. Verf.], deren Gegenwart oder Fehlen Rückschlüsse auf angewandte metallurgische Verfahren gestatten und dadurch auch gewisse Aussagen über die Entstehungszeit eines Silbergegenstandes ermöglichen«⁵⁵¹. Er bezieht sich jedoch auf neuzeitliche Silbergegenstände, vor allem deutsches Renaissance- und Barocksilber, für das eine im statistischen Sinne ausreichend große Menge von Analysendaten authentischer Objekte als Referenzdaten zur Verfügung steht. Dies trifft für mittelalterliche Gold- und Silberschmiedearbeiten bisher nicht zu. Daher wurde bei der Datenauswertung auf die Anwendung multivariater statistischer Methoden verzichtet, zumal in den einschlägigen Publikationen, die Vergleichsdaten liefern könnten, häufig keine umfassenden, detaillierten Kataloge der Materialanalysen veröffentlicht sind, sondern meist nur einige repräsentative Daten, in der Regel ohne statistische Angaben wie Maximalwerte oder Standardabweichungen.

Dennoch konnten für die Auswertung der Analyseergebnisse einige ausgewählte zeittypische Objekte vergleichend herangezogen werden, da in letzter Zeit ein vermehrtes diesbezügliches Forschungsinteresse besteht. Die Zahl der vergleichbar chemisch und phasenanalytisch untersuchten Schmuckstücke aus mittelalterlichen Schatzfunden ist jedoch noch sehr gering⁵⁵². Die umfassende naturwissenschaftliche Analyse der Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus ist daher auch als Beitrag zur Behebung des Forschungsdesiderats zu verstehen, indem die Messergebnisse als Referenzdaten für zukünftige vergleichende Untersuchungen herangezogen werden können.

⁵⁴⁸ Riederer 1981, 113.

⁵⁴⁹ Ebenda.

⁵⁵⁰ Greiff 1998, 606. 635-640.

⁵⁵¹ Richter 1992, 71.

⁵⁵² Umfassende materialanalytische Untersuchungen, die allerdings erst nach Abschluss des Manuskripts publiziert wurden, liegen für den Schatzfund von Wiener Neustadt vor: Mehofer 2014. Entsprechendes gilt für den Schatzfund von Erfurt (Hort.-Nr. 34): Mecking 2010. Hier wurden auch Analysen ausgewählter Objekte aus den Schatzfunden von Salzburg (Hort.-Nr. 46), Colmar (Hort.-Nr. 31), Pritzwalk

(Hort.-Nr. 35), Kutná Hora (Kuttenberg/CZ) und Weißenfels (Hort.-Nr. 33) vergleichend herangezogen. Vor Abschluss des Manuskripts lagen bereits ausgewählte Ergebnisse der materialanalytischen Untersuchungen von 48 Silberproben des Schatzfundes von Fuchsenhof (A, Hort.-Nr. 171) umfassender publiziert vor. Die Objekte wurden mittels energiedispersiver Elektronenstrahlmikroanalyse im Rasterelektronenmikroskop durchgeführt: Melcher u. a. 2004; Kaufmann 2004. – Auch einige Objekte aus dem Basler Münsterschatz wurden mittels Raman-Spektroskopie analysiert: Reiche u. a. 2004; Hänni u. a. 1998.

Als Legierung wird die Mischung von mindestens zwei Metallen beziehungsweise von Metall mit Nichtmetallen verstanden, die selbst wieder metallische Eigenschaften besitzt. Die Herstellung erfolgt meist durch Zusammenschmelzen der Komponenten, in seltenen Fällen können Legierungen auch durch Diffusion fester, flüssiger oder gasförmiger Stoffe in Metall entstehen⁵⁵³. Die Eigenschaften der reinen Metalle können durch eine gezielte Auswahl und Dosierung der Legierungskomponenten vom Goldschmied wesentlich beeinflusst werden. Meist ist ein Absenken des Schmelzpunktes erwünscht, eine bestimmte Farbgebung, und bei Edelmetallen kann außerdem der Aspekt der Preisverminderung hinzukommen.

Reine Gold-Silber-Legierungen werden in der Goldschmiedep Praxis kaum benutzt. Meist wird noch etwas Kupfer zugesetzt, sodass überwiegend Dreistofflegierungen Au-Ag-Cu hergestellt und verarbeitet werden. Als »eigentliche Silberlegierung« ist das System Ag-Cu zu verstehen, da es praktisch keine bessere Legierung für Silberschmiedearbeiten gibt, wobei üblicherweise Legierungen mit mehr als 72 % Ag benutzt werden⁵⁵⁴. Der Zusatz von Kupfer bewirkt je nach Legierungsanteilen und -zusammensetzung ein Herabsetzen des Schmelzpunktes und eine wesentliche Steigerung der Härte und Festigkeit des Silbers. Die heute üblichen Gebrauchslegierungen sind etwa doppelt so hart wie reines Silber, bei guter Formbarkeit und genügender Festigkeit im Gebrauch. Zudem wird die Farbe der Legierung beeinflusst, wobei Farblegierungen generell aus dem Dreistoffsystem Au-Ag-Cu bestehen⁵⁵⁵.

Die analytische Untersuchung von metallischen Legierungen beinhaltet sowohl die Bestimmung der die Legierung bildenden Bestandteile, als auch die Erfassung der in der Legierung vorhandenen Spurenelemente, also derjenigen Metalle, die in geringfügigen Gehalten von nur einigen Zehntel oder Hundertstel Prozent enthalten sind⁵⁵⁶. Insbesondere die Spurenelemente sind als wichtige Indikatoren anzusehen, deren Vorkommen beziehungsweise Fehlen in einer Legierung Rückschlüsse darauf zulassen, welche metallurgischen Verfahren jeweils bei der Herstellung angewendet wurden. Darüber hinaus können sich bei der Bestimmung der Spurenelementkonzentrationen zeitliche und/oder lokale Unterschiede abzeichnen, die letztlich auch auf die Anwendung unterschiedlicher metallurgischer Praktiken zurückzuführen sind⁵⁵⁷. Damit eröffnet sich unter Umständen die Möglichkeit, Aussagen zum vermutlichen Produktionsgebiet eines Objekts zu gewinnen. Bezogen auf einen Fundkomplex wie den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ermöglicht die Spurenelementanalyse gegebenenfalls eine Einschätzung, ob sämtliche Schmuckstücke aus derselben Werkstatt oder zumindest aus einem lokal begrenzten Gebiet stammen könnten. Bezüglich hoch- und vor allem spätmittelalterlicher Schmuckstücke ist jedoch zu beachten, dass sich diejenigen aus einer Werkstatt nicht zwingend in ihrer Legierungszusammensetzung entsprechen müssen. Da vorwiegend Altmittel aus diversen Legierungen eingeschmolzen wurde, ist es wahrscheinlich, dass die Schmelze in Abhängigkeit des jeweils zugeführten Altmittels in ihrer Zusammensetzung variierte, sich demnach also keine werkstattsspezifischen Legierungszusammensetzungen abzeichnen⁵⁵⁸. Zudem erbrachten die zur Scheidung und Reinigung angewandten Verfahren bis ins fortgeschrittene 19. Jahrhundert nicht derart reine Metalle, wie es heute möglich ist, das heißt ein gewisser Teil an beigemengten Spurenelementen verblieb in der Legierung⁵⁵⁹.

Dem Grundmaterial zur Herstellung von Schmuckstücken kam im Mittelalter eine besondere Bedeutung zu. Neben der Symbolisierung von Status und Macht wurde Schmuck häufiger mit magisch-apotropäischen Kräften in Verbindung gebracht, die den verwendeten Materialien und damit auch den Metallen

⁵⁵³ Hierzu und zum Folgenden: Brepohl 1994, 42–49, hier 42.

⁵⁵⁴ Brepohl 1994, 46.

⁵⁵⁵ Drost/Haußelt 1992, 272.

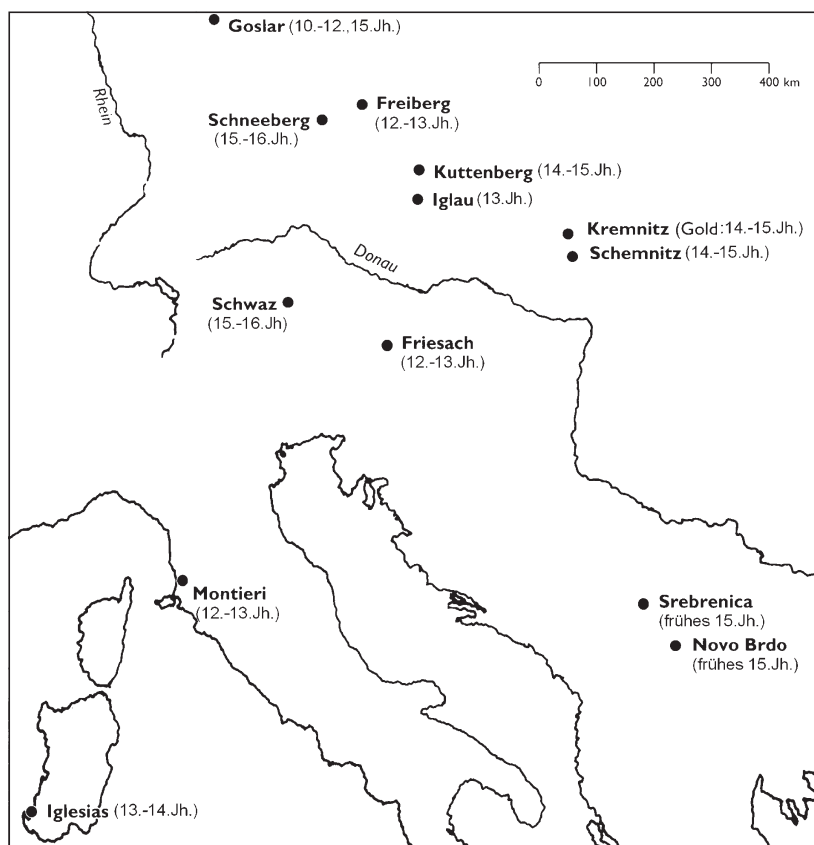
⁵⁵⁶ Richter 1992, 69.

⁵⁵⁷ Ebenda 71. 73.

⁵⁵⁸ Vgl. Maixner 2005, 106.

⁵⁵⁹ Richter 1992, bes. 71.

Abb. 93 Hauptförderstätten von Silber und Gold im 10.-15. Jahrhundert anhand schriftlicher Quellen. – (Nach Spufford 2004, 279).



zugeschrieben wurden⁵⁶⁰. Mittelalterlicher Schmuck besteht vor allem aus Silber, vergoldetem Silber, Gold, Bronze, Kupferlegierungen, Zinn und Zinn-Blei-Legierungen⁵⁶¹. Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bestehen mit Ausnahme des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21 sämtlich aus Silber, das teilweise vergoldet ist.

Silber

Silber (chemisches Zeichen Ag, lat. *argentum*) gilt in der christlichen Lehre als Bild der Reinheit und Reinigung. Äquivalent zum Gold, das in Bezug zur Sonne gesetzt wird, gilt für Silber der Bezug zum Mond⁵⁶². In Erzform oder in oxidiertem Zustand erscheint die stumpf wirkende schwarz-graue Oberfläche des Silbers allerdings als relativ unauffällig, erst die Politur verleiht ihr einen hellgrauen-weißlich spiegelnden Glanz. Dieser ästhetische Eindruck in Kombination mit der Seltenheit des Materials machten Silber zu einem begehrten Werkstoff. In der Natur tritt Silber in gediegenem Zustand nur sporadisch auf, in der Regel kommt es als Bestandteil in Kupfer- oder Bleierzen vor. In Mitteleuropa gibt es keine Lagerstätten gediegenen Silbers⁵⁶³. Die in Schriftquellen genannten Silberbergwerke sind meist Blei-, Zink- und Kupferlagerstätten, deren Abbau jedoch primär auf die Silbergewinnung gerichtet war. Bekanntestes Abbauggebiet ist der Harz⁵⁶⁴, neben Vorkommen in Tirol, im mittleren und südlichen Schwarzwald, der Mittelgebirgszone, dem Erzgebirge und den Vogesen (Abb. 93).

⁵⁶⁰ Diese Eigenschaften werden im Folgenden bei der Besprechung der jeweiligen Werkstoffe mit angeführt.

⁵⁶¹ Heindel 1986, 70-71.

⁵⁶² Lurker 1990, 340-341.

⁵⁶³ Baumeister 2004, 52.

⁵⁶⁴ Zum Silberbergbau im Oberharz exemplarisch Klappauf 1996, 433-447.

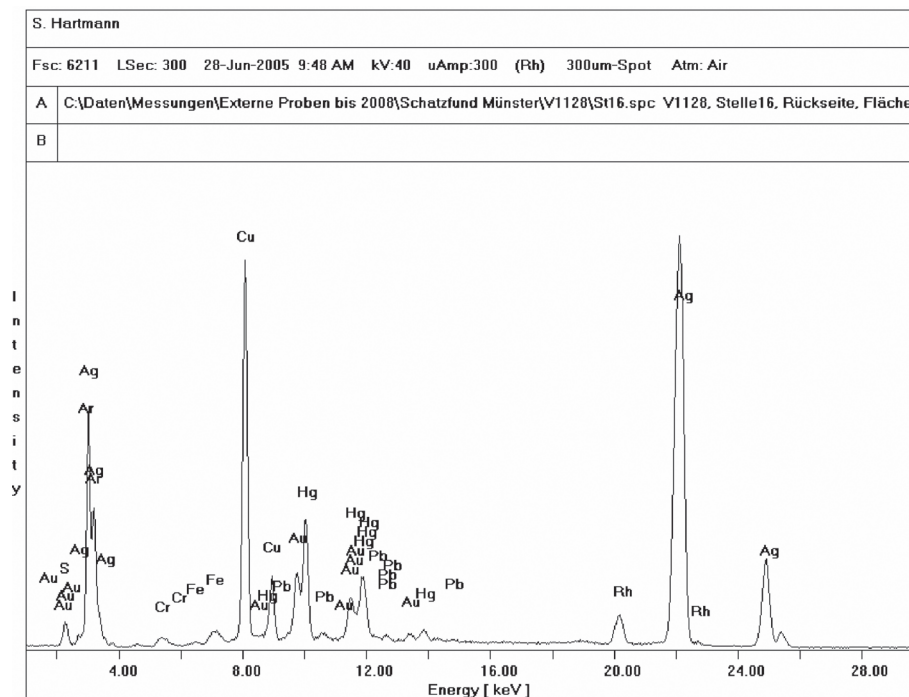


Abb. 94 Röntgenfluoreszenzspektrum der Silberlegierung (Kat.-Nr. 17 Rückseite).

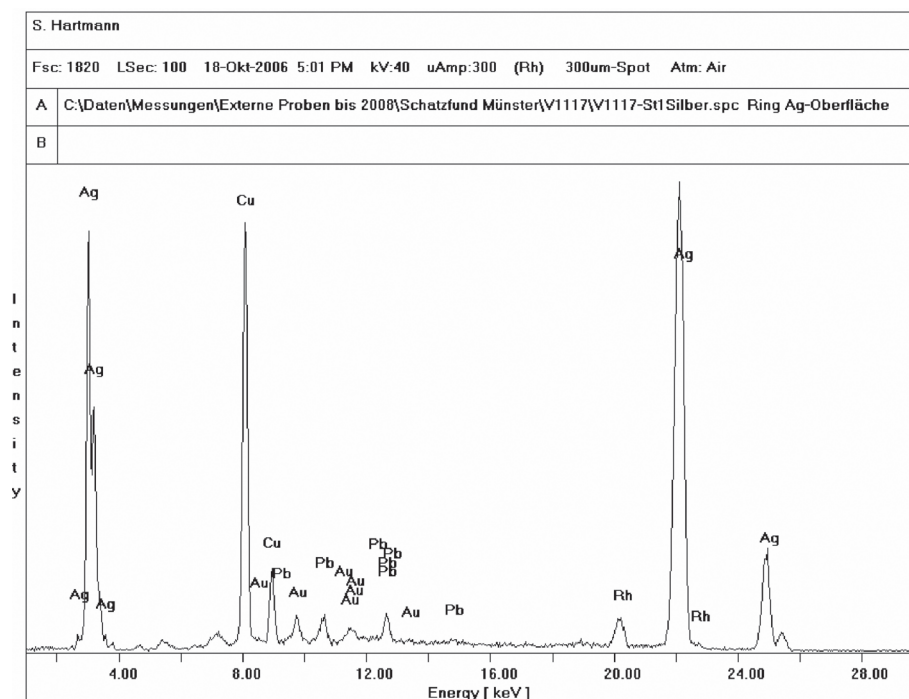


Abb. 95 Röntgenfluoreszenzspektrum der Silberlegierung (Kat.-Nr. 29, St 1).

Um aus den Erzen die oft nur geringen Silberanteile zu isolieren, wurden bereits in vorchristlicher Zeit komplizierte metallurgische Verfahren angewendet. Aufgrund seiner guten Schmelzbarkeit kann Silber von den verschiedenen Stoffen beziehungsweise Verunreinigungen recht problemlos getrennt werden. Bis ins 19. Jahrhundert wurde die sog. Kupellation eingesetzt, das heißt oxidierendes Schmelzen mit Blei. Das dadurch gewonnene Silber ist zwar recht rein, enthält jedoch stets noch geringe Reste von Blei und Wismut sowie Goldanteile, die nicht vom Silber abgetrennt wurden⁵⁶⁵.

⁵⁶⁵ Richter 1992, 70.

Die Silberlegierungen der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind sich insgesamt sehr ähnlich und weisen keine gravierenden Unterschiede auf⁵⁶⁶ (Abb. 94-95). Der durchschnittliche Silbergehalt liegt bei ca. 93-94 %. Hauptlegierungspartner ist mit 3-6 % immer Kupfer. Der Goldgehalt liegt meist bei etwa 1 %, der Bleigehalt variiert zwischen 0,1 und maximal 2,13 %. Als Spurenelemente treten Quecksilber, Zink und Bismut auf.

Silber besitzt eine höhere Festigkeit gegenüber mechanischen Belastungen als Gold, allerdings ist es weniger korrosionsbeständig⁵⁶⁷. Die Nutzungsmöglichkeiten sind großteils mit jenen des Goldes vergleichbar, allerdings gewährt die höhere Festigkeit eine Verwendung von Silbergeräten mit relativ hoher mechanischer Beanspruchung. Dennoch überwiegt die Nutzung zu dekorativen Zwecken.

Bei der Verarbeitung von reinem Silber machen sich die weniger günstigen Gusseigenschaften bemerkbar⁵⁶⁸. Durch die Aufnahme von Luft während des Schmelzprozesses entstehen eingeschlossene Hohlräume, sog. Spratzen oder Lunker, die das Material in abgekühltem Zustand spröde machen, wodurch es sich nicht besonders gut schmieden oder kalt hämmern lässt. Dieser Umstand könnte erklären, weshalb die Gussstruktur auf einer Rahmenhälfte der Spange Kat.-Nr. 4 unbearbeitet belassen wurde (Abb. 96). Kleine Gusslunker sind zudem an den undekorierten Spangen Kat.-Nr. 1 und 2 zu beobachten. Dieser Nachteil in der Verarbeitung ist durch Zusatz anderer Metalle, wie Blei oder Kupfer, gut zu beheben. Die Legierung mit Blei verbessert die Gusseigenschaften, indem der Schmelzpunkt der Legierung herunter gesetzt und damit der Fluss des Metalls beim Gießen verbessert wird. Ein weiterer, die Massenproduktion begünstigender Faktor ist, dass das Model weniger hitzebeständig sein muss. Zudem kann Silber mit Blei nicht unerheblich gestreckt werden, bis hin zur Imitation von (reinem) Silber.

Dagegen wird mit einem steigenden Kupferzusatz das strahlend weiße Silber gelblich getönt. Kupfer erhöht die Festigkeit und Härte, allerdings kann die Bildung von Kupferoxid wiederum zu Sprödigkeit führen, was bei der Verarbeitung von Bruchsilber und Altmaterial mit Kupferanteil eine vorhergehende Reinigung des Silbers notwendig macht⁵⁶⁹. Die heute üblichen Gebrauchslegierungen, vor allem die als Sterlingsilber bezeichnete Ag 925-Legierung und die Ag 835-Legierung, sind etwa doppelt so hart wie reines Silber und zeigen dennoch eine gute Formbarkeit bei genügender Festigkeit im Gebrauch⁵⁷⁰.

Kupfer und Blei wurden im Harz, besonders am Rammelsberg bei Goslar als Neben- beziehungsweise Kuppelprodukte des Silbers abgebaut⁵⁷¹. Zunächst begann wohl die Verhüttung silberhaltiger Bleierze, während die der silberhaltigen Kupfererze erst etwas später einsetzte. Jedoch blieb beim Abbau das Silber jeweils im Vordergrund des Interesses. Im 14. Jahrhundert geriet das Goslarer Kupfer unter Konkurrenzdruck mit dem Kupfer aus Schweden, das über Lübeck eingeführt wurde, aus Ungarn, das über Thorn und Danzig den Ostseeraum erreichte und mit demjenigen aus Mansfeld. Mit geringerer Fördermenge wurden zudem Kupfer- und Bleivorkommen beispielsweise auch in Westfalen abgebaut⁵⁷².



Abb. 96 Gussstruktur auf dem Rahmen der Spange Kat.-Nr. 4. – (Foto A. Scholz).

⁵⁶⁶ Tab. 80: Silber.

⁵⁶⁷ Baumeister 2004, 51.

⁵⁶⁸ Ebenda.

⁵⁶⁹ Brepohl 1994, 48-49.

⁵⁷⁰ Für Hinweise zu heute verwendeten Silberlegierungen danke ich H. Hochgesandt, RGZM. – Detaillierte Informationen zu Ag 925 und Ag 835 in: Brepohl 1994, 51-52.

⁵⁷¹ Schmidtchen 1992, 68-69.

⁵⁷² Krabath 2001, 302-303.

Gold

Die Seltenheit des Goldes (chemisches Zeichen Au, lat. *aurum*), seine Edelmetalleigenschaften und insbesondere sein Glanz ließen es bereits im alten Orient zu einem Symbol des himmlischen Lichts beziehungsweise der Sonne werden⁵⁷³. Es steht wegen seiner Unveränderlichkeit, Reinheit und Leuchtkraft synonym für Reichtum und Glück⁵⁷⁴. In der christlichen Mythologie findet sich das Gold als Sinnbild für das Überirdische, die Königswürde Christi, die Jungfräulichkeit und die Auferstehung⁵⁷⁵. In der Bibel ist Gold als Segen, aber auch als Scheinwert gekennzeichnet.

Aufgrund seiner physikalischen Eigenschaften sind die praktischen Verwendungsmöglichkeiten des Goldes stark eingeschränkt⁵⁷⁶. Demgegenüber bestand und besteht auch heute noch ein großer Bedarf zur Deckung der ideellen menschlichen Bedürfnisse. Inspiriert durch die ästhetischen, symbolträchtigen Eigenschaften des Goldes, wie Unvergänglichkeit, Glanz, Reinheit und Seltenheit, wurde eine große Zahl ornamentaler und dekorierte Gegenstände insbesondere für sämtliche Bereiche des öffentlichen Lebens geschaffen. Die physikalischen Eigenschaften und der hohe Wert des Goldes verleihen ihm ein besonderes Maß an Wiederverwertbarkeit. Das Edelmetall Gold war der seltenste, begehrteste und damit wertvollste metallische Werkstoff. »Gerade für nichtfunktionale Luxusattribute, die zudem noch einer verstärkten Kreativität ausgesetzt sind«, gilt nach M. Baumeister⁵⁷⁷ das, »was man heutzutage als Modediktat bezeichnet. Die Notwendigkeit Tracht, Schmuck, Geschirr oder Dekorationsgegenstände ständig neuen gesellschaftlichen Forderungen anzupassen ist ein Grund, warum Gold zum Material mit der vermutlich höchsten Recyclingrate wurde.« Für einen funktionslos gewordenen Goldgegenstand gibt es lediglich zwei rationale Verwendungen: Er wird als Antiquität gehütet oder recycelt⁵⁷⁸, wobei in beiden beabsichtigten Fällen das Gold in Form von Schatzfunden überliefert werden kann.

Das einzige Objekt aus Gold im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist der Fingerring Kat.-Nr. 21. Die Legierung besteht zu etwa 65 % aus Gold, 25 % Silber und 10 % Kupfer (**Abb. 97**). Die aus den Fassungen herausgebrochenen Steineinlagen deuten darauf hin, dass der Ring zum Recycling vorgesehen war.

Gold ist, abgesehen von der Seltenheit abbauwürdiger Lagerstätten, leichter zu gewinnen als die meisten anderen Metalle, da es im Gegensatz zu beispielsweise Silber in der Natur fast nur in gediegenem, das heißt reinem Zustand vorkommt. Entweder tritt es in primären Lagerstätten als Gesteinsbestandteil, meist in Quarz- oder Marmorgängen, auf oder in sekundären Lagerstätten, also in durch Verwitterung entstandenen und durch Wasserläufe transportierten und abgelagerten Sedimenten, sog. Seifen. Sowohl der bergmännische Abbau als auch das Goldwaschen setzen nur relativ einfache technische Mittel und einen vergleichsweise geringen organisatorischen Aufwand voraus⁵⁷⁹. Bereits im Hochmittelalter kam der Förderung von Seifengold gegenüber den Goldimporten aus Afrika und Arabien über Portugal und Italien sowie dem bergmännischen Abbau in Mittel- und Südosteuropa nur noch geringe Bedeutung zu⁵⁸⁰. Die Nutzung kleiner, lokaler Seifenlagerstätten in Süd-, Mittel- und Südosteuropa ist heute nur noch schwer nachzuweisen, da sie meist völlig ausgebeutet wurden und allenfalls Pingen noch auf den Abbau hinweisen können.

Recht umfangreiche und daher abbauwürdige Goldlagerstätten in relativer Nähe zu Münster befanden sich am Rammelsberg bei Goslar im Harz, hinzu kamen mehrere kleinere Lagerstätten in Oberfranken, der Pfalz und bei Korbach in Hessen. Die beiden mit Abstand größten mittelalterlichen Goldvorkommen in Europa

⁵⁷³ Lurker 1990, 142.

⁵⁷⁴ Blaschitz/Krabath 2004, 738.

⁵⁷⁵ Mazakarini 1985, 116.

⁵⁷⁶ Für praktische Verwendungszwecke mit einer höheren mechanischen Belastung sind Edelmetalle generell eigentlich zu weich und zu dicht bzw. zu schwer: Baumeister 2004, 30. – Zu den

physikalischen Eigenschaften heute üblicher Goldlegierungen: Brepohl 1994, 65-72 und Drost/Haußelt 1992, 272.

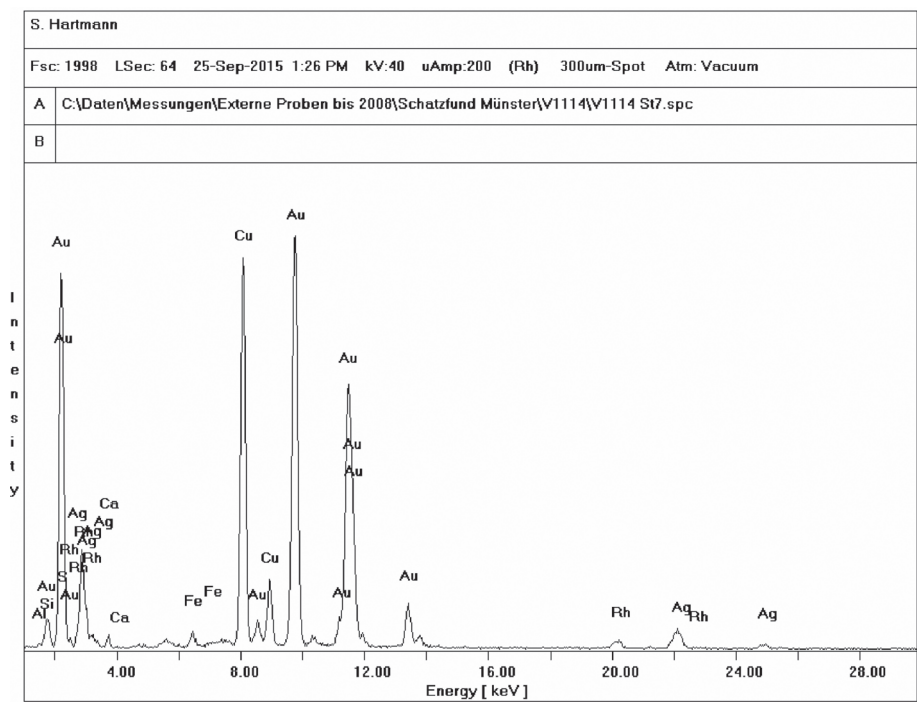
⁵⁷⁷ Baumeister 2004, 30.

⁵⁷⁸ Ebenda 31.

⁵⁷⁹ Baumeister 2004, 30.

⁵⁸⁰ LexMA IV (1989) 1535 s. v. Gold [K.-H. Ludwig].

Abb. 97 Röntgenfluoreszenzspektrum der Goldlegierung (Kat.-Nr. 21, St 7).



lagen im Königreich Ungarn und im Erzstift Salzburg⁵⁸¹. Aus der Schriftüberlieferung ist zu erschließen, dass für das Edelmetall aus Böhmen und Ungarn der wichtigste Umschlagplatz offenbar Krakau war, von wo aus es die Weichsel hinab bis nach Flandern verschifft wurde⁵⁸².

Goldschmiedetechniken

Im Folgenden werden die wichtigsten und am häufigsten zur Herstellung der Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus angewandten Goldschmiedetechniken kurz erläutert. Die einzelnen Abschnitte beinhalten sowohl eine allgemeine Beschreibung der jeweiligen Technik, sowie die diesbezüglichen Ergebnisse der technologischen und naturwissenschaftlichen Analysen. Die Ausführungen verstehen sich nicht nur als notwendige Voraussetzung zum besseren Verständnis der Beschreibungen zur Herstellungstechnik der einzelnen Objekte im Katalog. Kenntnisse über angewendete Goldschmiedetechniken und die verwendeten Materialien liefern wichtige Hinweise für die kulturhistorische Interpretation und die funktionale Deutung des Schatzfundes. Zudem helfen sie bei der Beurteilung des Fundkomplexes im Vergleich mit anderen zeitgenössischen schmuckführenden Schatzfundes.

Wie der Vergleich mit zeitgleichen Objekten sowie den Beschreibungen Theophilus Presbyters (*De Diversis Artibus*, erstes Viertel 12. Jahrhundert) und Benvenuto Cellinis (*Trattati dell’Oreficeria e della Scultura*, 1568) zeigt, sind bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nahezu sämtliche der für das Spätmittelalter in Mitteleuropa als gängig anzunehmenden Goldschmiedetechniken vertreten. Bei der Herstellung von Schmuckobjekten lassen sich generell drei verschiedene Arbeitsphasen unterscheiden: das Grundherstellungsverfahren, mit welchem die Grundform des Objekts hergestellt wird, die Verbin-

⁵⁸¹ Allerdings werden im Salzburger Goldbergbau erste Aktivitäten erst um 1340 schriftlich nachweisbar: LexMA IV (1989) 1537 s.v. Gold [K.-H. Ludwig].

⁵⁸² Fritz 1982, 51.

Kat.-Nr. – Objekttyp	geschmiedet	gegossen	kombiniert	nicht erkennbar
	5 – Spange	1 – Spange	9 – Spange	33 – Ring
	6 – Spange	2 – Spange	10 – Fibel	
	7 – Spange	3 – Spange	30 – Gürtel	
	11 – Spange	4 – Spange	31 – Riemenschieber	
	12 – Spange	8 – Spange	35 – Schließe	
	14 – Spange	13 – Fibel		
	15 – Spange	24 – Fingerring		
	16 – Spange	29 – Fingerring		
	17 – Spange			
	18 – Spange			
	19 – Spange			
	20 – Spangennadel			
	21 – Fingerring			
	22 – Fingerring			
	23 – Fingerring			
	25 – Fingerring			
	26 – Fingerring			
	27 – Fingerring			
	28 – Fingerring			
	32 – Emailzierscheibe			
	34 – Anhänger/ Aufnähschmuck			

Tab. 9 Übersicht der Schmuckstücke aus dem Stadtweinhaus differenziert nach den Grundherstellungsverfahren.

dungstechniken, mit denen die einzelnen Teile eines zusammengesetzten Objekts fixiert werden und Dekor- beziehungsweise Oberflächengestaltungstechniken, womit das Objekt meist abschließend verziert und fertiggestellt wird.

Grundherstellungsverfahren

Hinsichtlich ihrer formgebenden Techniken sind sich die Schmuckstücke insgesamt sehr ähnlich. Den 21 geschmiedeten stehen acht gegossene Objekte gegenüber, fünf Objekte sind sowohl aus geschmiedeten als auch gegossenen Elementen zusammengesetzt (**Tab. 9**).

Allgemein ist bei der Beurteilung der Verfahren zur Herstellung der Grundform eines Objektes problematisch, dass die kennzeichnenden Merkmale, wie Gusshaut oder Hammerspuren beim Fertigprodukt häufig durch Überfeilen und Polieren entfernt wurden und bestenfalls noch ansatzweise zu erkennen sind⁵⁸³. Aus diesem Grund ist die Herstellungstechnik des Rings Kat.-Nr. 33 nicht mehr eindeutig festzustellen, da er auf der Außenseite vollständig glatt überfeilt wurde. Dagegen sind bei der Mehrzahl der Schmuckstücke Bearbeitungsspuren in Form von Hammerspuren oder Zangenabdrücken sichtbar belassen worden.

– Schmieden

Das Schmieden stellt die älteste Methode der Metallumformung dar und bezeichnet generell die spanlose Querschnittveränderung eines Metallstücks zwischen Hammer und Amboss in heißem oder kaltem Zustand. Durch das sog. Vorschmieden wird aus einem Metallrohling (Barren oder Gussstift) ein weiterverarbeitbares Produkt (Blech oder Draht) hergestellt. Beim Fertigschmieden wird dem Objekt seine endgültige Form durch Veränderung des Querschnitts verliehen⁵⁸⁴. Das Treiben stellt eine Sonderform des Schmiedens dar, wobei die Bleche zwischen Hammer und Amboss durchgewölbt und aufgezogen werden. Der hauptsächliche Un-

⁵⁸³ Bühler 2004b, 376.

⁵⁸⁴ Brepohl 1994, 225-226.

terschied besteht darin, dass sich beim Schmieden die Materialstärke wesentlich, beim Treiben dagegen nur gering verändert⁵⁸⁵.

– Gießen

Bereits seit der Bronzezeit sind mehrere Gießtechniken bekannt, wie der Guss in verlorener Form beziehungsweise das Wachsausschmelzverfahren, der offene oder verdeckte Herdguss, der Kokillenguss, der Schleuderguss, der Sandguss und der Ossa Sepia Guss⁵⁸⁶. Die Legierung wird in geschmolzenem Zustand in eine Form gegossen, deren Oberflächen-gestalt sie nach dem Erkalten wiedergibt. Charakteristisch ist eine raue, unebene Oberfläche, die sog. Gushaut⁵⁸⁷, die auf einer Rahmenhälfte der Spange Kat.-Nr. 4 erhalten geblieben ist. Ebenfalls charakteristisch sind sog. Gusslunker, Hohlräume die an oder in einem Gussstück durch Volumenverminderung beim Erstarren des Metalls entstehen⁵⁸⁸. Gusslunker



Abb. 98 Gusslunker auf dem Rahmen der Spange Kat.-Nr. 1. – (Foto A. Scholz).

sind besonders ausgeprägt auf den Rahmen der beiden Spangen Kat.-Nr. 1 und 2 zu beobachten (**Abb. 98**).

– Biegen

Das Biegen ist eine weitere formgebende Technik, bei der das Metall durch Einwirken äußerer Kräfte elastisch und plastisch verformt wird. Die plastische Umformung, bei der das Metall bei Entlastung nicht wieder seine ursprüngliche Form annimmt, wird erreicht, indem beim Biegen die Elastizitätsgrenze des Metalls überschritten wird, sodass es zu Gefügeveränderungen kommt⁵⁸⁹. Insbesondere an den plastisch gearbeiteten Händen der Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6 sind die Abdrücke der Biegezaugen deutlich zu erkennen (**Abb. 99**). Dagegen ist nicht eindeutig zu erkennen, ob der trapezförmige Rahmen des Riemenschiebers Kat.-Nr. 31 aus einem Silberstreifen gebogen oder aus vier Einzelblechen zusammengelötet wurde.

– Trennen, Schneiden, Sägen

Bei der sternförmigen Fibel Kat.-Nr. 10, dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 und den Spangen Kat.-Nr. 16, 17 und 19 ist nicht eindeutig zu erkennen, wie die Grundformen jeweils aus einem Silberblech hergestellt wurden. Prinzipiell sind drei Verfahren möglich:

1. das »Trennen«, wobei ein senkrecht stehender Keil oder Meißel mit einer ausreichend großen Kraft, beispielsweise durch einen Hammerschlag, in das Metall eindringt und den Zusammenhalt des Gefüges zerstört⁵⁹⁰,
2. das Schneiden also die spanlose Trennung eines Werkstoffs mittels Meißel, Blechschere oder anderem Schneidwerkzeug⁵⁹¹,
3. das Sägen, wobei die Zähne des Sägeblatts als spanabhebende Keile wirken⁵⁹².

⁵⁸⁵ Foltz 1983, 255.

⁵⁸⁶ Krabath 2001, 328. – Zu den Techniken ausführlich Brepohl 1994, 152-164.

⁵⁸⁷ Bühler 2004b, 376-378.

⁵⁸⁸ Brepohl 1994, 150-151. – Schumann u. a. 2005, 482-485.

⁵⁸⁹ Brepohl 1994, 237-238. – Krabath 2001, 325.

⁵⁹⁰ Brepohl 1994, 202.

⁵⁹¹ Brepohl 1994, 297. – Krabath 2001, 333.

⁵⁹² Brepohl 1994, 204.

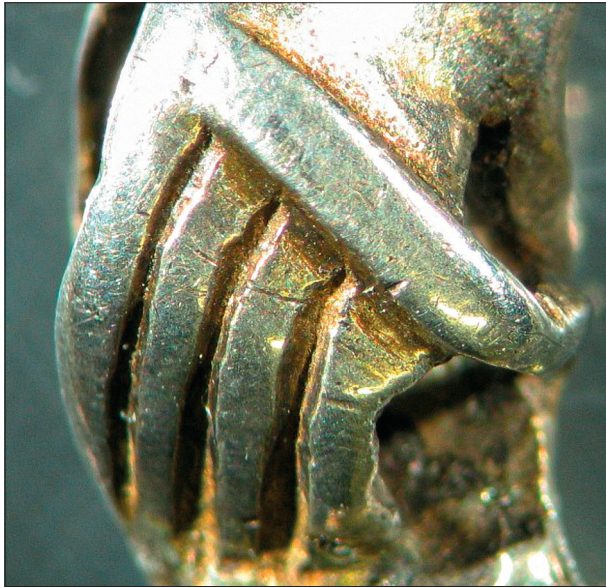


Abb. 99 Zangenabdrücke an den Händen der Handtruwetratze Kat.-Nr. 6. – (Foto A. Scholz).



Abb. 100 Viel überschüssiges Lot zwischen den Granalien an den beerenartigen Blüten auf der Spange Kat.-Nr. 17. – (Foto A. Scholz).

Wahrscheinlich wurden die Grundplatten der Schmuckstücke mit scharfkantigen Trennmeißeln aus den jeweiligen Blechen herausgeschnitten beziehungsweise -gehauen⁵⁹³.

Verbindungstechniken

Kompliziert aufgebaute Schmuckstücke können unter Umständen einfacher herzustellen sein, indem sie aus Einzelteilen zusammengefügt werden, anstatt sie im Ganzen zu gießen oder umzuformen. Metallische Werkstoffe lassen sich durch Löten oder Schweißen fest miteinander verbinden, wobei in der Regel eine nachträgliche Öffnung der Verbindung bei den sog. stoffvereinigenden Fügeverfahren nicht mehr möglich ist⁵⁹⁴. Bei den aus mehreren Einzelteilen zusammengesetzten Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus wurden diese sämtlich durch Löten beziehungsweise Vernieten oder Verstiften miteinander verbunden. Die Technik des Schweißens wurde nicht nachgewiesen.

– Löten

Das Löten ist die bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus am häufigsten angewandte Verbundmethode, bei der metallische Werkstücke mittels geschmolzener metallischer Bindemittel (Lote) miteinander verbunden wurden⁵⁹⁵. Das Lot, das einen niedrigeren Schmelzpunkt aufweisen muss als der zu verbindende Werkstoff, besteht meist aus einer Legierung, selten aus reinem Metall. Gelötet wurde im offenen Feuer, ein schwieriges Verfahren das besonders bei Silber viel Erfahrung erfordert⁵⁹⁶. Die Hitzeentwicklung des Feuers musste mit dem Blasebalg genau gesteuert werden, da gleich hohe Temperaturen der zu verbindenden Einzelteile Bedingung ist für das gleichmäßige Fließen des Lotes. Bei Silber wirkt sich dessen ausgezeichnete Wärmeleitfähigkeit erschwerend aus, indem es schnell dazu neigt, sich an der Oberfläche zu verflüssigen oder ganz zu schmelzen. Lötungen in Silber sind nicht nur schwierig auszuführen, sondern auch schwer nach zu bearbeiten. Durch die Sprödigkeit des Silbers ist das Überschmieden der

⁵⁹³ Tegethoff 2002, 10.

⁵⁹⁴ Schumann u. a. 2005, 528.

⁵⁹⁵ Brepohl 1994, 319. – Wolters 1996b. – Schumann u. a. 2005, 528-530.

⁵⁹⁶ Sauter 2001, 289.

Lötstelle nur beschränkt möglich, da die Gefahr des Reißens der Naht bereits bei geringer Verformung gegeben ist.

Beim Aufbau komplizierter Objekte, die aus mehreren Einzelteilen zusammen gelötet werden, ist ein äußerst planmäßiges Vorgehen erforderlich. Möglichst viele Lötungen müssen gleichzeitig durchgeführt werden, da bei jedem weiteren Lötvorgang die Gefahr besteht, dass die zuvor gelöteten Verbindungen wieder schmelzen und sich lösen. Bei einigen Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 14-15. 18. 21) ist viel überschüssiges Lot zu beobachten (**Abb. 100**), ebenso angeschmolzene Oberflächen (Kat.-Nr. 22. 34) (**Abb. 101**).

Zum Löten konnten verschiedene Lote verwendet werden. Die beiden wichtigsten waren die Reaktionslote und die Schlaglote⁵⁹⁷. Die Reaktionslote bestehen aus Kupfersalzen, die im Feuer zu metallischem Kupfer reduziert werden, welches mit dem Untergrund legiert. Die Schlaglote bestehen dagegen hauptsächlich aus dem zu lötenden Metall, das mit schmelzpunktsenkenden Metallen legiert ist. Das Löten von Edelmetallen mit Zinn beziehungsweise einer Zinn-Blei-Legierung wurde allgemein in den Handwerksordnungen ausdrücklich eingeschränkt, da sich Zinn ebenso wie Blei und Zink beim Glühen und Löten in Edelmetalle einfrisst. Daher wurde es allgemein bei Edelmetallen nur selten verwendet, allenfalls für Reparaturen.

Da die Lotstellen an den Schmuckstücken meist unzugänglich sind, konnte lediglich bei sechs Objekten im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus die Lotzusammensetzung analysiert werden⁵⁹⁸. Dabei handelt es sich in jedem Fall um Silberlegierungen mit einem Silbergehalt zwischen 54 % und 92 %. Hauptlegierungspartner ist meist Kupfer, dessen Gehalt zwischen 7 % und 36 % variiert (**Abb. 102**). Der Bleianteil beträgt hier zwischen 0,72 % und 4,94 %. Bei zwei Loten, beide an der Spange Kat.-Nr. 17, ist der Hauptlegierungspartner Blei mit einem Anteil von 6 % beziehungsweise 17,21 %. Der Kupferanteil beträgt 0,73 beziehungsweise 2,85 %. Alle Lote enthalten zudem Zink, das zwischen 0,11 % und 4,14 % variiert, und Gold, das einen Gehalt von 0,75-1,25 % aufweist. Mit dem sehr hohen Gold- und Quecksilbergehalt an zwei Probestellen wurde die anschließend aufgebrachte Feuervergoldung erfasst.

– Verstiften und Vernieten

Unter Verstiften und Vernieten sind mechanische Verbindungstechniken zu verstehen, die in der Regel nur mit einem größeren Aufwand, beispielsweise durch Zerstören des Nietkopfes, zu öffnen sind⁵⁹⁹. Insofern können sie ebenfalls als unlösbare Verbindungen betrachtet werden. Verstiftung bezeichnet die bewegliche Verbindung mehrerer Scharnierelemente mittels eines Scharnierstifts, entsprechend den Doppellösenscharnieren des Gürtels Kat.-Nr. 30 und der Verbindung von Schnalle und Beschlag der Schließe Kat.-Nr. 35. Dagegen wird bei der Vernietung zwischen einer losen Nietung und einer Festnietung unterschieden. Bei



Abb. 101 Angeschmolzene Oberfläche des herzförmigen Schmuckstücks Kat.-Nr. 34. – (Foto A. Scholz).

⁵⁹⁷ Sauter 2001, 290.

⁵⁹⁸ **Tab. 81:** Lot.

⁵⁹⁹ Ausführlich Brepohl 1994, 356.

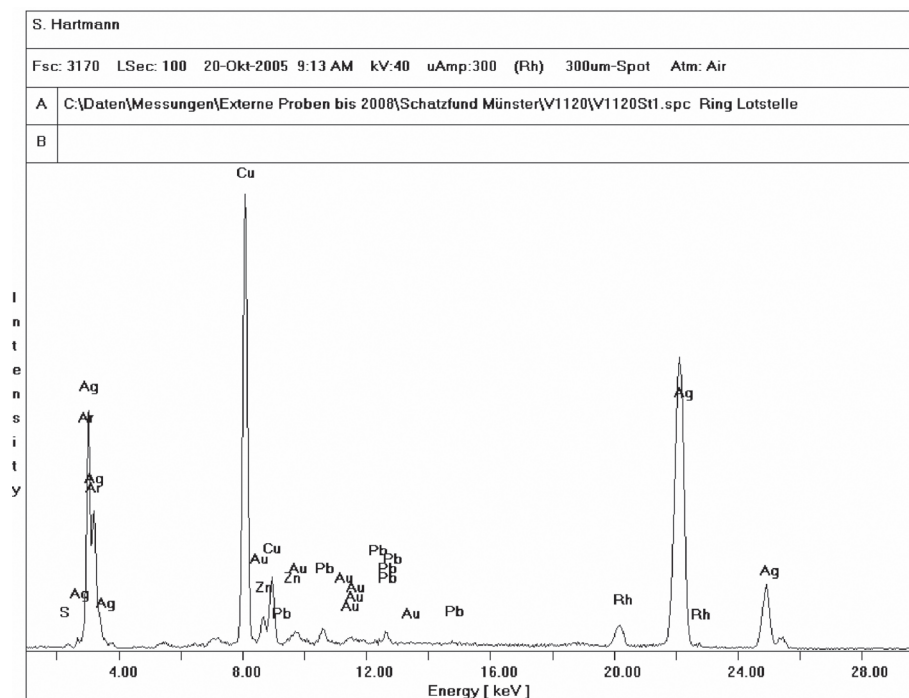


Abb. 102 Röntgenfluoreszenzspektrum Lot (Kat.-Nr. 33, St 1).

der losen Nietung bleiben die verbundenen Teile gegeneinander beweglich, wie beispielsweise an den Korallenperlen der Spange Kat.-Nr. 16 und dem Rundstab des Riemenschiebers Kat.-Nr. 31. Dagegen werden die Einzelteile bei der Festnietung starr miteinander verbunden, entsprechend den auf die Grundplatten genieteten Steinfassungen und Dekorelementen des Gürtels Kat.-Nr. 30, der Fibeln Kat.-Nr. 10 und 13 sowie der Spange Kat.-Nr. 17.

Oberflächengestaltung

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zeigen verschiedene Metallbearbeitungstechniken, die im Anschluss an den eigentlichen Herstellungsprozess der Veredelung der Objektoberfläche dienten. Neben der Verleihung spezieller optischer Eigenschaften, besonders bei dekorativen Beschichtungen, kann auch die Verbesserung der Widerstandsfähigkeit gegen Korrosions- und Verschleißerscheinungen beabsichtigt sein. Somit werden das Aussehen, der Einsatzbereich und die Korrosionsbeständigkeit des jeweiligen Objekts entscheidend beeinflusst. Metalle werden mit anderen Metallen überzogen, mit anderen Materialien beschichtet und/oder mit mechanischen Techniken gestaltet⁶⁰⁰.

– Granulieren

Das Granulieren nimmt eigentlich eine Zwischenstellung zwischen Verbindungs- und Dekortechnik ein, wobei der Ziercharakter am Objekt in den Vordergrund rückt. Bei der Granulation werden kleine Metallkügelchen, die Granalien, in unlösbarer Verbindung mit einer Metalloberfläche verlötet beziehungsweise verschweißt⁶⁰¹. Diese sehr alte Metallverzierungstechnik ist bereits um 2500 v. Chr. an den Beigaben der Königsgräber von Ur belegt und findet sich häufig an spätmittelalterlichen weltlichen und kirchlichen Goldschmiedewerken. Granalien sind als dekorative Elemente auf den Ringspangen Kat.-Nr. 17 und 18 sowie in Form von Filigran auf dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 angebracht.

⁶⁰⁰ Schumann u. a. 2005, 535. – Ruthenberg 1996, 145.

⁶⁰¹ Brepohl 1994, 352. – Roth 1986, 56-57 bes. Abb. 26.

– Gravieren

Das Gravieren stellt eine typische spanabhebende Technik dar, bei der mit einem Stichel Metallspäne aus der Grundplatte herausgelöst werden, sodass die gewünschte Form erhaben stehen bleibt⁶⁰². Mit der sog. Flachstichgravur wurden die gravierten Blätter an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 9-12, 16 und 30, die Inschriften auf den Schmuckstücken Kat.-Nr. 6-7 und 27, die Drachendarstellungen an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 23 und 32, die Hände und Manschetten an den Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6, das Schneiderzunftwappen der Spange Kat.-Nr. 5 und die Strichverzierung auf der Schiene des Fingerrings Kat.-Nr. 25 aus der Metalloberfläche herausgearbeitet.

– Punzieren und Ziselieren

Die Techniken des Punzierens und des Ziselierens entsprechen sich weitestgehend. Es handelt sich jeweils um eine nicht spanabhebende, sondern materialverdrängende Technik, bei der das Metall mittels eines sog. Punzens und eines speziellen Hammers aufgewölbt oder vertieft wird⁶⁰³. Beim Punzieren werden punktuelle Strukturen erzeugt, wie die das Drachengefieder andeutenden Dreiecke auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, wohingegen beim Ziselieren linear beziehungsweise reliefartig aufgewölbte oder vertiefte Strukturen entstehen. Das sog. Gussziselieren dient der Nachbehandlung und Überarbeitung von Gussstücken, das Treibziselieren dagegen der Gestaltung von Reliefs bei unveränderter Blechstärke. Das Treibziselieren wurde zur Gestaltung der Drachenköpfe auf den Schultern des Fingerrings Kat.-Nr. 23 eingesetzt.

– Feuervergoldung

Die Mehrzahl der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind zumindest partiell vergoldet. Das Vergolden erlaubt es, Gegenstände aus billigerem Material optisch aufzuwerten beziehungsweise in manchen Fällen massives Gold vorzutäuschen. Der Goldüberzug ist zudem ein idealer Korrosionsschutz für unedlere Metalle, beispielsweise Silber. Dem Vergolden dienten häufig eingeschmolzene ältere Goldmünzen, seltener goldene Schmuckstücke⁶⁰⁴.

Die Materialanalysen ergaben, dass bei den Schmuckstücken des Schatzfonds aus dem Stadtweinhaus jeweils die Technik des Feuervergoldens eingesetzt wurde, die bereits in römischer Zeit üblich war und bis ins 19. Jahrhundert Anwendung fand⁶⁰⁵. Die Feuervergoldung zeichnet sich durch einen vergleichsweise hohen Quecksilbergehalt aus, der bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zwischen 0,63 % und 13,35 % variiert, mehrheitlich jedoch über 6 % liegt (**Abb. 103**)⁶⁰⁶.

Heute wird die Technik des Feuervergoldens praktisch nicht mehr angewendet, da die entstehenden Quecksilberdämpfe hochgiftig sind und die Feuervergoldung durch galvanische Vergoldungstechniken verdrängt wurde. Der durch Feuervergoldung entstandene Goldüberzug ist grundsätzlich matt, weshalb er auch im Falle der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in einem letzten Arbeitsschritt nachpoliert wurde. Vorteilhaft bei der Feuervergoldung ist, dass ein sehr dicker und haltbarer Feingoldniederschlag erzielt werden kann, der insbesondere auf den Gliedern des Plattengürtels Kat.-Nr. 30 erstaunlich dick ausgeprägt ist.

– Niellieren

Bei dieser Technik der Oberflächengestaltung werden dunkelgraue, -braune, -blaue bis tiefschwarze Schwermetallsulfide als Farbkontrast auf Rezipienten aus Edel- oder Buntmetall, meist Silber, aufgeschmolzen⁶⁰⁷.

⁶⁰² Brepohl 1994, 417.

⁶⁰³ Ebenda 425.

⁶⁰⁴ Fritz 1982, 14.

⁶⁰⁵ Zur Geschichte und Technik der Feuervergoldung: Anheuser 1999. – Brepohl 1994, 401-404. – Roth 1986, 54. 56 Abb. 25.

⁶⁰⁶ **Tab. 82:** Feuervergoldung.

⁶⁰⁷ Brepohl 1994, 49. – LexMA VI (1993) 1145 s.v. Niello [J. Wolters]. – Wolters 1996a. – Roth 1986, 55 Abb. 24.

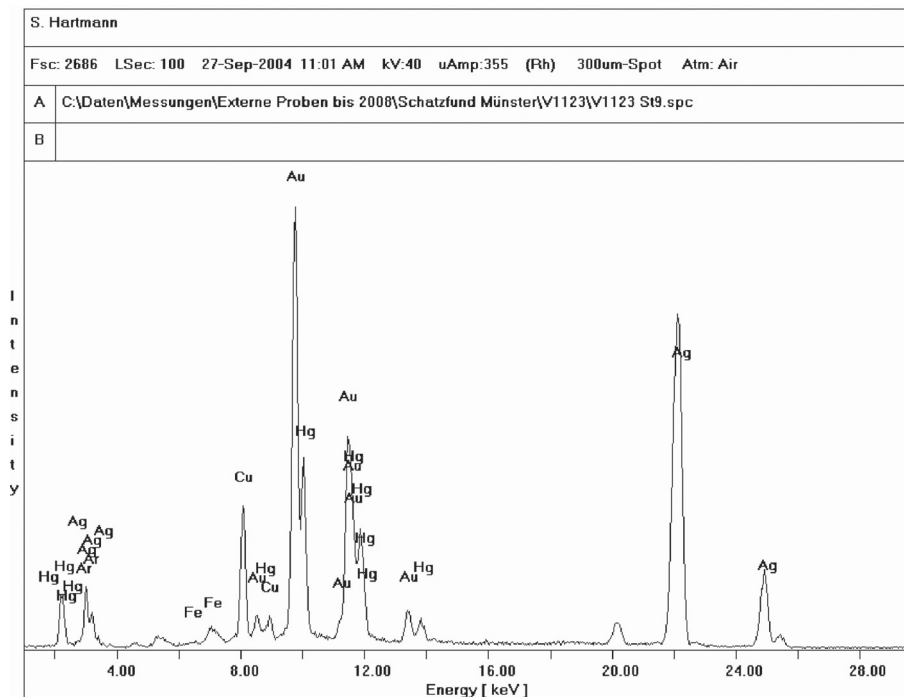


Abb. 103 Röntgenfluoreszenzspektrum der Feuervergoldung (Kat.-Nr. 7, St 9).

Dabei werden Legierungen mit hohem Schmelzbereich bevorzugt, etwa Ag 970. Am besten wäre Feinsilber geeignet, dessen geringe Festigkeit und Härte sich jedoch nachteilig beim Arbeitsprozess auswirken kann. Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befinden sich zwei mit Niello verzierte Ringspangen, beides Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 5 und 6). Niellierte Handtruwebratzen sind in den Zunftordnungen von Riga (1360 und 1542), Wismar (1380 und 1403) und Lübeck (1492) als Meisterstücke vorgeschrieben. Die Zunftordnungen belegen nicht nur die Verwendung von Niello bei Meisterstücken, sondern indirekt auch die weite Verbreitung niellierter Goldschmiedearbeiten in den wohlhabenderen Bevölkerungsschichten⁶⁰⁸. In den Gildeordnungen des hansischen Raums wird als Meisterstück mehrmals das Niellieren für jeweils eine »braze« (Spange, Brosche) und »biworp« (Messergriffschale) vorgeschrieben.

Von den grundsätzlich drei bestehenden Möglichkeiten zum Auftragen der Niellomasse, der flächendeckenden (»Niellobeschichtung«), der Bemalung (»Niellomalerei«) und der Inkrustation in Vertiefungen (»Nielloeinlass«)⁶⁰⁹, kam bei den Schmuckstücken des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus letztgenannte zum Einsatz, wobei in beiden Fällen die Vertiefungen durch Gravur herausgearbeitet wurden.

Mehrere antike, mittelalterliche und neuzeitliche Beschreibungen der Goldschmiedekunst überliefern sowohl Angaben zur Technik des Niellierens, als auch diverse Rezepturen für die Zusammensetzung der Niellomasse⁶¹⁰. In der Antike und im Frühmittelalter wurde nahezu ausschließlich reines Silbersulfid oder Silber-Kupfersulfid verwendet, wohingegen ab dem 11. Jahrhundert vor allem Silber-Kupfer-Bleisulfid zur Herstellung der Niellomasse diente⁶¹¹, so auch bei der Handtruwebratze Kat.-Nr. 6 (**Abb. 104**). Die Zusammensetzung wurde an insgesamt 30 Punkten auf der Oberfläche gemessen. Der Silbergehalt variiert zwischen 12,42 % und 59,29 %, der Kupfergehalt zwischen 13 % und 32,45 %, der Bleigehalt zwischen

⁶⁰⁸ Rosenberg 1925, 55-57 mit einer Auflistung der entsprechenden Auszüge aus den Zunftordnungen.

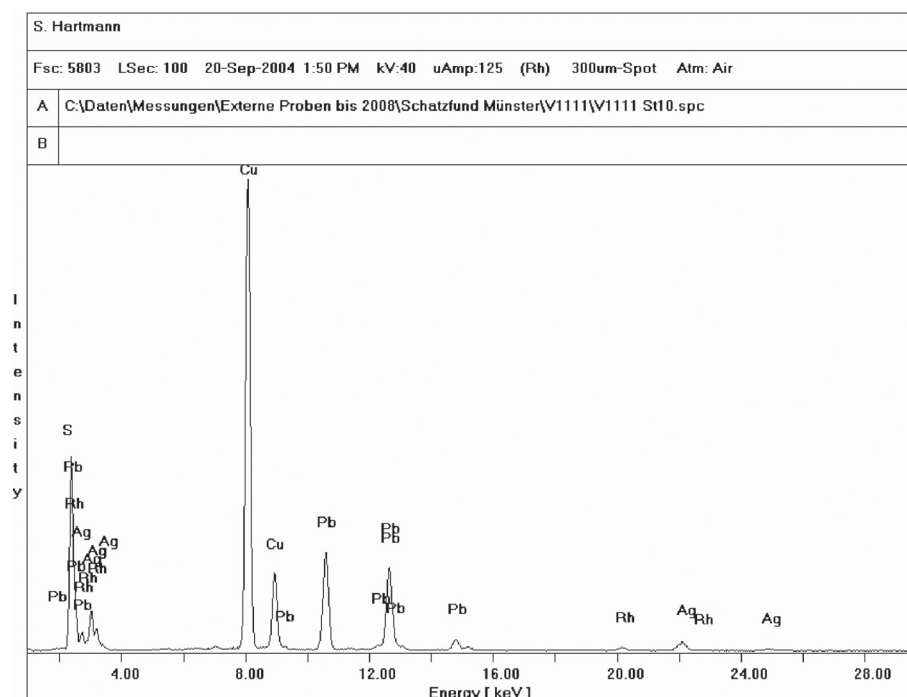
⁶⁰⁹ Bühler 2004b, 408.

⁶¹⁰ Ausführliche Beschreibungen der Technik liefern Theophilus Presbyter: Brepohl 1999, Bd. 2, 77-79, 84, 114 und Benvenuto

Cellini: Brinckmann 1867, 50-53. – Zum Charakter der Schriftüberlieferung Wolters 1996a, 169-170.

⁶¹¹ Wolters 1996a mit tabellarischen Gegenüberstellungen von antiken bis neuzeitlichen Niellorezepten und Analyseergebnissen; hierzu auch Bühler 2004b, 409-410.

Abb. 104 Röntgenfluoreszenzspektrum Niello (Kat.-Nr. 6, St 10).



20,69 % und 29,63 % und der Schwefelgehalt zwischen 14,06 % und 20,29 %⁶¹². Die zum Teil erheblich differierenden Messwerte zeigen eine starke Inhomogenität der Niellomischung an, die aus der Mischung ineinander unlöslicher Sulfide resultiert. Die unter dem Mikroskop erkennbare eutektische Struktur des Niellos, mit abgesetzten Kupfertropfen in der Masse, verweist auf die schmelzflüssige Aufbringung, im Gegensatz zur meist beschriebenen Technik der Aufsinterung pulverisierter Metallsulfidmischungen⁶¹³. Da die Handtruwebratze mit nielliertem Wappenplättchen auf der Nadel (Kat.-Nr. 5) verschollen ist, konnte die Zusammensetzung und Struktur des Niellos hier nicht analysiert werden.

– Emaillieren

Email ist eine durch teilweises oder vollständiges Aufschmelzen entstandene, vorzugsweise glasig erstarrte Masse mit anorganischer, hauptsächlich oxidischer Zusammensetzung, die in einer oder mehreren Schichten auf metallische Werkstoffe, Glas oder keramische Werkstoffe aufgeschmolzen wurde⁶¹⁴. Es handelt sich also um eine opake oder transluzide Glasmasse, die durch Hinzufügen von Metalloxyden unterschiedliche Farben annimmt. Ebenso wie beim Niellieren werden bei metallischen Trägern Legierungen mit hohem Schmelzbereich bevorzugt, da die Farbemails bei 750-800°C aufgeschmolzen werden. Heute wird meist wiederum Ag 970 verwendet⁶¹⁵.

Das Emaillieren ist eine der ältesten Oberflächengestaltungstechniken, die bereits im 12. Jahrhundert v. Chr. auf Zypern praktiziert wurde. Spätestens ab dem 13. Jahrhundert n. Chr. werden Emailarbeiten insbesondere auf Kunstobjekten der französischen Gotik von der sog. Limoger Schule beherrscht⁶¹⁶. Das Emaillieren gehörte im Mittelalter zu den Tätigkeiten eines Goldschmieds, wie aus Gildeordnungen sowie den Beschreibungen Theophilus Presbyters⁶¹⁷ und Benvenuto Cellinis⁶¹⁸ hervorgeht. Die klassischen Verfahren des Gold-

⁶¹² Singulär auftretende deutlich abweichende Messwerte sind hier nicht berücksichtigt. **Tab. 83:** Niello.

⁶¹³ Freundlicher Hinweis von S. Greiff, RGZM.

⁶¹⁴ Brepohl 1992, 18.

⁶¹⁵ Ebenda 49.

⁶¹⁶ Gauthier 1972, 183-192.

⁶¹⁷ Brepohl 1999, Bd. 2, 136-140.

⁶¹⁸ Cellini 1974, 22-26. – Brinckmann 1867, 57-63.

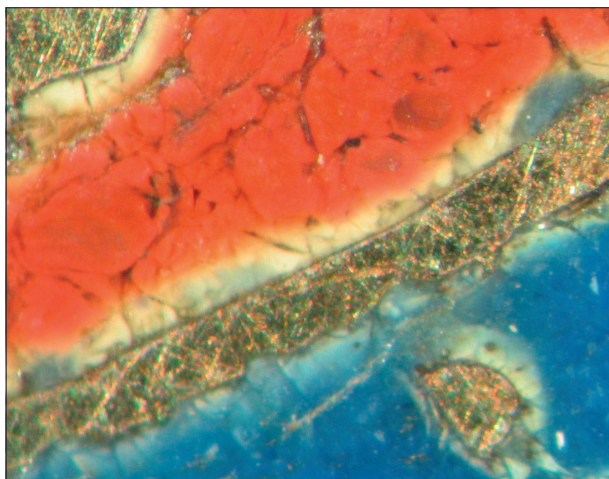


Abb. 105 An den Rändern weiß entfärbtes Email auf der Zierscheibe Kat.-Nr. 32. – (Foto S. Greiff, RGZM).

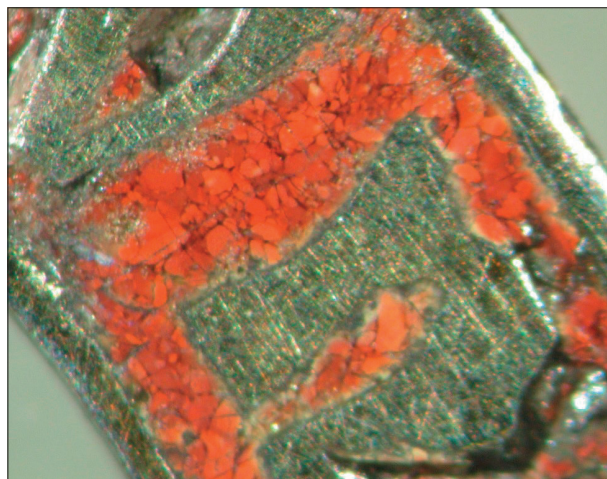


Abb. 106 Glasbruchstücke im roten Email auf der Ringspange Kat.-Nr. 7. – (Foto S. Greiff, RGZM).

schmiede-Emails sind das sog. Zellenemail (Email cloisonné), Filigranemail, Grubenemail (Email champlévé), Körperemail, Fensteremail und Maleremail⁶¹⁹.

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind mit der Ringspange Kat.-Nr. 7 und der Zierscheibe Kat.-Nr. 32 zwei mit Email verzierte Schmuckstücke enthalten⁶²⁰. In beiden Fällen handelt es sich um Grubenemail, das in mit dem Stichel aus der Metalloberfläche gehobene Vertiefungen eingeschmolzen wurde. Der Metallträger besteht jeweils aus feuervergoldetem Silber. Die Verwendung von Silber als Trägermetall beziehungsweise Emailrezipient hat zwar Vorzüge, indem das Feinsilber wegen des hohen Schmelzpunktes (1060,5°C) beim Aufglühen der Emailschmelze kaum gefährdet ist und die Leuchtkraft der aufgeschmolzenen, durchsichtigen Farbemails optimal gefördert wird, allerdings auch erhebliche Nachteile. So kann es zur vollständigen Auflösung dünner Silberstege und -folien kommen, außerdem ist die Haftfähigkeit des Emails auf Silber durch die fehlende chemische Bindung und infolge der höheren Wärmedehnung relativ gering. Schließlich kann es zu Reaktionen des Silbers mit Bestandteilen des aufschmelzenden Emails kommen, wodurch sich Farbveränderungen ergeben können⁶²¹. Sowohl auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 als auch der Ringspange Kat.-Nr. 7 ist in den Kontaktbereichen von Email zu Metall eine Entfärbung des Emails erkennbar, sichtbar als weißer Rand, was vermutlich auf eine beim Herstellungsprozess erfolgte Redoxreaktion zurückzuführen ist⁶²² (**Abb. 105-106**).

Auf beiden Schmuckstücken wurde opakes rotes Email aufgebracht, auf der Zierscheibe zusätzlich blaues Email⁶²³. Die Rotfärbung der an sich farblosen Glasmasse wurde durch den Zusatz von Kupfer(I)-oxyd (Cu_2O) erzielt (**Abb. 107**). Das Aufschmelzen unterlag besonderen Schwierigkeiten, da das Kupfer(I)-oxyd beim Erhitzen zu Kupfer(II)-oxyd (CuO) wird und damit eine grünliche Färbung annimmt. Um die Rotfärbung zu erhalten, durfte die Masse unter möglichst reduzierenden Bedingungen nur soweit erwärmt werden, dass sie weich wurde und in die dafür vorgesehenen Stellen hineingedrückt werden konnte⁶²⁴. Daraus resultiert eine meist inhomogene Schmelze, die unter dem Mikroskop deutlich zu erkennen ist und den optischen Ein-

⁶¹⁹ Zu den Techniken: Haseloff 1989. – Brepohl 1992, 92-110. – Ward 1987, 13-14.

⁶²⁰ Die Angaben zur anzunehmenden Emaillierung der Schmuckstücke aus dem Stadtweinhaus verdanke ich M. Fecht †, RGZM.

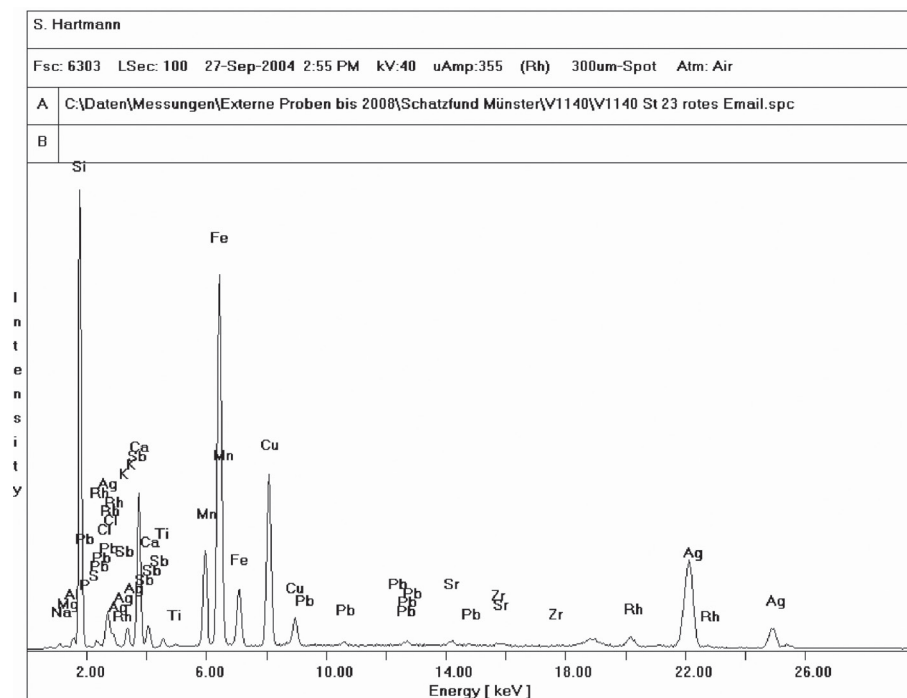
⁶²¹ Rot-Töne können dunkelbraun werden, opalisierende Emails werden gelblich bis braun, undurchsichtiges Weiß bekommt gelbe Ränder.

⁶²² Freundlicher Hinweis von T. Häger, Mainz.

⁶²³ **Tab. 84:** Email.

⁶²⁴ Haseloff 1989, 197.

Abb. 107 Röntgenfluoreszenzspektrum rotes Email (Kat.-Nr. 32, St 23).



druck kleiner Glasbruchstücke erweckt. Die Herstellung blauer Emails ist dagegen weit weniger schwierig, weshalb eine homogenere Schmelze erzielt werden kann. Dunkelblaues Email wurde durch den Zusatz von Kobaltoxyd (CoO) hergestellt, der Zusatz von Kupfer führt zu einer blässeren Blaufärbung. Das blaue Email auf der Zierscheibe Kat.-Nr. 32 weist einen hohen Kobaltgehalt und einen ebenfalls relativ hohen Kupfergehalt auf. Die Matrix besteht aus Natronglas (**Abb. 108**). Dagegen unterscheidet sich die Glasmatrix der roten Emails auf der Zierscheibe Kat.-Nr. 32 und der Ringspange Kat.-Nr. 7. Während es sich in erstgenanntem Fall wiederum um Natronglas handelt, weist die Matrix im zweiten Fall einen deutlichen Kalium- und Natriumgehalt auf, womit es sich tendenziell um Pottascheglas handelt.

Dass die Emaillierung von Schmuck und sonstigen Goldschmiedeerzeugnissen im Spätmittelalter sehr beliebt und weit verbreitet war, ist diversen Goldschmiedeordnungen hansischer Städte zu entnehmen⁶²⁵ sowie mehreren Sittengesetzen, beispielsweise dem 1348 von Alfonso XI. von Kastilien erlassenen, in dem er sich besonders gegen Gold-, Silber- und Emailverzierungen an der Kleidung aussprach⁶²⁶. Auch anhand der in Kirchenschätzen und weltlichen Kunstkammern überlieferten emaillierten Objekte ist deren einstige Vielfalt noch zu erahnen⁶²⁷.

An obertägig überlieferten Objekten sind die Erhaltungsbedingungen für Email ungleich besser als auf Bodenfunden, wo es durch Verwitterungsprozesse rasch zu Veränderungen der ursprünglichen Emailfarben bis hin zum Zerfall des Emails zu einem grau-weißen oder grünen Pulver kommt⁶²⁸. Demnach könnten mehrere Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ursprünglich emailliert gewesen sein. Neben der angeschmolzenen Oberfläche der Grundplatte des herzförmigen Schmuckstücks Kat.-Nr. 34 könnten die höher gesetzten Zierelemente der Fibel Kat.-Nr. 10 und des Gürtels Kat.-Nr. 30 auf eine ehemalige

⁶²⁵ Auflistung bei Rosenberg 1925, 56-57.

⁶²⁶ Cherry 1987, 53.

⁶²⁷ Vgl. z.B. Rossi 1974. – Gauthier 1972. – Fritz 1982. – Lightbown 1992. – Swarzenski u.a. 1986. – Katalog Köln 1985. – Cocks 1982. – Fingerlin 1971.

⁶²⁸ Haseloff 1989, 199.

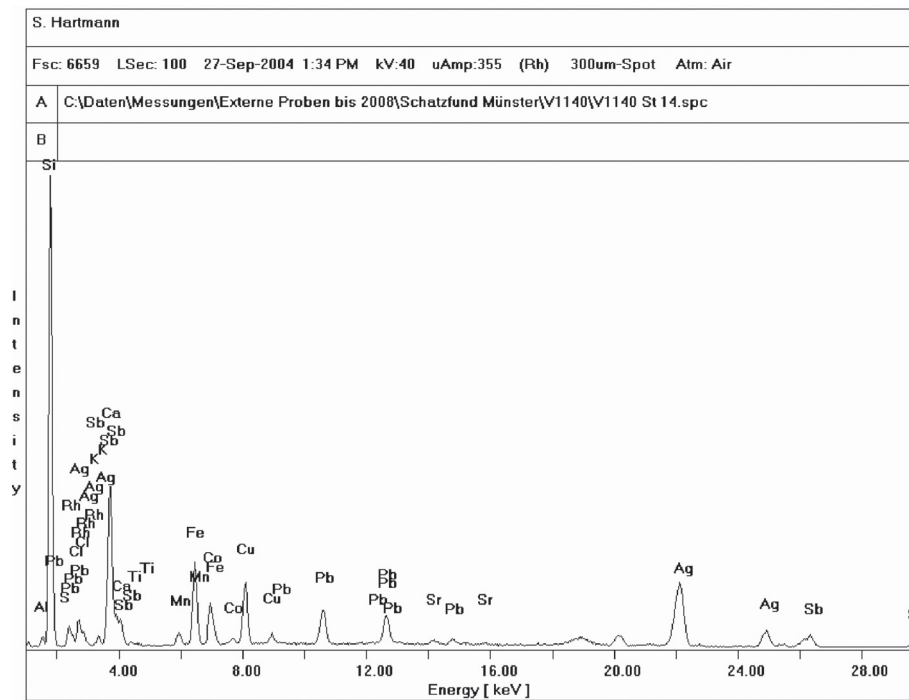


Abb. 108 Röntgenfluoreszenzspektrum blaues Email (Kat.-Nr. 32, St 14).

Emaillierung der Grundplatten hindeuten⁶²⁹. Die Verzierung mit Email, Edelsteinen und figürlichen Darstellungen ist für Beschläge von Scharnier- beziehungsweise Plattengürteln auch schriftlich bezeugt⁶³⁰. Des weiteren könnten die Blatt- und Blütenornamente der Schmuckstücke Kat.-Nr. 8-12, 16-17, 25 und 30, die Drachenköpfe auf den Schultern der Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24, die Masken auf den Schmuckstücken Kat.-Nr. 8-10 und die Hände der Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6 durchaus mit Email überzogen und farblich hervorgehoben gewesen sein⁶³¹. Allerdings erbrachten die naturwissenschaftlichen Analysen keinen Nachweis von Emailresten, was auf die sorgfältige Reinigung der Schmuckstücke nach deren Entdeckung zurückzuführen sein könnte.

Steinbesatz

Der Besatz mit verschiedenen farbigen Edel- und Glassteinen ist nicht nur das häufigste, sondern auch das auffallendste Dekorelement auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. Der ausführlichen Erläuterung der Steineinlagen ist ein Überblick über die diversen Fassungsarten vorangestellt.

Fassungen

Auf den insgesamt 20 Schmuckstücken, die mit Edelsteinen besetzt sind beziehungsweise waren, sind auffallend unterschiedliche Typen von Fassungen angebracht. Der am häufigsten vertretene Fassungsart ist die

⁶²⁹ Ähnlich erhöhte Steinfassungen auf einer glatten Silberplatte sind auf der sog. Krone der hl. Kunigunde in der Schatzkammer der Residenz in München zu sehen. Hier konnten Emailreste festgestellt werden: Katalog Forchheim 2004, 246-247 Kat.-Nr. 83.

⁶³⁰ Fingerlin 1971, 150. – Erhaltene Gürtelglieder mit emaillierter Grundplatte: ebenda 306 Kat.-Nr. 2 und 411 Kat.-Nr. 332.

⁶³¹ Erhaltene Beispiele, die allerdings in das 15., 16. und 17. Jh. datieren, in: Katalog London 1976, Taf. 26; Katalog Köln 1985, Bd. 1, Kat.-Nr. 105 (Titelbild); Gere 1987, 107 Nr. 221; Lindahl 2003, 141 Nr. 262. – Auch Benvenuto Cellini bemerkt, dass Email höchst mannigfaltige Verwendung fand, u. a. als Bemalung oder Überzug von Blättern, Früchten, Tieren und kleinen Masken an Schmuckstücken und anderen Objekten der Goldschmiedekunst: Brinckmann 1867, 63.

Kastenfassung oder Zarge, die auf 13 Schmuckstücken (Kat.-Nr. 8, 11-16, 18, 21-22, 25, 30 und 34) verwendet wurde. Dagegen finden sich Krappenfassungen lediglich auf fünf Schmuckstücken (Kat.-Nr. 10, 17, 23-24 und 26). Bei zwei Fingerringen (Kat.-Nr. 21 und 25) ist eine Kombination aus Kastenfassung mit aufgesetzten Krappen zur Fixierung der Steineinlage zu beobachten. Auf drei Schmuckstücken (Kat.-Nr. 13, 15 und 16) wurden Steine mittels Nietstiften montiert.

Die Kasten- oder Zargenfassung ist zwar gegenüber der Krallen- oder Krappenfassung die altertümlichere Fassungsform, allerdings ist die unregelmäßige Form der Zargenwandung ein neuer Typus, der ab der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einsetzt.

Dass die Fassung der natürlichen Steinform angepasst wurde und nicht umgekehrt, könnte mit dem hohen logistischen Aufwand bei Handel und Transport der entsprechend teuren orientalischen Edelsteine nach Europa zu erklären sein⁶³². Dem entspricht, dass die Steine oft nur geglättet und poliert wurden, statt sie herunterzuschleifen und in eine bestimmte Form zu bringen. Dieses Phänomen ist besonders deutlich an den Ringspangen Kat.-Nr. 8 und 11 sowie am Gürtel Kat.-Nr. 30 ausgeprägt.

Krallen- oder Krappenfassungen kamen erst im 11. Jahrhundert auf⁶³³. Bei diesem offenen Fassungstyp (*à jour*) werden die Steine von kleinen Metallkrallen gehalten, sodass der Stein möglichst frei zu sehen ist. Daher sind Krappenfassungen in der Regel mit geschliffenen Steinen besetzt, so auch auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus.

Zur Verbesserung von Farbe und Glanz wurden Schmucksteine nicht selten mit Metallfolien hinterlegt⁶³⁴. Bei der durch den Glasstein des Fingerrings Kat.-Nr. 25 sichtbaren Struktur könnte es sich um eine derartige Folie handeln (Abb. 109)⁶³⁵.

An einem im Lübecker Dom gefundenen Bischofsring des 13. Jahrhunderts wurde die in den Fassungen erhaltene Kittmasse mit naturwissenschaftlichen Methoden auf ihre Zusammensetzung hin untersucht⁶³⁶. Die dunkel gefärbte Kittmasse bestand aus Hanf- und Wollfasern, die mit Knochenleim zu einer semiplastischen Masse verkocht wurden. Somit besteht ein direktes Vergleichsbeispiel zu den Füllungen in den Fassungen der Spange Kat.-Nr. 12, allerdings konnten hier die eingebrachten pflanzlichen Fasern nicht näher identifiziert werden, da sie mit der braunen Kittmasse vollständig verklebt waren⁶³⁷.

Eine weiße, aus Kalziumkarbonat beziehungsweise Gips bestehende, glasige oder emailähnliche Masse ist häufiger in Steinfassungen mittelalterlicher englischer Broschen zu finden⁶³⁸, die den Füllungen der Kastenfassungen der Spange Kat.-Nr. 15 sowie der Fingerringe Kat.-Nr. 25 und 21 entsprechen. Derartige

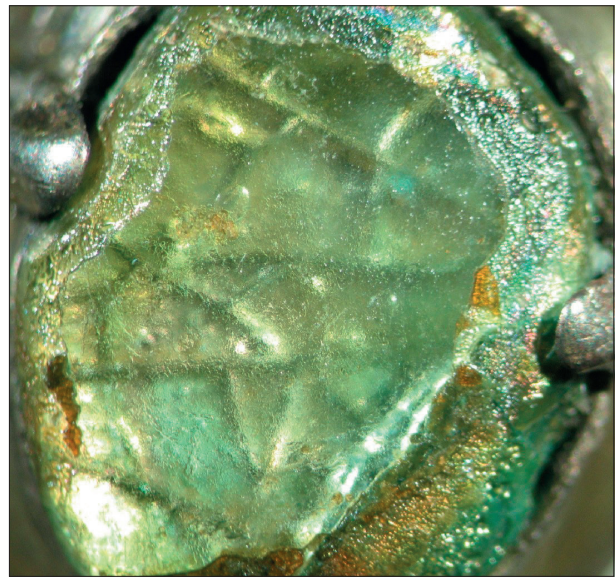


Abb. 109 Strukturierte Metallfolie unter dem grünen Glasstein des Fingerrings Kat.-Nr. 22. – (Foto S. Greiff, RGZM).

⁶³² Haedeke 2000, 100-103.

⁶³³ Ebenda 106-109.

⁶³⁴ Benvenuto Cellini berichtet über die Herstellung der Folien und beschreibt das Fassen unterschiedlicher Edelsteine. Am Beispiel eines Rubins führt er aus, wie er einen Strang mit Scharlachbeeren gefärbter Seide in kleine Stücke zerschneidet und diese in eine mit weichem, schwarzem Wachs gefüllte Kastenfassung drückte, bevor er den Stein darauf legte. Nach

Cellinis Bericht erzielte er damit einen ähnlichen Effekt wie mit untergelegten Metallfolien: Brinckmann 1867, 65-71, bes. 66.

⁶³⁵ Vgl. Tegethoff 2002, 27.

⁶³⁶ Westermann-Angerhausen 1992, 27 Anm. 1.

⁶³⁷ Entsprechendes gilt für die Webart der Textilreste. Die Identifizierung der Textilfasern erfolgte mit Hilfe eines Binokulars durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM.

⁶³⁸ Haedeke 2000, 168.

Kat.-Nr.	Objekttyp	Steinart
14	rautenförmige Spange	Glas
15	rautenförmige Spange	Koralle, Glas
16	rautenförmige Spange	Koralle, Glas
17	rautenförmige Spange	Glas
18	rautenförmige Spange	Glas
8	Ringspange	Koralle, Perle
11	Ringspange	Koralle, Glas
12	Ringspange	?
10	Fibel	Granat, Saphir
13	Fibel	Glas, Perle, Bergkristall
21	Fingerring	Granat, Perle
22	Fingerring	Glas, Bergkristall
23	Fingerring	Bergkristall, Glas
24	Fingerring	Glas
25	Fingerring	Glas
26	Fingerring	?
28	Fingerring	?
30	Gürtel	Granat, Saphir, Zirkon
34	Anhänger/Aufnähschmuck	Glas
36	Perle	Bergkristall

Tab. 10 Übersicht über die steinbesetzten Objekte im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus und die jeweils applizierte(n) Gesteinsart(en).

Füllungen hatten den Vorteil, dass der Stein in der Fassung bis zu einem gewissen Grad festgeklebt werden konnte.

Schmuck- und Edelsteine

Edelsteine sind häufig auf mittelalterlichen Goldschmiedeerzeugnissen zu finden. Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind beziehungsweise waren insgesamt 20 Schmuckstücke mit Edelsteinen und/oder Glassteinen dekoriert (**Tab. 10**).

Im Mittelalter wurden Edelsteine als Schmuckmittel angesehen, darüber hinaus waren mit ihnen die verschiedensten magischen, medizinischen und mystischen Vorstellungen verbunden⁶³⁹. Sie galten als heil- und zauberkräftig und wurden zudem mit einer christlichen Symbolik belegt. Dem Gegensatz von christlich-allegorischem Verständnis der Edelsteine und deren magisch-alchemistischer Bedeutung begegnete die Kirche im 13. Jahrhundert mit einer eigenen Weiheformel für Edelsteine⁶⁴⁰. Allgemein galten sie als Symbole Christi, seiner Apostel und der Heiligen oder als Sinnbilder christlicher Tugenden.

Nennungen und Beschreibungen von Edelsteinen sind in der mittelalterlichen deutschen Dichtung sehr häufig zu finden, in unterschiedlichen literarischen Gattungen, wie der exegetischen Dichtung, der Liebespoesie, politischer Lyrik, novellistischen Erzählungen, Legenden, Romanen, Spielmannsdichtung und Heldensage⁶⁴¹. Erste naturwissenschaftlich-mineralogische Ansätze sind zwar bereits in antiken und arabisch-mittelalterlichen Schriftquellen zu erkennen, insgesamt ist die mittelalterliche Schriftüberlieferung zu Edelsteinen jedoch stark geprägt von Beschreibungen der christlich-spirituellen Signifikanz der Edelsteine, zumal die Autoren der bedeutendsten überlieferten mittelalterlichen Edelsteinabhandlungen nahezu aus-

⁶³⁹ Diese magischen, medizinischen und christlich-allegorischen Qualitäten der Edelsteine erläutern mittelalterliche, enzyklopädische Steinbücher (Lapidarien): Häberli/Fellmann Brogli 2001, 275. – Zum Wissen über Edelsteine in der mittelalterlichen Literatur: Engelen 1978; Friess 1980, 1-38 und zur

Verwendung von Edelsteinen im Mittelalter: Jülich 1992. – Zu Edelsteinen im Mittelalter allgemein: LexMA III (1986) 1560-1565 s. v. Edelsteine [V. H. Elbern].

⁶⁴⁰ LexMA III (1986) 1565 s. v. Edelsteine [V. H. Elbern].

⁶⁴¹ Engelen 1978, 14.

Tab. 11 Häufigkeitsverteilung der Edel- und Schmucksteine auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nach Gesteinsarten.

Stein	Anzahl heute	rekonstruierte ursprüngliche Anzahl	Anzahl an Schmuckstücken mit den jeweiligen Steinen
Glas	31	42	12
Granat	28	36	3
Saphir	26	33	2
Perle	8	15	3
Koralle	6	12	4
Bergkristall	3	4	4
Zirkon	1	1	1

nahmslos große Theologen waren⁶⁴². Die spirituelle Bedeutung der Edelsteine, wie in der Bibel-Allegorese thematisiert, bestimmt auch die Edelsteinbeschreibungen in der profanen Literatur⁶⁴³.

Bei der Auswahl und Verwendung von Edelsteinen für mittelalterliche Goldschmiedearbeiten konnten folgende Aspekte sowohl für den Goldschmied als auch für den Auftraggeber relevant sein: die Steinfarbe, die den Steinen zugeschriebenen apotropäischen Eigenschaften sowie moralisch-allegorische Deutungen. Vom heutigen mineralogischen Standpunkt aus betrachtet ist das Wissen bezüglich Edelsteinen in Mittelalter und Antike allerdings als sehr gering einzustufen⁶⁴⁴. Wesentlichstes Merkmal eines Edelsteins im Mittelalter war seine Farbe. Seit der »*Historia naturalis*« des C. Plinius Secundus aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. galt die Lehre der Unterscheidung der Steine nach ihren Farben, was zur Folge hatte, dass häufig verschiedenste Minerale aufgrund ähnlicher Farben mit demselben Namen bezeichnet wurden. Beispielsweise wurden unter dem Begriff »*Carbunculus*« die verschiedensten rotleuchtenden Steine wie Zirkon und Almandingranat subsummiert⁶⁴⁵.

In der christlichen Farbsymbolik versinnbildlichen rote Edelsteine wegen der Farbbeziehung zum Blut das Martyrium, die Söhne Adams und die Inkarnation Christi, blaue Edelsteine den Himmel, grüne Edelsteine den Glauben und weiße Steine verkörpern die Reinheit und Göttlichkeit Christi⁶⁴⁶. Es ist davon auszugehen, dass für die Anordnung der Steine insbesondere auf liturgischem Gerät, die christliche Farb- und auch die Zahlensymbolik von Bedeutung waren⁶⁴⁷. Beispielsweise konnten Beziehungen zu Christus durch die Anordnung in Kreuzform, allgemein durch die Anbringung auf sakralem Gerät und/oder durch eine bestimmte Steinanzahl (4, 8, 12) hergestellt werden. Die Verwendung von Edelsteinen an liturgischem Gerät findet ihre Legitimation über Nennungen von Edelsteinen in der Bibel, die nach W. Zwickel⁶⁴⁸ vor allem dazu dienen, »die eigentlich nicht fassbare Herrlichkeit Gottes anschaulich« zu machen.

Bei profanem Schmuck bleibt die Frage, ob und inwieweit Farb- und Steinkombinationen einen christlichen Sinn für den Goldschmied beziehungsweise dessen Auftraggeber ausdrücken sollten, letztlich offen, ebenso inwieweit eine Korrelation zwischen christlicher Sinndeutung der Steine in der mittelalterlichen Literatur und ihrer Verarbeitung in der zeitgenössischen Kunst vorausgesetzt werden kann. Jedenfalls gibt es immer wiederkehrende mittelalterliche Stein- und Farbkombinationen, die als Ausdruck des Zeitgeistes, des ästhetischen Empfindens und/oder älterer Traditionen zu bewerten sind⁶⁴⁹. Es stellt sich darüber hinaus die Frage, ob die Verwendung bestimmter Steine nicht auch beziehungsweise vielmehr durch deren Verfügbarkeit oder deren Handelsvolumen limitiert wurde (Tab. 11).

⁶⁴² Verwiesen sei hier beispielhaft auf Marbod von Rennes, Hildegard von Bingen, Albertus Magnus und Arnoldus Saxo.

⁶⁴³ Engelen 1978, 9.

⁶⁴⁴ Friess 1980, 23.

⁶⁴⁵ Ebenda 25.

⁶⁴⁶ Ebenda 35-36.

⁶⁴⁷ Ebenda 39-55. – Lurker 1990, 87-89.

⁶⁴⁸ Zwickel 2002, 2.

⁶⁴⁹ Friess 1980, 55.

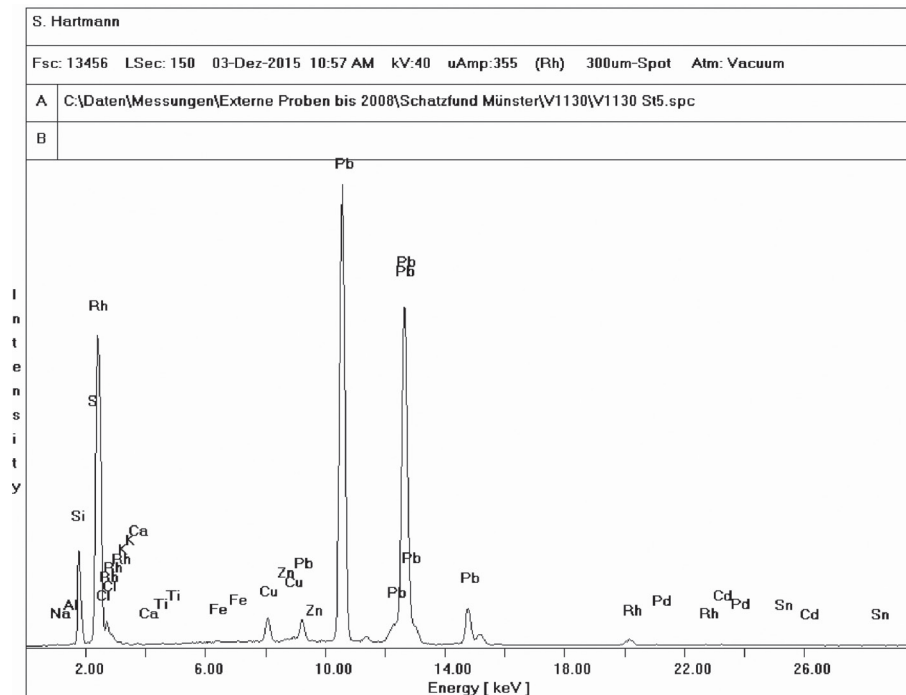


Abb. 110 Röntgenfluoreszenzspektrum grünes Glas (Kat.-Nr. 13, St 5).

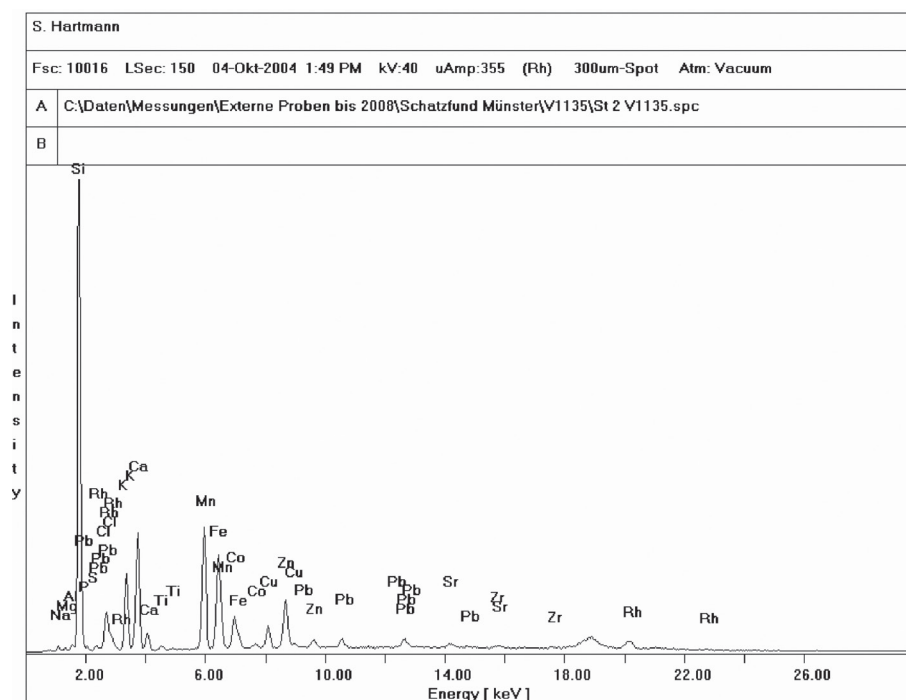


Abb. 111 Röntgenfluoreszenzspektrum blaues Glas (Kat.-Nr. 34, St 2).

– Glassteine

Glassteine wurden im Mittelalter zahlreich zu Dekorationszwecken verwendet. Sie bildeten die größte Gruppe im Steinbesatz der Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus, wovon zwölf Objekte mit Glassteinen verziert sind. Es scheint, dass die Steinfarbe über den materiellen Wert dominierte, da Glassteine und Quarze sogar an qualitativ hochwertigsten Goldschmiedeerzeugnissen, beispielsweise dem Hein-

richs-Kreuz im Basler Münsterschatz (datiert um das Jahr 1000)⁶⁵⁰ zu finden sind, teilweise neben oder zwischen Edelsteinen. Daraus ist zu schließen, dass die spirituelle oder okkulte Kraft primär in der Farbe und nicht in der jeweiligen Mineralart des Steins vermutet wurde. Auch Theophilus Presbyter berichtet, dass der Markt bereits im Altertum mit Edelsteinimitationen überschwemmt wurde⁶⁵¹.

Bei den Glassteinen der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus handelt es sich zu meist um grüne Glassteine, neben rot-braunen, blauen und farblosen. Bei den grünen Steinen handelt es sich um Bleigläser (**Abb. 110**), bei den blauen Steinen um kaliumreiche Silikatgläser (**Abb. 111**)⁶⁵².

Die braunen Glassteine auf den Spangen Kat.-Nr. 16 und 18 weisen einen hohen Kupfergehalt auf, wobei in zweitgenanntem Fall ein hellerer Glasstein mit einem Überzug aus dunklerem Glas versehen wurde. Möglicherweise wurde derart versucht, einen roten Stein zu imitieren (**Abb. 112**).

Die Glassteine treten in Kombination mit Korallen (Kat.-Nr. 11, 15 und 16), Perlen und Bergkristall (Kat.-Nr. 13) oder nur mit Bergkristall (Kat.-Nr. 22 und 23) auf. Am Fingerring Kat.-Nr. 23 und an der rautenförmigen Spange Kat.-Nr. 17 sind jeweils zweiteilige Steine, sog. Dubletten, angebracht, die im erstgenannten Fall aus einem oben liegenden Bergkristall mit darunter liegendem Glasstein besteht, im zweiten Fall bestehen beide Hälften aus farblosen Glassteinen. Zwischen den Steinhälften befand sich jeweils ursprünglich farbiger Lack oder Folie, die heute allerdings weitgehend verwittert sind. Bei diesen Dubletten handelt es sich höchstwahrscheinlich um bewusst ausgeführte Edelsteinimitationen.

Bemerkenswert ist, dass bei keinem der Schmuckstücke ein einzelner fehlender Edelstein durch einen Glasstein ersetzt wurde, sondern falls es zum Verlust eines oder mehrerer Edelsteine eines Schmuckstücks kam, wurden anscheinend die kompletten Sets getauscht. Allerdings ist diese Vermutung nicht sicher an den Objekten nachzuweisen.

– Granate

Granate wurden mit anderen roten Edelsteinen gemeinsam häufiger als »*Carbunculus*« beziehungsweise »Karfunkel« bezeichnet. Demnach wurde im Mittelalter nicht streng nach der Mineralart differenziert, womit erklärt werden könnte, weshalb sich ein Zirkon unter den Granaten auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30 befindet. Die Granate treten außer auf dem Gürtel sonst nur in Kombination mit Perlen (Kat.-Nr. 21) und insbesondere in alternierender Anordnung mit Saphiren (Kat.-Nr. 10 und 30) auf.

Die Bedeutung der Karfunkelsteine reicht bei den spätantiken und mittelalterlichen Autoren vom Arzneimittel gegen Kopfschmerzen bis hin zur Kennzeichnung als Licht des großen Wissens oder als Licht des Mitleids, das Maria in die dunkle Welt bringt, oder in ähnlichem Sinn als Wort Gottes⁶⁵³. Hieraus wird ersichtlich, dass die Faszination insbesondere von der großen Leuchtkraft vor allem der Almandingranate ausging.



Abb. 112 Perle aus Überfangglas auf der Spange Kat.-Nr. 18. – (Foto S. Greiff, RGZM).

⁶⁵⁰ Reiche u. a. 2004, 725; ebenso an der Dorotheen-Monstranz (um 1417/1420) aus dem Basler Münsterschatz: Hänni u. a. 1998.

⁶⁵¹ Tegethoff 2002, 27.

⁶⁵² **Tab. 85:** Glas.

⁶⁵³ Zur Bedeutung im Mittelalter: Friess 1980, 134-137 und bes. Greiff 1995.

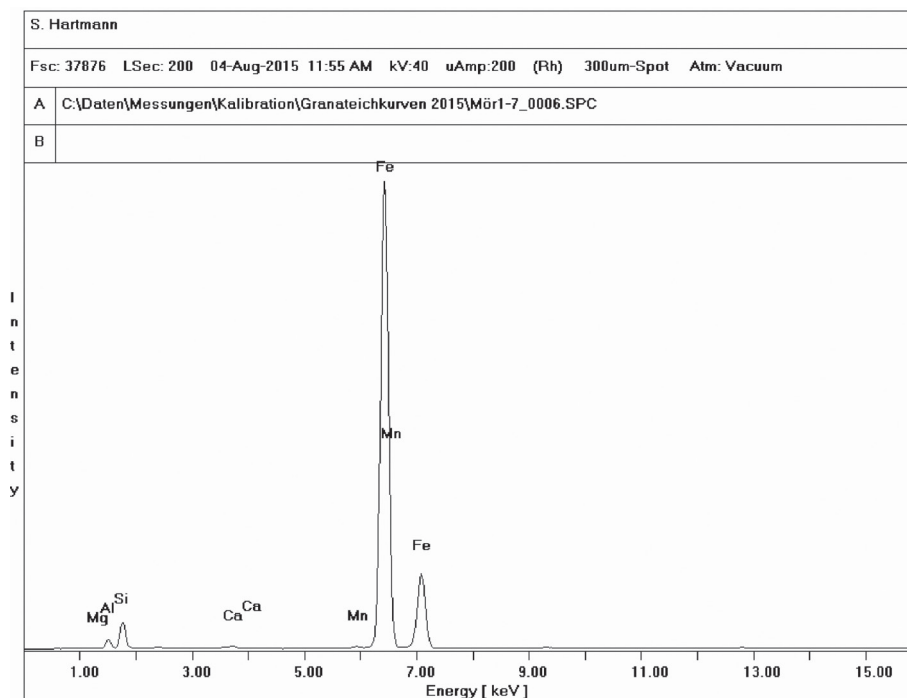


Abb. 113 Röntgenfluoreszenzspektrum Almandin (Kat.-Nr. 30, Stein 2).

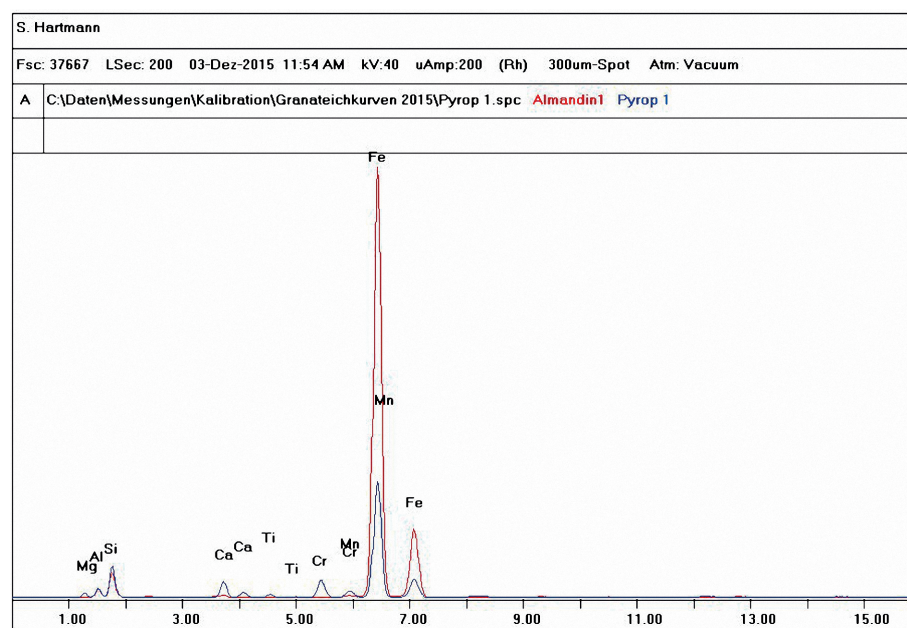


Abb. 114 Röntgenfluoreszenzspektrum pyropereicher Granat.

Almandingranate sind die am weitesten verbreitete Varietät des Granats⁶⁵⁴. In Edelsteinqualität stammen sie aus Ägypten, Indien und Sri Lanka sowie aus Pakistan, Myanmar, Thailand, Südastralien, Brasilien und den USA. Weitere Fundstellen liegen im Zillertal, an verschiedenen anderen Stellen im Tauernfenster der Alpen, im Ötztal und in Bayern, sowie zahlreich in Skandinavien und Alaska. Plinius nennt als Fundorte Indien, Karthago (Libyen), Äthiopien, die Stadt Alabanda beziehungsweise Milet in Kleinasien und Lissabon. Karthago und Lissabon waren als zentrale Anlaufpunkte des damaligen Seehandels, Alabanda als ein Zentrum der Steinbearbeitung bekannt. Demnach dürfte es sich bei den von Plinius genannten Herkunftsorten und -regionen mehrheitlich um Umschlagplätze oder Schleifzentren, denn um tatsächliche Fundorte handeln⁶⁵⁵.

⁶⁵⁴ Fehr 1995, 25.

⁶⁵⁵ Greiff 1995, 67; 1998, 601.

Abb. 115 Röntgenfluoreszenzspektrum intermediärer Granat.

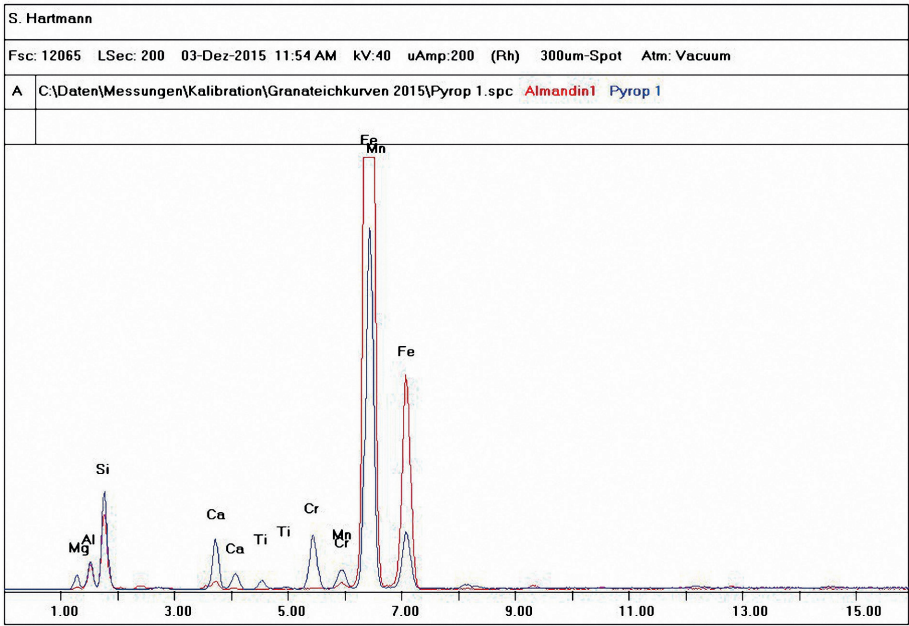
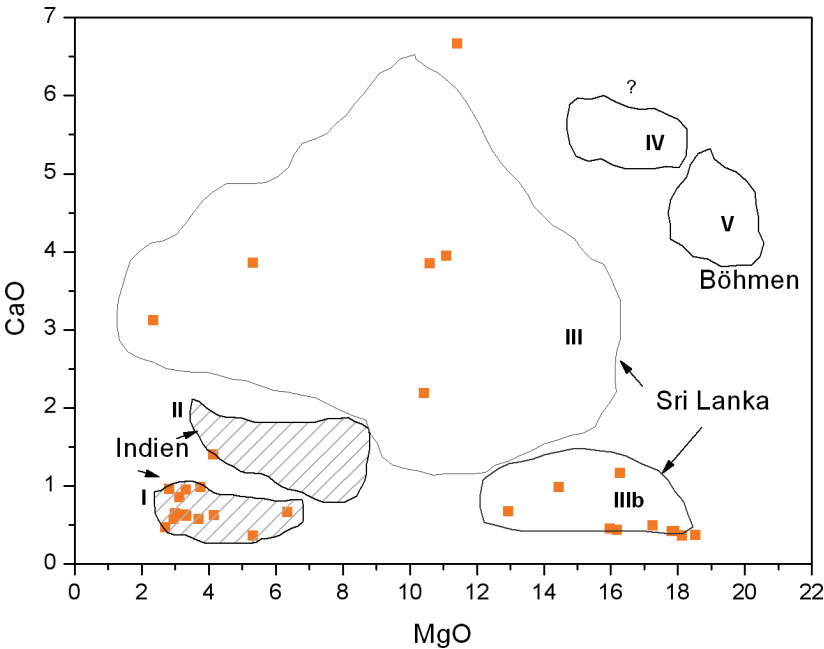


Abb. 116 Gruppierung der Granate im System CaO gegen MgO. – (Diagramm S. Greiff, RGZM).



Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind mit Almandingranaten, almandinreichen, pyropreichen und intermediären Granaten besetzt (**Abb. 113-115**)⁶⁵⁶. Anhand des Vergleichs der Magnesiumoxyd- zu Calciumoxyd-Verhältnisse mit denjenigen von Referenzgranaten bekannter Provenienz lässt sich die Herkunft der Granate bestimmen. Demnach stammen die Almandine aus Indien, dagegen die pyropreichen, almandinreichen und die intermediären Granate aus Sri Lanka (**Abb. 116**). Da sich die Spektren beispielsweise mit jenen von Almandingranateinlagen auf frühmittelalterlichen Schmuckstücken aus rheinfränkischen Gräberfeldern decken, kann eine Kontinuität in der Nutzung der Rohstoffquellen vom Frühmittelalter bis ins Spätmittelalter abgeleitet werden⁶⁵⁷. Dass die gemugelten Steine

⁶⁵⁶ **Tab. 86:** Granate. Zur Unterscheidung der Granatvarietäten: Weise 1995. ⁶⁵⁷ Zu den Analysen des frühmittelalterlichen Almandingranatschmucks rheinfränkischer Provenienz: Greiff 1998.

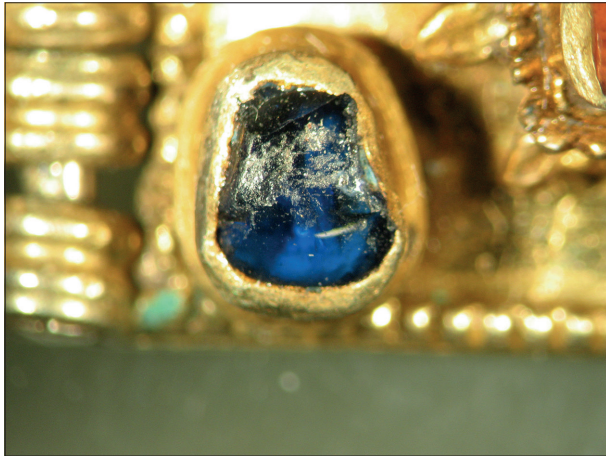


Abb. 117 Der kornblumenblaue Saphir auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30. – (Foto S. Greiff, RGZM).

aus umgearbeiteten Almandinen von frühmittelalterlichen Objekten stammen ist unwahrscheinlich, denn hier wurden vor allem flache Steineinlagen verwendet. Das Umschleifen in eine gemugelte Form ist praktisch auszuschließen, da es einen sehr hohen Materialverlust zur Folge hätte und als Ergebnis nur sehr kleine Cabochons zu erzielen gewesen wären⁶⁵⁸.

– Sapphire

Saphire sind nach den Granaten die am zweithäufigsten verwendeten Edelsteine auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, auf denen sie ausschließlich in Kombination mit Granaten auftreten (Kat.-Nr. 10 und 30).

Der blaue Saphir galt seiner Farbe entsprechend als Abbild des Himmels und findet beispielsweise bei Ezechiel 1,26 eine besondere Bewertung, indem der Thron Gottes als aus Saphiren bestehend beschrieben wird⁶⁵⁹. Daraus erklärt sich auch die bevorzugte Verwendung von Saphiren für Bischofsringe, wobei für die in Bischofsgräbern gefundenen Ringe nicht immer sicher zu entscheiden ist, ob es sich um eigens für die Bestattung hergestellte Ringe, um persönliche Schmuckstücke, um den Weiherring oder um einen Pontifikalring des Verstorbenen handelt⁶⁶⁰.

Der Saphir ist in der mittelalterlichen Literatur der Stein mit der meisten Wirkungskraft. Ihm wurde unter anderem die Fähigkeit zugeschrieben, vor Missgunst unverletzlich, vor Gott liebenswert und den Körper gesund zu machen, zudem sollte er gutes Aussehen verleihen. In Zusammenhang mit der Verwendung auf einem Gürtel (entsprechend Kat.-Nr. 30) erscheinen die Saphiren zugeschriebenen Fähigkeiten besonders interessant, Leibschmerzen und Verdauungsstörungen zu heilen, sowie unerwünschte Liebe bei Mann oder Frau zu verhüten, weshalb der Saphir auch als Sinnbild der Treue, der hingebungsvollen Liebe und Keuschheit gilt.

Wirtschaftlich bedeutende Lagerstätten befinden sich in Sri Lanka, wo Sapphire bereits seit der Antike gewonnen werden, weiterhin in Kambodscha, Myanmar, Thailand und Australien⁶⁶¹. Die begehrtesten Sapphire mit einem seidig schimmernden, tiefen »Kornblumenblau« stammen aus Kaschmir (Indien)⁶⁶². Dass Indien als das klassische Herkunftsland für Sapphire gilt, dürfte großteils darauf zurückzuführen sein, dass der alte Edelsteinhandel von Europa aus gesehen vor allem über Indien ablief. Als »Fundort« wird von den historischen Autoren lediglich das Rote Meer angegeben⁶⁶³.

Die Sapphire auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 10 und 30) stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit überwiegend aus Sri Lanka, wobei der Gürtel (Kat.-Nr. 30) einen kornblumenblauen Saphir trägt, der entsprechend aus Kaschmir (Indien) stammen dürfte (**Abb. 117-118**)⁶⁶⁴. Eine sichere Herkunftsanalyse, wie etwa bei den Granaten, ist für Sapphire nicht zu erbringen.

⁶⁵⁸ Freundlicher Hinweis von S. Greiff, RGZM.

⁶⁵⁹ Friess 1980, 32. 148-157. – Cherry 1987, 58.

⁶⁶⁰ Cherry 1987. – Katalog Basel 2001, 180-181, hier 181 Kat.-Nr. 60 [C. Ochsner].

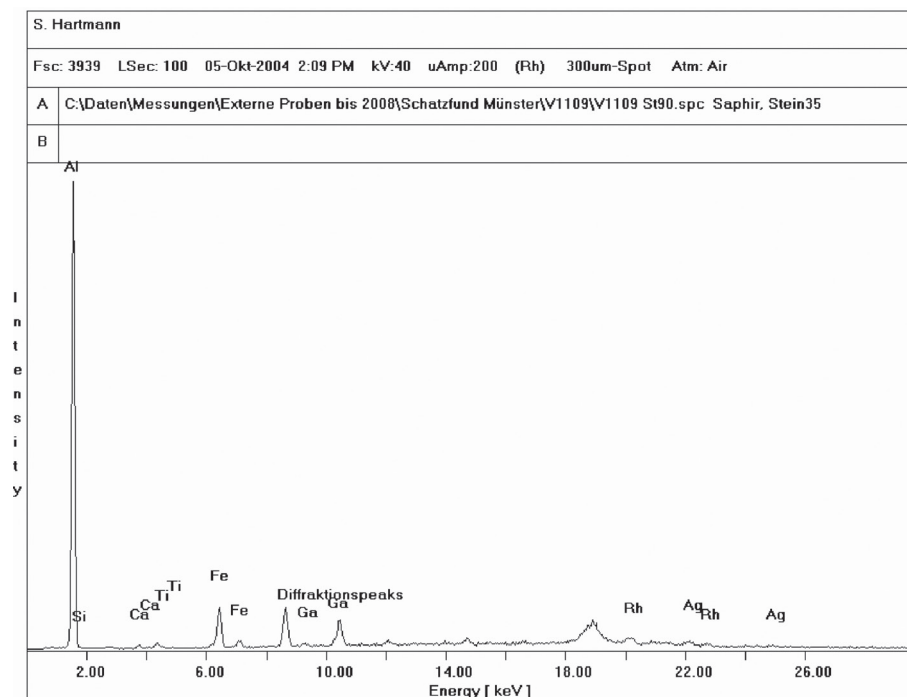
⁶⁶¹ Schumann 2002, 162. – Zu den europäischen Korundvorkommen, die allerdings kaum Kristalle in Edelsteinqualität liefern: Hochleitner 1998.

⁶⁶² Freundlicher Hinweis T. Häger, Mainz.

⁶⁶³ Schwarz 1998, 14.

⁶⁶⁴ Freundlicher Hinweis T. Häger, Mainz.

Abb. 118 Röntgenfluoreszenzspektrum kornblumenblauer Saphir.



– Perlen

Die Perle zählt wie die Koralle zu den organogenen Edelsteinen⁶⁶⁵. Perlen gehören zu den ältesten Schmuckobjekten und gelten in den heiligen Schriften der meisten Religionen als Symbol des Kostbaren, Edlen und Reinen. Sie waren insbesondere beliebt zur Verzierung christlicher sakraler Geräte, wofür die Kreuzzüge Europa eine Perlenflut bescherten⁶⁶⁶. Perlen finden sich sehr häufig als Dekoration auf weltlichen und kirchlichen Goldschmiedeerzeugnissen, ebenso häufig aufgenäht auf Textilien. Eine einzelne Perle wird der historischen Überlieferung nach als Sinnbild für Christus gesehen, dessen jungfräuliche Geburt mit der Entstehung der Perle in einer Muschel in Beziehung gesetzt wird⁶⁶⁷. Mehrere Perlen verkörpern die Heiligen, zwölf Perlen die Apostel. Perlen wurden als Heilmittel gegen Fieber, Kopfschmerzen und die Pest eingesetzt. Die Perle zeigt die vielfältigsten Kombinationsmöglichkeiten mit den anderen Glas- und Edelsteinen auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 8, 13 und 21) und tritt lediglich nicht gemeinsam mit Saphiren auf demselben Schmuckstück auf. Als Fundorte geben die historischen Schriftsteller Indien, Arabien und Britannien an. Die meisten und qualitativ hochwertigsten Perlen wurden bereits in der Antike aus dem Orient importiert, insbesondere vom heutigen Arabisch-Persischen Golf⁶⁶⁸. Alte Fischgründe liegen darüber hinaus im Golf von Mannar, zwischen Indien und Sri Lanka.

Süßwasser- oder Flussperlen sind selten von guter Qualität und heute wirtschaftlich unbedeutend⁶⁶⁹. Süßwasserperlmuscheln kommen in den Breitenlagen des gemäßigten Klimas vor, allerdings sind sie vielerorts durch Gewässerverunreinigung ausgestorben. Im Mittelalter kam der Perlfischerei in Flüssen des Erz- und Fichtelgebirges, der Pfalz, des Bayerischen und Böhmerwaldes wie auch der Lüneburger Heide durchaus eine gewisse, heute allerdings nur schwer einzuschätzende Bedeutung zu.

Ob es sich bei den Perlen auf den Schmuckstücken des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus um Meer- oder Süßwasserperlen handelt, ist ohne Entnahme der Steine aus ihren Fassungen nicht zu entscheiden⁶⁷⁰.

⁶⁶⁵ Feustel 1992, 45-49. – Schumann 1994, 216-230.

⁶⁶⁶ Feustel 1992, 45.

⁶⁶⁷ Friess 1980, 35. 144-149. – Lurker 1990, 270-271.

⁶⁶⁸ Sahrhage 2002, 99. – Schumann 1994, 224.

⁶⁶⁹ Schumann 1994, 225.

⁶⁷⁰ Freundlicher Hinweis S. Greiff, RGZM.

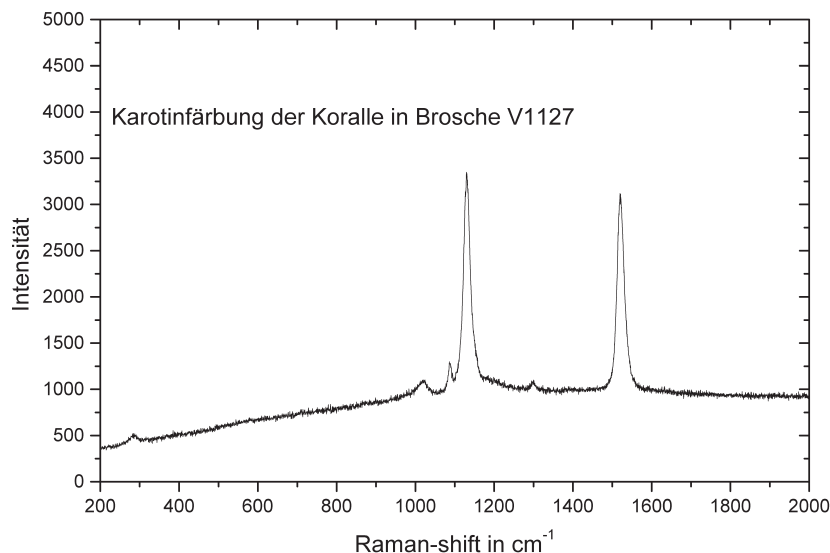


Abb. 119 Röntgenfluoreszenzspektrum Karotin (Kat.-Nr. 16).



Abb. 120 Die Dublette auf dem Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto A. Scholz).

– Edelkoralle

Die Edelkoralle (*Corallium rubrum*) ist im Mittelmeer weit verbreitet, weitere *Corallium*-Arten sind in Ostatlantik, Westatlantik und Karibik, auf Hawaii, im Westpazifik und im Indischen Ozean zu finden⁶⁷¹. Sie wurde seit der Antike vielfach zu Schmuck verarbeitet. Zentrum des antiken Korallenhandels war Marseille (F). Die Korallen stammten überwiegend von den Iles d'Hyères, den Küsten Siziliens und den Ionischen Inseln. Heutige Zentren der Korallenfischerei befinden sich entlang der italienischen, französischen, dalmatinischen und nordafrikanischen Küsten sowie um die Ionischen Inseln, im Golf von Biscaya, entlang der Kanarischen Inseln, des Malayischen Archipels, der Midway-Inseln und Japan. Der Haupthandelsplatz ist heute Torre del Greco südlich von Neapel (I)⁶⁷².

Mittelalterliche Reliquiare wurden häufig mit ganzen Korallenästen verziert⁶⁷³, wohingegen Schmuckstücke in der Regel zu Perlen verarbeitete Korallen tragen. In London fanden sich Hinweise auf die Korallenperlenproduktion vor Ort in Form von Rohmaterial und Produktionsabfällen, die mit solchen der Holzperlenherstellung vergesellschaftet waren. Der Fundkontext datiert anhand der Keramik zwischen die Jahre 1270 und 1350 und lässt darauf schließen, dass in mindestens zwei Werkstätten sowohl Holz- als auch Korallenperlen hergestellt wurden⁶⁷⁴.

Insgesamt vier Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus tragen Korallenperlen, wobei sie mit Glassteinen (Kat.-Nr. 11, 15 und 16) sowie mit Perlen (Kat.-Nr. 8) kombiniert angebracht wurden (**Abb. 119**). Von Indien aus verbreitete sich im Mittelmeerraum der Glaube an die magischen, Übel abwehrenden Kräfte

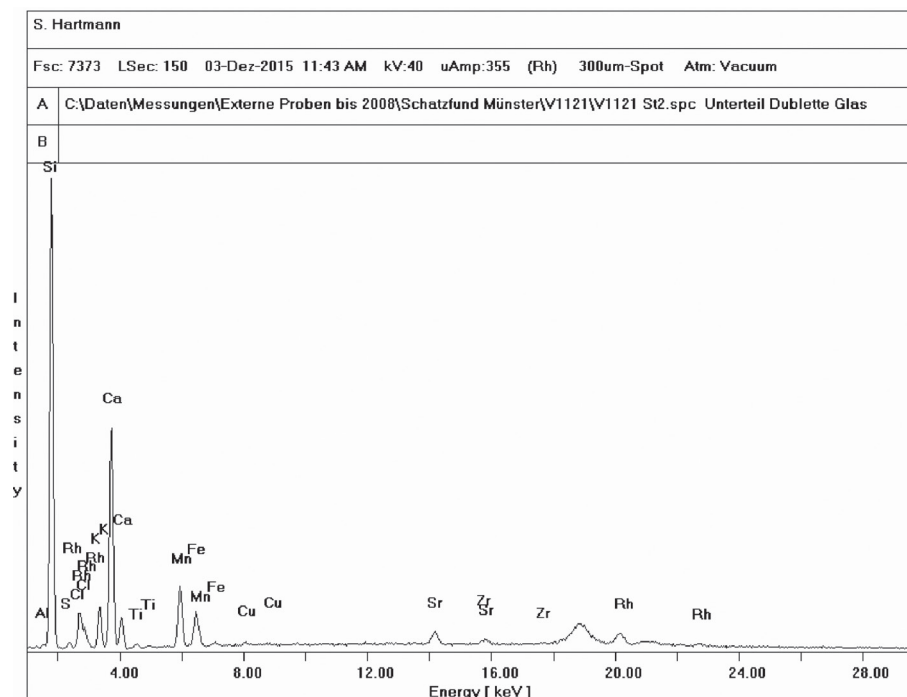
⁶⁷¹ Feustel 1992, 41-43. – Sahrhage 2002, 99.

⁶⁷² Schumann 1994, 216.

⁶⁷³ Exemplarisch das Reliquiar im Essener Münsterschatz: Fritz 1982, Kat.-Nr. 49.

⁶⁷⁴ Egan/Pritchard 1991, 309-310.

Abb. 121 Röntgenfluoreszenzspektrum der Glashälfte der Dublette des Fingerrings Kat.-Nr. 23.



der Koralle. Als Amulett verwendet sollte sie gegen den bösen Blick und als Schutz vor Unfällen, Wirbelstürmen und Blitzschlägen sowie als Heilmittel besonders bei Blutkrankheiten wirken⁶⁷⁵.

– Bergkristall

Bergkristall war und ist ein in Mitteleuropa vergleichsweise leicht verfügbares Mineral, vor allem durch die Vorkommen in den Alpen⁶⁷⁶. Entsprechend wurde Bergkristall häufig, auch in größeren Gewichtseinheiten, beispielsweise zu Kelchen, verarbeitet. Auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus tritt er in Kombination mit Perlen (Kat.-Nr. 13) und insbesondere mit Glassteinen (Kat.-Nr. 22 und 23) auf. Der Fingerring Kat.-Nr. 23 trägt eine Dublette, deren untere Hälfte aus einem farblosen Glasstein besteht, die obere aus Bergkristall (**Abb. 120-122**).

Ob der Klarheit und Reinheit des Bergkristalls verkörpert er in der christlichen Symbolik das Sakrament der Taufe, die Inkarnation Christi und die Engelsnatur. In der Medizin wurde Bergkristall gegen Ängste und Nervenschwäche, gegen Augen-, Hals-, Herz- und Magenschmerzen und zur Milchvermehrung bei stillenden Müttern eingesetzt⁶⁷⁷.

Schriftlich belegte Fundorte sind die Alpen, der Orient, Asien, Zypern und Ägypten⁶⁷⁸. Als wichtigstes Handelszentrum im 13. und 14. Jahrhundert gilt Paris, neben Venedig und Prag. Weitere Zentren des Hartsteinschliffs befanden sich im Rhein-Maasgebiet, Katalonien, Freiburg im Breisgau, Waldkirch und im Saar-/Nahegebiet⁶⁷⁹. Allerdings ist der Nachweis von Bergkristall- beziehungsweise Hartsteinschleifereien nicht unproblematisch, da mit Ausnahme von Paris, Venedig und Prag aussagekräftige Schriftquellen weitestgehend fehlen. Indirekte Hinweise sind unter Umständen über die Lokalisierung originaler Steinfassungen und über die geographisch und zeitlich eng begrenzte Verbreitung bestimmter Typen von Hartsteinschliffen zu gewinnen⁶⁸⁰.

⁶⁷⁵ Feustel 1992, 42.

⁶⁷⁶ Zu den Alpen als Fundgebiet für Bergkristall und Rauchquarz ausführlich Hahnloser u. a. 1985, 4-7.

⁶⁷⁷ Friess 1980, 34. 92-95.

⁶⁷⁸ LexMA V (1991) 1535 s.v. Kristall, -schnitt [V. H. Elbern].

⁶⁷⁹ Hahnloser u. a. 1985, 25-30.

⁶⁸⁰ Ebenda 25.

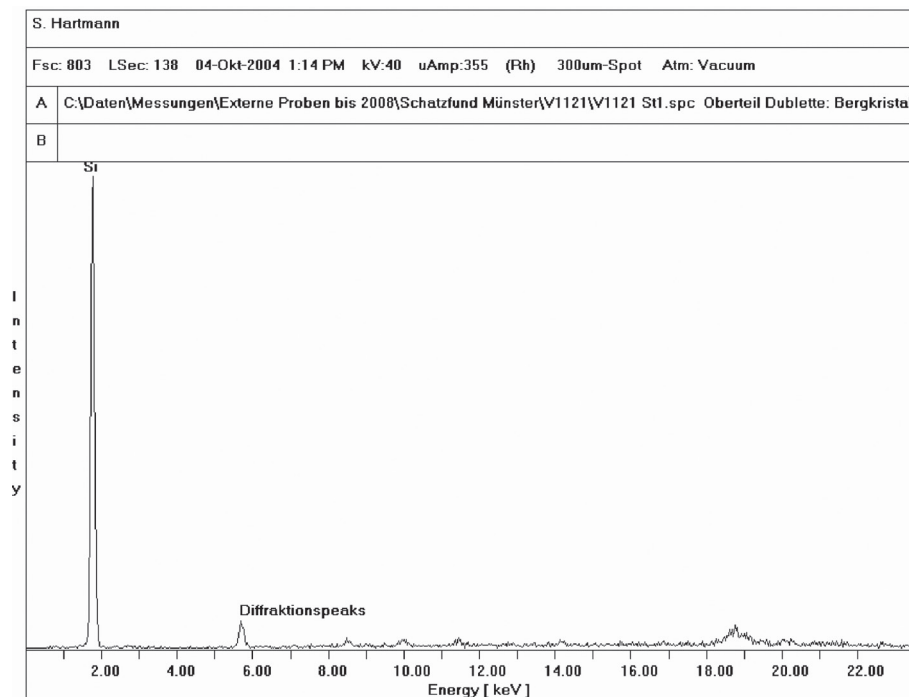


Abb. 122 Röntgenfluoreszenzspektrum der Bergkristallhälfte der Dublette des Fingerrings Kat.-Nr. 23.

Im Sommer 2005 gelang der archäologische Nachweis eines bergkristallverarbeitenden Betriebes der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts innerhalb der mittelalterlichen erzbischöflichen Domimmunität in Köln⁶⁸¹. Erhaltene Befunde sind eine 3,8m × 3,2m große und gut 1,5m tiefe Arbeitsgrube, eine Latrine beziehungsweise deren Verfüllung und ein Abschlagplatz mit erhaltenem Nutzungshorizont. Damit stellt die Kölner Bergkristallschleiferei einen singulären Befund dar und ist als solcher der erste archäologische Nachweis einer derartigen Werkstatt in Mitteleuropa. Im Fundmaterial lassen sich sämtliche Arbeitsschritte vom Rohstein bis zum fertigen Endprodukt nachweisen. Daraus geht hervor, dass es sich um einen hoch spezialisierten Betrieb zur Herstellung von Cabochons und Knäufen aus Bergkristall in verschiedenen Größen handelte. Das Fundspektrum deutet auf eine relativ kurze Betriebsdauer der Werkstatt von ein bis maximal zwei Generationen hin. Die Lage innerhalb der Domimmunität macht es wahrscheinlich, dass die Produkte im Auftrag und in Diensten des Kölner Erzbischofs gefertigt wurden.

– Zirkon

Zirkon ist im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus singulär vertreten, anstelle eines Granats auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30. Mit einiger Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass er hier nicht bewusst verwendet wurde, sondern eher zufällig zwischen die Granate gelangt ist. Steine, die sich in ihrer äußeren Erscheinung nur wenig unterscheiden, konnten mit damaligen rein optischen Verfahren ohne eine mineralogische Systematik nach chemischen oder ähnlich modernen Kriterien nicht weiter differenziert werden (**Abb. 123-124**)⁶⁸².

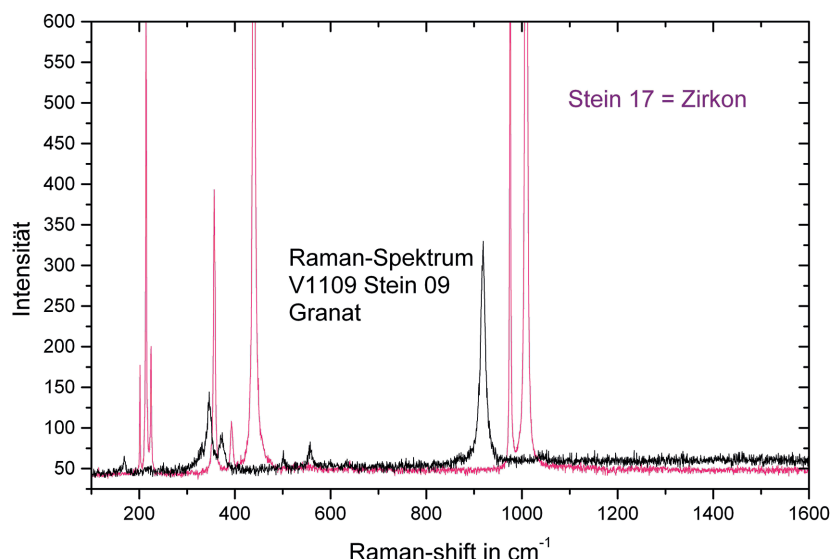
Der Name Zirkon wurde erst 1789 eingeführt und geht zurück auf die griechische Bezeichnung *hyakinthos*, woraus sich der Name *Hyacinth* für die edle Zirkonvarietät, die seltener als Granat vorkommt, ableitet. Fundorte liegen in Sri Lanka, Thailand, Birma, Kambodscha und Norwegen⁶⁸³. Antike und frühmittelalterliche

⁶⁸¹ Berthold 2008.

⁶⁸² Greiff 1995, 66.

⁶⁸³ Schumann 2002, 166.

Abb. 123 Raman-Spektrum eines Granats (schwarz) und des Zirkons (rot) auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30 im Vergleich. – (Diagramm S. Greiff, RGZM).



Schriftquellen überliefern jedoch die vorwiegende Verwendung des Begriffs *Hyacinth* oder *Jacinth* für die Bezeichnung blauer Saphire⁶⁸⁴.

– Zusammenfassung Steinbesatz

Auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind zahlreiche der im Mittelalter verbreiteten Edel- und Schmucksteine appliziert. Die Glassteine überwiegen deutlich, sowohl die Anzahl der Steine betreffend als auch die Anzahl der mit Glassteinen verzierten Schmuckstücke. Vermutlich handelt es sich dabei um kostengünstigere Edelsteinimitationen, wobei auffällt, dass an keinem der Schmuckstücke ein einzelner Edelstein durch einen Glasstein ersetzt wurde⁶⁸⁵. Dies deutet darauf hin, dass die Imitationen nicht in betrügerischer Absicht verwendet wurden, sondern möglicherweise um den schönen Schmuck einem weniger zahlungskräftigen und damit größeren Kundenkreis zugänglich zu machen, beziehungsweise um ein bestimmtes Farbmuster bei fehlenden farblich passenden Edelsteinen verwirklichen zu können⁶⁸⁶. Letzteres erscheint insbesondere für die grünen Glassteine als wahrscheinlich. Bei den Dubletten am Fingerring Kat.-Nr. 23 und an der Spange Kat.-Nr. 17 handelt es sich nahezu zweifelsfrei um Edelsteinimitationen. Aufgrund des hohen Verwitterungsgrades des Lacks beziehungsweise der Folie zwischen beiden Steinhälften ist keine Aussage über die ursprüngliche Farbgebung der Dubletten mehr möglich. Benvenuto Cellini berichtet über die Herstellung von Dubletten zur Imitation von Rubinen

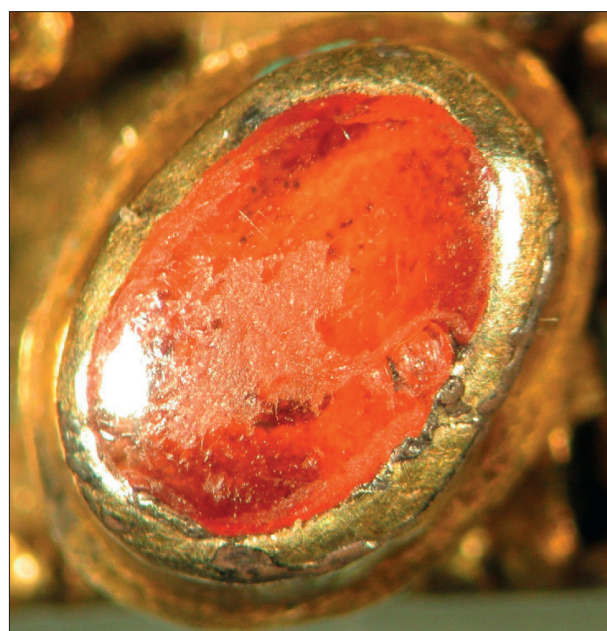


Abb. 124 Der Zirkon auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30. – (Foto S. Greiff, RGZM).

⁶⁸⁴ Friess 1980, 118-125.

⁶⁸⁵ Billige Plagiate sind selbst in berühmten Kunstschatzen zu finden, beispielsweise an einer Halskette im Grünen Gewölbe zu Dresden, die mit 38 nussgroßen Brillanten besetzt ist, worunter

sich eine Glassteinimitation befindet. Zu Edelsteinimitationen ausführlich Greiff/Häger 1992, hier 33.

⁶⁸⁶ Jülich 1992, 67.

und Smaragden, die in Mailand hergestellt und in Silber gefasst worden seien⁶⁸⁷. Farblose Dubletten mit einer roten Zwischenschicht sind beispielsweise am Sonntagskreuz und an der Dorotheen-Monstranz im Basler Münsterschatz erhalten⁶⁸⁸.

Bei der durch den grünlichen Glasstein des Fingerrings Kat.-Nr. 25 zu erkennenden Struktur könnte es sich um eine unterlegte Goldfolie handeln, die der Verstärkung der Leuchtkraft des vermutlich einen Smaragd imitierenden Steins dienen sollte⁶⁸⁹. Cellini⁶⁹⁰ beschreibt, wie Folien aus einer Legierung aus Gold, Silber und Kupfer hergestellt werden, um die Güte durchsichtiger Steine zu heben. Ein ähnlicher, die Leuchtkraft verstärkender Effekt konnte bei der Fassung in Zargen erzielt werden, indem schwarzer Treibkitt in der Fassung aufgetragen und mit der Rückseite eines dünnen Punzens Seidenfetzen auf den Kitt gepresst wurden⁶⁹¹. Entsprechend könnten die Füllungen der Kastenfassungen auf der Spange Kat.-Nr. 15 interpretiert werden.

Reicher Edelsteinschmuck galt auch im Mittelalter als Zeichen besonders hohen gesellschaftlichen Ranges⁶⁹². Edelsteine sind besonders hart und dauerhaft, was bei der Verzierung von Schmuckstücken und sonstigen weltlichen wie liturgischen Geräten eine bedeutende Rolle spielt. Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus wurden mit Saphir, Granat, Zirkon und Bergkristall mit auffallend harten Mineralen dekoriert, deren Erhaltungszustand entsprechend gut ist. Die weniger gegen Hitze und Säure widerstandsfähigen biogenen Edelsteine Perlen und insbesondere Korallen sind entsprechend stark verwittert, ebenso die Glassteine.

Auffallend ist die unvollständige Erhaltung des Steinbesatzes der meisten Schmuckstücke. Häufig wurden mehrere Steine eines Objekts aus ihren Fassungen entnommen, die für die Entnahme teilweise mit einer Zange aufgebrochen und stark beschädigt wurden (besonders bei Kat.-Nr. 12 und 26). Vermutlich sollten die Steine für die Anbringung auf anderen Goldschmiedearbeiten neuerlich gefasst werden⁶⁹³. In anderen Fällen wurden die Steine mitsamt der Fassung entnommen (Kat.-Nr. 30 und 13), möglicherweise um mitsamt ihrer Fassung auf anderen Goldschmiedearbeiten aufgebracht zu werden, wie beispielsweise im Fall der Grabkrone der Königin Anna († 1281) im Basler Münsterschatz nachgewiesen⁶⁹⁴. Bei den auf der Grabkrone angebrachten Fassungen handelt es sich überwiegend um sekundär verarbeitete Ringplatten steinbesetzter Fingerringe, erkennbar an den Lotansatzstellen der ehemaligen Ringschienen auf den Unterseiten der Fassungen.

Durchbohrte Steine, die in Zargen gefasst wurden (entsprechend Kat.-Nr. 11 und 30), sind nicht zwingend als sekundär verwendet zu interpretieren, da Edelsteine nach Ausweis bildlicher Quellen auch auf Schnüre aufgezogen verhandelt wurden, was die Gefahr des Verlierens einzelner Steine minimierte. Die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol belegen exemplarisch, dass ungefasste Edelsteine durchaus einzeln verhandelt wurden. Sie enthalten eine Abrechnung Wenhers von Meran und Gottschalks von Bozen, datiert auf den 24.6.1296, für 100 durchbohrte Granate, weitere 200 Granate, Saphire und Smaragde, weiße Perlen, Korallen und vergoldete Perlen⁶⁹⁵.

Der Schriftüberlieferung nach waren Goldschmiede bei der Verarbeitung von Edelsteinen und Perlen auf den Großhandel angewiesen⁶⁹⁶. Viele deckten ihren Bedarf auf der Frankfurter Messe. Hier kauften sie nicht nur die Rohmaterialien wie Gold, Silber und Edelsteine, sondern ebenso in größerer Zahl fertige Ar-

⁶⁸⁷ Cellini 1974, 30-31. – Brinckmann 1867, 68. – Als Beispiel einer Bergkristalldublette mit rot gefärbter Folie: Egan/Pritchard 1991, 317 Nr. 1589.

⁶⁸⁸ Häberli/Fellmann Brogli 2001, 276-277.

⁶⁸⁹ Vgl. Tegethoff 2002, 27 Nr. 29.

⁶⁹⁰ Cellini 1974, 69-71.

⁶⁹¹ Cellini 1974, 29 beschreibt diese Technik am Beispiel eines Rubins, dessen Leuchtkraft derart verstärkt wurde.

⁶⁹² Jülich 1992, 64.

⁶⁹³ Cellini 1974, 29 erwähnt das mehrmalige Fassen von Edelsteinen durch unterschiedliche Goldschmiede.

⁶⁹⁴ T. Meier, in: Katalog Basel 2001, 178-180, hier 178.

⁶⁹⁵ Brüggemann 1989, 189.

⁶⁹⁶ Fritz 1982, 50.

beiten anderer Goldschmiede wie Ringe, Ketten, Kreuze und Becher. Venedig erlangte bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts große Bedeutung, sowohl für die Goldschmiedekunst als auch insbesondere für den Kristallschliff, und blieb bis zum Ende des Mittelalters der wichtigste Ort für den Import und Handel mit Edelsteinen, fertigen Juwelen, syrischen und venezianischen Gläsern, Perlen und anderen Exotica, die hier aus dem Orient auf den abendländischen Markt gelangten. Hinzu traten die großen niederländischen Messestädte, vor allem Brügge und Antwerpen, als Handelsplätze für Kostbarkeiten⁶⁹⁷.

Im Gegensatz zu den Umschlagplätzen und Schleifzentren ist die Lokalisierung der Rohsteinquellen für Edelsteine aus den Schriftquellen nicht direkt zu erschließen. Zudem wird die Diskussion um die damals bekannten Vorkommen erheblich durch die oft unklare Zuordnung eines historischen Edelsteinnamens zu einer heute bekannten Steinspezies erschwert⁶⁹⁸. Der Beantwortung dieser Fragestellung dienen mineralogische und geologische Untersuchungsmethoden, die für das im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretene Edelsteinspektrum folgende Fundorte erbrachten: Indien und Sri Lanka für die Granate, Sri Lanka und Kaschmir für die Saphire. Allerdings führt auch die Kenntnis der chemischen Zusammensetzung beispielsweise der Granate im Vergleich mit Granaten bekannter geographischer Herkunft letztlich nur zu der Aussage, woher der Stein jeweils ursprünglich stammt, nicht aber in welchem Zeitraum und auf welchen Handelsrouten und möglicherweise Umwegen er an den späteren Fundort gelangte. Die Recycling-Mentalität während des gesamten Mittelalters spielt auch hier eine wesentliche Rolle.

Sowohl die Bewertung als auch die den Edelsteinen zugewiesenen Bedeutungen unterlagen vielfältigen Verschiebungen, sodass beides für das Mittelalter aus heutiger Sicht kaum mehr sicher zu erschließen ist. Zwar geben mittelalterliche Schriftquellen allgemeine Hinweise, allerdings bleibt die Interpretation für den Einzelfall mit Unsicherheiten behaftet. Der schriftlich überlieferten verchristlichten Denkweise des Mittelalters folgend können die Steine allgemein als christliche Bedeutungsträger interpretiert werden, allerdings könnte für den ehemaligen Schmuckträger auch der magisch-apotropäische Charakter der Edelsteine im Vordergrund gestanden haben oder schlicht der Schmuckcharakter der Steine. Sie könnten zudem als relativ wertbeständige Kapitalanlage gedient haben. Ein gesicherter Nachweis ist für profane Schmuckstücke nicht zu erbringen, zumal auch die Kombination aller möglichen Sinngehalte den Reiz eines steinbesetzten Schmuckstücks für seinen Träger respektive Besitzer ausmachen kann.

Motivik

Die Motivik beziehungsweise die Quellengruppe der Symbole kann Auskunft geben über soziale Zusammenhänge, ökonomische Abhängigkeiten und ideologische Vorstellungen⁶⁹⁹. In der Literatur existiert kein einheitliches Bild zum mittelalterlichen Symbolgebrauch, was im Wesentlichen darauf zurückzuführen ist, dass die Beurteilung der diesbezüglichen Aussagen mittelalterlicher Quellen stets von der Definition des Symbolbegriffs und dessen Abgrenzung gegenüber anderen Zeichen und Bedeutungsträgern durch den modernen Beobachter abhängig ist⁷⁰⁰. Der Schlüssel zum Verständnis der einstigen Bedeutung von Symbolen liegt in der jeweiligen Kultur begründet, in deren sozialem Handeln, in das die Symbole eingebettet waren⁷⁰¹. Mit Hilfe der Bild- und Schriftüberlieferung kann eine interpretatorische Annäherung an die sowohl vom Hersteller als auch Betrachter intendierten Bedeutungen vorgenommen werden.

Bei der Betrachtung von Dekorelementen hinsichtlich ihres Symbolgehaltes kommt den vorab bereits besprochenen Edelsteinen eine große Bedeutung zu, nicht zuletzt da sie quantitativ die größte Gruppe der

⁶⁹⁷ Fritz 1982, 140.

⁶⁹⁸ Greiff 1998, 600.

⁶⁹⁹ Brunner 2004, 111.

⁷⁰⁰ LexMA VIII (1997) 351 s. v. Symbol [J. Engemann].

⁷⁰¹ Burmeister 2003, 265.

Dekorelemente an den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bilden. In Zusammenhang mit der mittelalterlichen Überzeugung »*Omnis creatura significans*« können Edelsteine wie jedes »von Gott geschaffene« Objekt als Bedeutungsträger gesehen werden⁷⁰². Aufgrund der ihnen zugesprochenen göttlichen und übernatürlichen Kräfte wurden Edelsteine allgemein zu Symbolen der weltlichen wie auch göttlichen Macht⁷⁰³.

Allgemein wird der christlichen Farb- und Zahlenlehre eine große Bedeutung bei der Interpretation mittelalterlicher Schmuckobjekte zugesprochen. Für die Anbringung der Edelsteine auf profanen Schmuckstücken können allerdings die Verfügbarkeit des Materials, die Finanzkraft des Käufers oder ästhetische Gesichtspunkte, beispielsweise die symmetrische Anordnung, entscheidende Bedeutung erlangen. Bezüglich der kulturhistorischen Interpretation auf Grundlage der Motivik wirkt sich im speziellen Fall die weitgehende Übereinstimmung christlicher und jüdischer Sachkultur, mit Ausnahme spezifischer Kultobjekte⁷⁰⁴, relativierend aus.

Unbestritten ist, dass die Verwendung insbesondere figürlicher Zierelemente einen symbolischen Gehalt zum Ausdruck bringen konnte und in den meisten Fällen wohl auch sollte. J. Tauber⁷⁰⁵ verweist jedoch auf die Möglichkeit, »dass es sich in einzelnen Fällen um eine mehr oder weniger sinnentleerte Zierform handeln könnte«. Jede Kultur besitzt ihre Symbolsprache, in der durch »Merkzeichen« beim Rezipienten bestimmte Vorstellungen ausgelöst werden⁷⁰⁶. Aufgrund der Tatsache, dass jeder Mensch zu einem gewissen Teil eine eigene, spezifische Symbolsprache entwickelt, kann eine Symboldeutung nicht generell für einen bestimmten Kunst- oder Kulturbereich gelten. Meist ist lediglich eine relative und mehrschichtige Deutung möglich. Symbole sind in der mittelalterlichen Kunst von großer Bedeutung. Auch wenn diesbezügliche Aussagen seitens der Archäologie problematisch sind⁷⁰⁷, soll zumindest eine Annäherung an den Aussagewert der Symbole auf den Schmuckstücken des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus versucht werden. Das Hauptaugenmerk liegt auf eventuell verwendeten kulturspezifischen Motiven, im Hinblick auf die kulturhistorische Interpretation des Fundkomplexes.

Zahlen

In zahlreichen Kulturen ist die Verbindung zwischen geraden Zahlen mit dem Geistigen und Maskulinen sowie die der ungeraden mit dem Materiellen und Femininen nachzuweisen⁷⁰⁸. In der christlichen Zahlenlehre tritt neben den reinen Zähl- und Mengenwert noch ein symbolischer Wert, wobei zu beachten ist, dass ein und dieselbe Zahl in ambivalenter Bedeutung auftreten kann.

Bezüglich der Dekorelemente auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist die Zahl Sechs am häufigsten vertreten, die jedoch von verhältnismäßig geringer symbolischer Bedeutung ist⁷⁰⁹. Indem sie die Hauptrichtungen des Weltalls bezeichnet, gilt sie als kosmische Zahl. Beispielsweise wurde im Mittelalter analog der Zahl der Schöpfungstage das Weltalter in sechs Abschnitte unterteilt. Sechs grüne Glassteine sind kreisförmig um den Bergkristall auf der Ringplatte des Fingerrings Kat.-Nr. 22 angeordnet und jeweils sechs Steine zieren die Ringspangen Kat.-Nr. 8, 11 und 12 sowie die Fibel Kat.-Nr. 10, deren hexagonförmige Grundplatte mit sechs Köpfen und sechs Steinen verziert ist. Ein sechszackiger blauer Stern fasst zudem den Drachen auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 ein.

Am zweithäufigsten ist die Zahl Vier vertreten, die als Symbol der kosmischen Gesamtheit gilt, indem es vier Himmelsrichtungen, vier Hauptwinde, vier Jahreszeiten und nach antiker Überlieferung vier Elemente

⁷⁰² Engelen 1978, 9.

⁷⁰³ LexMA III (1986) 1563 s.v. Edelsteine [K. Hahn].

⁷⁰⁴ Wener 2004, bes. 105.

⁷⁰⁵ Tauber 1992, 723.

⁷⁰⁶ Mazakarini 1985, 108.

⁷⁰⁷ Hierzu ausführlich Tauber 1992 und Brunner 2004, 108-111.

⁷⁰⁸ Lurker 1990, 428.

⁷⁰⁹ Ebenda 334.

gibt⁷¹⁰. Demnach ist Vier die Zahl des Materiellen oder Irdischen beziehungsweise Symbol der göttlichen Weltordnung. Je vier Steine zieren die Schmuckstücke Kat.-Nr. 14, 17-18 und 34.

Die Zahl Acht, die an drei Schmuckstücken (Kat.-Nr. 15-16 und 21) zu finden ist, symbolisiert einen Neuanfang⁷¹¹.

Jeweils fünf Steine zieren die Glieder des Gürtels Kat.-Nr. 30. Die Zahl Fünf wird häufiger mit den menschlichen Sinnen in Beziehung gesetzt⁷¹². So gaben sich die fünf törichten Jungfrauen beispielsweise ganz den Sinnengenüssen hin, während sich die fünf klugen Jungfrauen ihrer enthielten.

Die Zwölf, auf der Fibel Kat.-Nr. 13 in Form grüner Glassteine und Perlen vertreten, ist nicht nur in der Bibel in vielerlei Hinsicht eine bedeutsame Zahl⁷¹³. Im Hochmittelalter findet sich eine regelrechte Verkettung von Zwölfersystemen, darunter die zwölf Apostel, die zwölf Propheten, zwölf Söhne Jakobs und die zwölf Stämme Jerusalems.

Hexagramme

Der Zahlensymbolik kommt beim Symbol des Sterns ebenfalls eine wesentliche Bedeutung zu, die je nach Anzahl der Zacken erheblich variieren kann. Der sechsstrahlige Stern dient in der christlichen Kunst häufig als Mariensymbol⁷¹⁴. Die beiden ineinander geschobenen Dreiecke des Hexagramms weisen dabei auf Marias Mittlerrolle zwischen Himmel und Erde beziehungsweise das eine Dreieck deutet den schöpferischen Vishnu-Aspekt an, das andere den zerstörerischen Shiva-Aspekt.

Auf die erst im 19. Jahrhundert zunehmende Verwendung des sog. Davidsterns, ursprünglich Symbol der Versinnbildlichung des Wirkens Gottes in der Welt⁷¹⁵, als generelles Symbol des Judentums wurde bereits hingewiesen⁷¹⁶. Sechsstrahlige Sterne fanden im mittelalterlichen Europa zu häufig Verwendung, als dass ein Objekt allein aufgrund dessen eindeutig der jüdischen Bevölkerung zuzuschreiben wäre. Vielmehr ist der sechszackige Stern ein Beleg für die gemeinsame Verwendung eines Motivs durch Muslime, Juden und Christen⁷¹⁷.

Farben

Die deutsche Dichtung überliefert als bevorzugte Farben für spätmittelalterliche Schmuckstücke rot, weiß und blau⁷¹⁸. Auffallend häufig sind Kronen mit alternierenden Saphiren und Granaten beziehungsweise Rubinen oder Zirkonen besetzt⁷¹⁹, aber auch Spangen und Fibeln⁷²⁰ sowie Fingerringe⁷²¹. Rot ist Ausdruck unbeherrschter Leidenschaften und Triebe wie Hass, Grausamkeit und Unzucht. Somit ist rot die Farbe des Infernalischen, kann aber auch als Farbe der Morgenröte Sinnbild der Liebe Gottes sein, aus der heraus er die Welt erschuf⁷²². Blau symbolisiert dagegen als Farbe der Luft den Himmel, die Treue, das Sakrament der Ehe, Ewigkeit und Wahrheit⁷²³. Auch auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind rot und blau, die in der mittelalterlichen Kunst häufig einander gegenüber gestellt wurden, die beherrschenden Farben der Oberflächenverzierung.

⁷¹⁰ Lurker 1990, 389.

⁷¹¹ Ebenda 429-430.

⁷¹² Ebenda 430.

⁷¹³ Ebenda 438-440.

⁷¹⁴ Lurker 1990, 335. 362.

⁷¹⁵ Mazakarini 1985, 112.

⁷¹⁶ Vgl. Beschreibung zu Kat.-Nr. 10.

⁷¹⁷ Katalog Speyer 2004, 206 [A. M. López Álvarez].

⁷¹⁸ Blaschitz/Krabath 2004, 740. – Die Farben rot und blau sind nach Cherry 1983, 78 »characteristic of thirteenth century stained glass and enamel«.

⁷¹⁹ Jülich 1992, 64.

⁷²⁰ Beispielsweise eine Brosche aus Slagelse (DK): Lindahl 2003, 25 Abb. 18.

⁷²¹ z.B. ein Ring aus der Nähe der Burg Gurre in Nord-Seeland (IRL): Lindahl 2003, 27 Abb. 20.

⁷²² Lurker 1990, 298-299.

⁷²³ Mazakarini 1985, 111.

Der Farbe weiß, auf den Schmuckstücken des Schatzfonds aus dem Stadtweinhaus durch Bergkristall und Glassteine vertreten, kommt seit Alters her eine große Bedeutung in Kult und Aberglauben zu⁷²⁴. Weiß ist häufig das Symbol ethischer Reinheit und Vollkommenheit durch die Verbindung der weißen Farbe mit dem Heiligen und Göttlichen.

Grün, die Farbe der Hoffnung und der Auserwählten, der Eucharistie und des neuen Lebens⁷²⁵, ist in Form grüner Glassteine auf vier Schmuckstücken (Kat.-Nr. 13, 22, 25 und 34) vertreten. Entsprechendes gilt für braun, die Farbe der Trauer, Buße und der Weltverleugnung (Kat.-Nr. 11, 14, 18 und 34).

Drachen

Von den auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus angebrachten figürlichen Dekorelementen sind Drachendarstellungen am häufigsten vertreten: auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und auf den Schultern der beiden Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24. Der Drache, das bekannteste aller Fabeltiere, wird auch in der mittelalterlichen Kunst häufig als mystisches Mischwesen aus Schlange, Echse, Vogel, manchmal auch Löwe dargestellt, oder mit der Schlange gleichgesetzt⁷²⁶. Das deutsche Wort »Drache« leitet sich vom lateinischen *draco* ab, das seinerseits dem Griechischen entlehnt ist und ursprünglich »der scharf Blickende« bedeutet. Als der Natur widersprechende Kreatur galt der Drache im vorderasiatischen und europäischen Kulturraum als verabscheuenswert, gottesfeindlich und als Symbol des Bösen, in Ostasien dagegen als ehrfurchtgebietend und glückbringend. Da sich das Drachenbild aus verschiedenen Motiven zusammensetzt, die durch lokale Drachensagen und -mythen noch erweitert werden können, ist die Vorstellung von Drachen kulturell und zeitlich weder konkret noch beständig.

Der griechische Traumdeuter Artemidoros (2. Jahrhundert v. Chr.) hielt Drachen für Hüter großer Schätze, worauf zurückzuführen sein könnte, dass einerseits der Drache in verschiedenen Ländern als Symbol des Reichtums erscheint und andererseits zahlreiche Sagen von Drachentötern und Drachenkämpfen entstanden⁷²⁷. Im Frühmittelalter wird der Drache als Verkörperung des Bösen zum festen Bildtyp in der christlichen Symbolik, während die altskandinavischen Quellen den Drachen vor allem als Schützer vor feindlichen Geistern schildern⁷²⁸. Der christlich-legendäre Drachenkampf sollte primär den Kampf des Heiligen mit dem Bösen symbolisieren⁷²⁹. Auch in der israelitischen Kosmogonie findet sich der Drache, meist mit ähnlich negativer Bedeutung belegt.

Im Volksglauben gewann der Drache eine mannigfaltige Bedeutung. Ihm wurden besondere Stärke und Kraft zugeschrieben, die über seine zu Heilmitteln verarbeiteten Zähne, Schuppen, die Zunge, das Blut, die Augen, den sog. Drachenstein und ähnliches auf den Konsumenten übergehen sollten⁷³⁰. Bereits Alexander der Große soll den »Drachenstein«⁷³¹ als Heilstein benutzt haben, Karl der Große dagegen verwendete diesen laut Schriftüberlieferung für den Liebeszauber. Auch in der Heraldik spielte der Drache als Machtsymbol auf Wappen, Fahnen und anderen Insignien kulturübergreifend eine bedeutende Rolle⁷³².

Welche der dem Drachen zukommenden Bedeutungen ausschlaggebend für die Verwendung des Motivs auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus war, ist letztlich nicht zu entscheiden. Fingerringe mit Drachenköpfen auf den Ringschultern werden in den Goldschmiedeordnungen norddeutscher Städte häufiger als Meisterstücke gefordert⁷³³ und zeigen eine weite Verbreitung in Mittel-, Nord- und Westeuropa. Mit Drachenköpfen verzierte Schultern finden sich ebenfalls an Jüdischen Hochzeitsrin-

⁷²⁴ Lurker 1990, 411-413.

⁷²⁵ Mazakarini 1985, 116.

⁷²⁶ Schöpf 1988, 27.

⁷²⁷ Ebenda 34.

⁷²⁸ LexMA III (1986) 1341-1343 s. v. Drache [R. Simek].

⁷²⁹ Lurker 1990, 80-82.

⁷³⁰ Schöpf 1988, 47-50.

⁷³¹ Vermutlich in Form eines Edelsteins, der dann als Auge eines Drachen galt.

⁷³² Schöpf 1988, 60.

⁷³³ Riga 1360, Hamburg 1375, Lüneburg um 1400, Wismar 1403. Zusammenstellung bei Rosenberg 1925, 56-57; vgl. Fingerlin 1971, 28.

gen, beispielsweise am Hochzeitsring im Schatzfund von Erfurt (Hort-Nr. 34)⁷³⁴, ebenso am Hochzeitsring im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) (Abb. 125)⁷³⁵.

Engel

Engel gehören im Alten Testament als Zwischenwesen und Interpreten göttlicher Offenbarung oder als Unheilsboten zum himmlischen Hofstaat⁷³⁶. Die Engelslehre, seit dem 13. Jahrhundert ein Schwerpunkt der theologischen Spiritualität⁷³⁷, wurde auch im Judentum aufgegriffen. In der christlichen Frömmigkeitsvorstellung erscheinen die Engel nicht nur als Boten Gottes, sondern sie schützen und verteidigen auch die Menschen. Der Schutzengel ist im Spätmittelalter die am weitesten verbreitete Engelsvorstellung⁷³⁸.

Köpfchen/Masken

Menschenköpfe mit fratzenhaften Gesichtern, oft zottig mit langen spitzen Ohren oder Hörnern, entsprechend den Männerköpfen auf der Fibel Kat.-Nr. 10, symbolisieren den Teufel in Menschengestalt (Abb. 126). Allgemein werden Fratzen und Masken als magische Symbole aufgefasst⁷³⁹. Darüber hinaus wurde dem menschlichen Kopf schon früh religiöse Bedeutung zuerkannt: »Das Haupt, das den menschlichen Körper lenkt und leitet, wird zum sprachlichen Bild für die Herrschaft«⁷⁴⁰.

Kränze

Sowohl die plastischen Köpfchen der Spangen Kat.-Nr. 8-10 als auch die Blätter und Blüten der Spangen Kat.-Nr. 11 und 12 sind kranzförmig auf den Spangen- und Fibelrahmen aufgebracht. Die dem Kranz zugeschriebenen magischen Wirkungen beruhen einerseits auf der kreisrunden Form, andererseits auf den Kräften der Materialien, aus denen er besteht⁷⁴¹. Der Kranz ist allgemein ein Symbol des Ruhmes, der Huldigung und der Freude, vor allem aber ein Zeichen des Sieges und der Unendlichkeit.



Abb. 125 Der jüdische Hochzeitsring im Schatzfund von Colmar. – (Nach Ostritz 2010b, 276 Abb. 83).



Abb. 126 Ein Männerkopf auf der Fibel Kat.-Nr. 10. – (Foto A. Scholz).

⁷³⁴ Katalog Speyer 2004, 222.

⁷³⁵ Katalog Colmar 1999, 44 Kat.-Nr. 8.

⁷³⁶ LexMA III (1986) 1905-1906 s. v. Engel [A. Sand].

⁷³⁷ LexMA III (1986) 1906-1909 s. v. Engel [G. Tavad].

⁷³⁸ LexMA III (1986) 1909-1910 s. v. Engel [E. Pásztor].

⁷³⁹ Sütterlin 1992, 520.

⁷⁴⁰ Lurker 1990, 158-160.

⁷⁴¹ Ebenda 202.

Blüten und Blätter

À jour geschnittene Blätter und Blüten finden sich zahlreich an Goldschmiedearbeiten des 13. und 14. Jahrhunderts. Allgemein gelten Blumen und Blüten als Sinnbild der Heiligkeit⁷⁴². In zahllosen Bibelstellen dienen Pflanzen als Symbol oder Gleichnis, im Neuen Testament insbesondere als Hinweis auf das innere Wachstum des Menschen. In der biblischen Bildersprache deuten Blumen auf die Vergänglichkeit allen Irdischen⁷⁴³. Blumensträuße spielten und spielen noch heute eine Rolle als Symbole des vergangenen Lebens und des Weiterlebens. Auch im erotischen Brauchtum des Mittelalters kam Blumenkränzen eine außerordentlich wichtige Rolle zu⁷⁴⁴.

Dreilappige Blätter, wie an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 9 und 16 symbolisieren die Dreifaltigkeit, die Mönchsgelübde und die theologischen Tugenden, fünflappige Blätter, wie an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 12 und 17 dagegen Christus beziehungsweise dessen fünf Wunden⁷⁴⁵.

Inschriften

Die Inschriften aus gotischen Majuskeln deuten eher auf einen christlichen, als auf einen jüdischen Kontext hin. Die Namen der Heiligen Drei Könige C(K)aspar, Melchior und Balthasar erscheinen sowohl auf Spangen als auch auf Fingerringen, meist in Abkürzungen entsprechend der Inschrift auf der Spange Kat.-Nr. 6. Ihre Namen stehen in Formeln gegen Fieber und für das Wiederfinden verlorener Gegenstände⁷⁴⁶. Insbesondere bei formelhaft abgekürzten Inschriften ist der Unterschied zwischen religiös und abergläubisch oft äußerst schwer festzustellen. So entzieht sich die Inschrift auf der Innenseite des Fingerrings Kat.-Nr. 27 gänzlich einer Deutung.

Niederdeutsche Inschriften, wie auf der Spange Kat.-Nr. 7, sind selten auf spätmittelalterlichen Schmuckstücken vertreten, obwohl Mittelniederdeutsch seit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert die Schreibsprache der hansischen Welt war⁷⁴⁷.

Schneiderzunftwappen

Das europäische Wappenwesen setzte zu Beginn des Hochmittelalters ein und entwickelte sich mit deutlichen regionalen Unterschieden⁷⁴⁸. Die Funktion als öffentliches Zeichen hat sich bis heute erhalten. Als Materialgrundlage für die Anbringung von Wappen konnten alle erdenklichen Objekte des täglichen Lebens dienen, darunter Schmuckstücke.

A. Kubinyi⁷⁴⁹ bezeichnet Wappen des 16. Jahrhunderts, die auf Berufe hinweisen als »redende Wappen«, da ein Meister die Bezeichnung seines Handwerks oft auch als Familiennamen benutzt habe. Daraus leitet er eine unter Umständen festzustellende Korrelation zwischen Wappendarstellung, Beruf und Familienname ab. Beispielsweise führte Wenniczla Tuchscherer, ein Bürger der Stadt Ödenburg (Sopron, H) im Jahr 1502 eine Schere im Wappenschild. Bürger, die über ein derartiges Wappen verfügten, gehörten jedenfalls der gehobenen Mittelschicht oder der Oberschicht einer Stadt an. Insofern könnte es sich bei der Spange Kat.-Nr. 5 um die Auftragsarbeit für einen Schneidermeister handeln. Die Schneider sind als Gilde erstmals 1366

⁷⁴² Mazakarini 1985, 111. – Lurker 1990, 275-278.

⁷⁴³ Lurker 1990, 61.

⁷⁴⁴ In der Minne-Dichtung und insbesondere in Darstellungen von Minneszenen, beispielsweise im Codex Manesse und der Weingartner Liederhandschrift, dient der Kranz der Symbolisierung und gleichzeitigen Überhöhung des Liebenden: Vetter 1988, 282. – Müller 1988, 172.

⁷⁴⁵ Mazakarini 1985, 111.

⁷⁴⁶ Cherry 1987, 58.

⁷⁴⁷ Blume 1996, 546.

⁷⁴⁸ Bereits im 13. Jh. erschienen Wappenrollen und -bücher: Heinrich 1992. Zu den bekanntesten, allerdings des 14. Jhs., zählen die große Heidelberger Liederhandschrift (1330-40) und die Zürcher Wappenrolle (um 1340).

⁷⁴⁹ Kubinyi 1992, 287.

in Münster schriftlich belegt⁷⁵⁰. Die Gesellschaft der Wandschneider⁷⁵¹ galt neben derer der Viehhändler als vornehmste Bruderschaft unter den Kaufleuten⁷⁵².

Handschlag

Auf den Handschlag beziehungsweise die Handtreue als Symbol der Treue und des Versprechens wurde bereits ausführlich eingegangen⁷⁵³.

Schwert

Zahlreiche Spangennadeln im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zeigen die Form eines Schwertes, das wie andere Waffen auch als Träger geheimnisvoller Kräfte galt⁷⁵⁴. Ist das Schwert zwar eigentlich ein Doppelsymbol für Tod und Leben, so kann es im guten Sinn zum Symbol für die Eindringlichkeit des göttlichen Wortes werden.

Zusammenfassung Motivik

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus verwendeten Symbole, trotz der großen formalen Ähnlichkeiten zu Dekoren vor allem auf christlichen Kultobjekten, keine eindeutige kulturspezifische Interpretation zulassen. Relativierend wirken sich die unterschiedlichen Überlieferungsbedingungen mittelalterlicher christlicher und jüdischer Kultobjekte aus, wie auch die Tatsache, dass sich an der mittelalterlichen europäischen Sachkultur in der Regel keine kulturellen Unterschiede manifestieren⁷⁵⁵. Die Annahme, dass die jüdische Kunst keine eigene Ikonographie hervorbringen könne, beruhte im Wesentlichen auf einer Fehlinterpretation des generellen Bildverbots. Letztlich ist der Begriff der »jüdischen Kunst« wie auch der »christlichen Kunst« nur auf Objekte mit funktionalem Kultcharakter zu beziehen⁷⁵⁶.

Die Interpretation im Hinblick auf mögliche Symbolbedeutungen ist stark von der Schriftüberlieferung beeinflusst, die überwiegend christliche Sinngehalte vermittelt. Die Frage, ob die Motive auf den Schmuckstücken von den Zeitgenossen auch gemäß ihrem symbolischen Gehalt »gelesen« wurden, oder ob sie bei der Applikation auf Alltagsgegenständen »zur sinnentleerten Dekoration abgesunken«⁷⁵⁷ verwendet wurden, ist letztlich nicht mit Sicherheit zu beantworten. Jedoch kann angesichts des von unterschiedlichen Quellen überlieferten mittelalterlichen Bilderverständnisses allgemein davon ausgegangen werden, »dass den damaligen Menschen der symbolische Gehalt der Motive durchaus bekannt war«⁷⁵⁸, auch bei meist nicht eindeutigen Bedeutungsinhalten.

Was die Schmuckstücke mit ihrer Symbolik letztlich dem jeweiligen Besitzer bedeuteten, beziehungsweise was mittels der Schmuckstücke ausgedrückt werden sollte, verbleibt im Bereich des Spekulativen. Die Palette der denkbaren Möglichkeiten reicht vom rein dekorativen, sinnentleerten Schmuckgebrauch, über den Zweck der Kapitalanlage bis hin zur symbolträchtigen Verwendung im Charakter des Volksglaubens. Da jeder Mensch spezifische Wertvorstellungen mit seinen Schmuckstücken verknüpft, beziehungsweise individuelle Botschaften über den Schmuck an seine Umwelt transferieren möchte, ist keine gesicherte Interpretation im Einzelfall möglich. Die Symbole auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind relativ unspezifisch. Die eher christliche Deutung dürfte auch mit der ungleich besseren Schriftüber-

⁷⁵⁰ Johanek 1993, 654.

⁷⁵¹ Der Begriff Wand oder Laken bezeichnet ein gefärbtes (Woll-) Tuch.

⁷⁵² Kirchhoff 2001, 32.

⁷⁵³ Siehe im Kapitel Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 3-6).

⁷⁵⁴ Lurker 1990, 332-334.

⁷⁵⁵ Wener 2004, bes. 105.

⁷⁵⁶ Ebenda 99.

⁷⁵⁷ Tauber 1992, 718.

⁷⁵⁸ Ebenda.

lieferung christlicher Symbolgehalte gegenüber jüdischen zusammenhängen, ebenso mit der damaligen, christlich geprägten Mode, die durch Zunft- und obrigkeitliche Ordnungen wesentlich mitbestimmt wurde.

Stilistisch-technologische Gruppen

Die Einteilung der Schmuckstücke in stilistisch-technologische Gruppen ist als eine rein wissenschaftliche Kategorisierung hinsichtlich der beiden Ordnungsmerkmale Stil und Technologie zu verstehen⁷⁵⁹. Ziel ist eine nähere Charakterisierung des Schmuckensembles bezüglich der Frage, ob es sich in primärer Verwendung um den Besitz einer Einzelperson oder mehrerer Personen handeln könnte.

Auf den Erkenntnisgewinn wirkt sich jedoch relativierend aus, dass die näheren Fundumstände sowie die Befundsituation unklar sind. Von größtem Interesse wäre hier beispielsweise die Vergesellschaftung der einzelnen Objekte zum Zeitpunkt ihrer Deponierung gewesen. Die ermittelten stilistischen und technologischen Objektgruppen entsprechen auch nicht automatisch unterschiedlichen Qualitätsgruppen, zumal solche, nach objektiven heutigen Kriterien erstellt, nicht *a priori* ins Mittelalter übertragbar sind.

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind stilistisch und technologisch größtenteils sehr verschieden gestaltet⁷⁶⁰. Lediglich die beiden Ringspangen Kat.-Nr. 11 und 12 stimmen in ihren stilistischen und technischen Details so weit überein, dass die Herstellung in derselben Werkstatt anzunehmen und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit von einem zusammen getragenen Spangenpaar auszugehen ist⁷⁶¹.

Auch die beiden Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24 mit je einem gefassten Stein in einer senkrecht gestellten Ringplatte sowie Drachenköpfen auf den Ringschultern wirken auf den ersten Blick sehr ähnlich hergestellt, weisen jedoch bei näherer Betrachtung eklatante Unterschiede auf. Beim Ring Kat.-Nr. 24 wurden Ringschiene und Ringplatte getrennt gefertigt und später zusammengelötet, wohingegen beim Ring Kat.-Nr. 23 die Ringplatte aus der Ringschiene herausgeschmiedet und lediglich die beiden Schienenenden miteinander verlötet wurden⁷⁶². Die Drachenköpfe auf den Ringschultern wurden beim Ring Kat.-Nr. 24 in einem Gesenk geschmiedet, dagegen diejenigen des Rings Kat.-Nr. 23 ziseliert und graviert. Trotz der herstellungstechnischen Unterschiede ist die Herstellung in einer Werkstatt, möglicherweise von unterschiedlichen Goldschmieden oder von einem Goldschmied, der unterschiedliche Techniken anwendete, nicht sicher auszuschließen. Ein Indiz hierfür könnte in der Montage des Schmucksteins in einer senkrecht gestellten Ringplatte zu sehen sein, da diese im Vergleich mit zeitgenössischen Fingerringen als ungewöhnlich erscheint. Unabhängig von der Frage nach der Werkstattzuordnung könnte die Vergesellschaftung der beiden stilistisch sehr ähnlichen Fingerringe primär auf den persönlichen Geschmack des Schmuckkäufers respektive Schmuckbesitzers zurückzuführen sein.

Eine dem vorhergehenden Beispiel entsprechende Deutung erscheint ebenfalls für den Fingerring Kat.-Nr. 22 und die Fibel Kat.-Nr. 13 möglich sowie für den Gürtel Kat.-Nr. 30 und die Fibel Kat.-Nr. 10. Erstgenannte zeigen bezüglich der Form ihrer Grundplatte sowie der Auswahl und Anordnung der Steine auffallende Ähnlichkeit, jedoch bestehen in der Herstellung und Montage der Schmuckelemente grundsätzliche Unterschiede⁷⁶³. Im Fall des Gürtels Kat.-Nr. 30 und der Fibel Kat.-Nr. 10 ist es insbesondere die Übereinstimmung des Edelsteindexors, die an ein zusammen gehörendes Ensemble denken lässt.

Die Betrachtung der übrigen Schmuckstücke zeigt, dass nahezu sämtliche der im Spätmittelalter gängigen Goldschmiedetechniken vertreten sind. Die Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Objekten so-

⁷⁵⁹ Vgl. Brather 2004, 331-332.

⁷⁶⁰ Vgl. Tegethoff 2002, 31.

⁷⁶¹ Ebenda 18.

⁷⁶² Vgl. ebenda 28-29.

⁷⁶³ Vgl. ebenda 27.

wohl hinsichtlich der Herstellungstechnik als auch des Dekors sind derart unspezifisch, dass es schwer fällt, eine über den allgemeinen Modegeschmack der Zeit hinaus gehende Interpretation zu begründen. Beispielsweise ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob die formalen Ähnlichkeiten auf die Herstellungstechnik und/oder den damaligen Zeitgeschmack zurückzuführen sind⁷⁶⁴. Neben auffälligen Übereinstimmungen zwischen den Schmuckstücken einer Objektgruppe gibt es jeweils auch gravierende Unterschiede, sowohl die Grundherstellungstechnik betreffend als auch die Ausführung des Dekors.

Allein anhand der stilistischen und technologischen Merkmale ist demnach nicht zu entscheiden, ob es sich in primärer Verwendung um den Schmuck einer Einzelperson oder mehrerer Personen, beispielsweise einer Familie, handelte. Dass die Schmuckstücke anscheinend in sekundärer Verwendung als zum Einschmelzen oder Umarbeiten vorgesehenes Altsilber gehortet wurden, geht aus deren Zustand hervor⁷⁶⁵. Somit könnte der Schmuck aus unterschiedlichen Quellen zusammengetragen worden sein.

Hinweise auf Handelsbeziehungen

Für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind günstige Bedingungen für die Rekonstruktion der Handelsbeziehungen gegeben, durch die reichhaltige Schriftüberlieferung, die im Bereich der Hanse existiert. Mittels Vergleichsfunden lassen sich anhand der im Schatzfund enthaltenen Objekttypen bis zu einem gewissen Grad kulturelle beziehungsweise handelsgeschichtliche Zusammenhänge erkennen⁷⁶⁶. Die Kartierung spezifischer Objekttypen stellt dabei eine wichtige Grundlage dar. Den Kartierungen im Rahmen dieser Arbeit liegen ausschließlich Fundobjekte mit bekanntem Fundort zugrunde, wobei vorrangig direkte Vergleichsobjekte, bezogen auf technologische und ikonographische Merkmale, berücksichtigt wurden. Zudem wurde eine synchrone Betrachtungsweise angestrebt, das heißt, es wurden mehr oder weniger als zeitgleich anzusehende Objekte kartiert⁷⁶⁷.

Die Rekonstruktion von Handelsbeziehungen wird durch verschiedene Faktoren erschwert, zumal Schmuck, insbesondere aus Edelmetall, zu den seltenen archäologischen Fundgattungen zählt. Neben der insbesondere bei Edelmetallen fortwährend hohen Recyclingrate führte vor allem der mit der Christianisierung einhergehende Wandel der Bestattungssitten dazu, dass Schmuckobjekte als Grabbeigaben überwiegend aus nicht christlich geprägten beziehungsweise spät christianisierten Regionen überliefert sind, beispielsweise aus Skandinavien und dem slawischen Siedlungsland⁷⁶⁸. In Siedlungskontexten sind Schmuckobjekte aus Edelmetall generell spärlich überliefert, sodass im fortgeschrittenen Mittelalter der Quellengruppe der Schatzfunde eine wesentliche Bedeutung für die Überlieferung von Schmuck zukommt. Anhand dieses Sachverhalts wird deutlich, dass Verbreitungskarten bereits aufgrund der lückenhaften Überlieferung zwangsläufig ein unvollständiges Abbild der einstigen Realität liefern. Insbesondere bei der Berücksichtigung weiter geographischer Räume werden archäologische Verbreitungsmuster durch eine Vielzahl von schwer zu messenden Faktoren beeinflusst, wie die historische Besiedlungsdichte, unterschiedliche Erhaltungsbedingungen im Boden, Intensität, Art und Weise sowie Bedingungen der Quellengewinnung und -erschließung, die neuzeitliche wirtschaftliche Nutzung einer Region und damit einhergehende topographische Veränderungen, das Vorhandensein beziehungsweise Fehlen einer systematischen, institutionalisierten

⁷⁶⁴ Vgl. Tegethoff 2002, 9.

⁷⁶⁵ Dazu ausführlich Kapitel Qualität der Schmuckstücke.

⁷⁶⁶ Zum Vergleich als grundlegende historische Methode und den drei prinzipiell bestehenden Möglichkeiten des direkten, des funktionalen und des strukturellen Vergleichs: Brunner 2004, 70-75.

⁷⁶⁷ Zu den archäologische Kulturerscheinungen bestimmenden Dimensionen Zeit und Raum: Eggert 2001, 270-271.

⁷⁶⁸ In Gebieten wie der Slowakei und Ungarn erfolgten gut ausgestattete Bestattungen des Adels auch noch im Spätmittelalter in größerem Umfang: Wachowski 2001, 87-88.

archäologischen Forschung, der Stand der Bearbeitung der bereits gesicherten Quellen einer Region sowie deren Publikationsstand⁷⁶⁹.

Bei der Interpretation von Kartenbildern hinsichtlich der Rekonstruktion historischer Handelsbeziehungen ist zudem zu beachten, dass vielfältige Ursachen zur Ausbreitung ähnlicher respektive identischer Formen führen können, wovon die Verbreitung als Handelsgut lediglich eine der Möglichkeiten darstellt. Als weitere Möglichkeiten der Ausbreitung realer Objekte kommen die Deckung des Eigenbedarfs auf Reisen beziehungsweise persönlicher Besitz, Beutegut, Geschenk, Mitgift, Erbschaft und Steuerabgaben in Betracht, gleichwohl kann anstelle des realen Objektes lediglich der Formgedanke als abstrakte Idee mündlich, schriftlich oder graphisch verbreitet worden sein. Denkbar wäre die Wanderung eines derartigen Objektes produzierenden Handwerkers neben der Möglichkeit der Weitergabe von Gussformen, Modeln oder Modellen. Schließlich ist die Möglichkeit der konvergenten Entwicklung einer Funktionsform nicht gänzlich auszuschließen⁷⁷⁰.

Grundlage jeder Interpretation einer Kartierung stellt die Hypothese dar, dass ein räumlicher Verbreitungsschwerpunkt eines bestimmten Objekttyps dessen Ursprungsgebiet markiert⁷⁷¹. Eine gesicherte Rekonstruktion von Wegen und Grenzen der Ausbreitung scheitert zumeist bereits an der statistisch nicht signifikanten Stichprobengröße, sodass sich meist lediglich Tendenzen der Verbreitungsrichtung herausarbeiten lassen. Zur Frage der Versorgung mit Rohstoffen und Fertigprodukten auf Grundlage des regionalen Handels und/oder Fernhandels können Schriftquellen und naturwissenschaftliche Materialanalysen Anhaltspunkte liefern, über die Möglichkeit, historisch bekannte Lagerstätten zu identifizieren.

Ausgehend vom Fertigprodukt ist die primäre Fragestellung auf den Nachweis des Produktionsortes gerichtet. Die Provenienzbestimmung ist für mittelalterliche Goldschmiedearbeiten jedoch vielfach nicht gesichert zu leisten, da Modeerscheinungen und Ideen von Goldschmieden bereits damals international ausgetauscht wurden, nicht zuletzt über die großen Messestädte, was zu einer sehr weiten Verbreitung bestimmter Schmucktypen führte⁷⁷². Ikonographische Vorbilder können den Ausgangspunkt der Stilentwicklung, also dessen primären Produktionsstandort, anzeigen. Sie geben jedoch keine Auskunft über die Art und Weise der Verbreitung. Interpretationsgrundlage ist die Nachahmung der Technik, deren Erlernen im Ursprungsland oder deren Überlieferung durch Wanderhandwerker was letztlich zur Erkenntnis führt, dass zwei ähnliche Objekte nicht zwingend am selben Ort hergestellt worden sein müssen⁷⁷³.

Die zweifelsfreie Herkunft, das heißt der Nachweis des Produktionsortes, ist auch für auf archäologischen Ausgrabungen geborgene, stratifizierte Funde nicht einfach zu erbringen, denn in der Regel werden die Objekte nicht beim Hersteller, sondern im Umfeld des Endverbrauchers gefunden. Selbst die in Schmiedewerkstätten zu Tage getretenen Objekte müssen nicht zwingend dort gefertigt worden sein, »da von den Schmieden auch große Mengen von Altmetall aufbewahrt wurden, die kaum von deren Erzeugnissen getrennt werden können«⁷⁷⁴.

Erschwerend kommt die Uniformität der Schmuckformen im spätmittelalterlichen Mitteleuropa hinzu, sowie der Umstand, dass technische Merkmale nach heutigem Wissensstand nur in beschränktem Maße Rückschlüsse auf Ort und Zeit der Herstellung eines bestimmten Schmuckstückes gestatten⁷⁷⁵. Als hauptsächliche Ursachen sind die Anwendung beziehungsweise Pflege alter Handwerkstechniken neben innovativen Arbeitsverfahren sowie fehlende Zusammenstellungen lokaler und regionaler Goldschmiedeerzeugnisse

⁷⁶⁹ Eggert 2001, 111-114. – Schiffer 1987.

⁷⁷⁰ Krabath 2001, 11-14.

⁷⁷¹ Vgl. Eggert 2001, 272.

⁷⁷² Chadour 1985, 60. – Stadt- und Meistermarken sind erst an renaissancezeitlichen Objekten regelhaft zu finden: Fritz 1982, 18. – Zu den methodischen Schwierigkeiten, anhand gewerb-

licher Zeichen auf die Provenienz einer Goldschmiedearbeit zu schließen: Röber 2004b.

⁷⁷³ Krabath 2001, 13.

⁷⁷⁴ Röber 2004b, 161.

⁷⁷⁵ Bott 1982, 8.

bezüglich der gesamten Breite der jeweiligen Produktion, wodurch sich eventuell für bestimmte Orte und Meister gewisse technische, formale und stilistische Eigentümlichkeiten abzeichnen könnten, zu nennen. Die Entwicklung regionalcharakteristischer Schmuckformen wird primär von exogenen Faktoren bestimmt, beispielsweise von Kleiderordnungen, die vom Mittelalter bis ins späte 18. Jahrhundert hinein den einzelnen gesellschaftlichen Ständen das jeweils erlaubte Maximum an Luxus kleinlich vorschrieben. Die Verordnungen wandten sich häufig nicht nur an die Schmuckträger, sondern auch an die Goldschmiede, denen sie den Verkauf von unzulässigem Schmuck untersagten. Allgemein ist davon auszugehen, dass der Schmuckreichtum mancher Landschaften mit wirtschaftlichem Wohlstand korreliert⁷⁷⁶.

Die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden ergänzend zu Hinweisen aus der Schriftüberlieferung ermöglicht unter Umständen Aussagen zu Rohstoffquellen sowie zum technologischen Entwicklungsstand. Allerdings mangelt es derzeit an Reihenuntersuchungen, die für einen gesicherten Nachweis von Verbreitungswegen und -richtungen neuer Technologien notwendig wären. Für spätmittelalterliche Goldschmiedeerzeugnisse sind die Erkenntnismöglichkeiten bezüglich der Lokalisierung der Erzlagerstätten als begrenzt einzustufen, insbesondere aufgrund der im Mittelalter bereits seit Jahrhunderten bestehenden Recycling-Mentalität.

Die Produktion im Metallgewerbe ist abhängig von der Verfügbarkeit der Rohstoffe. In Westfalen wurde Kupfer bei Marsberg und Plettenberg abgebaut, sehr geringe Mengen Gold bei Korbach, Silber am Hüggel bei Osnabrück und bei Rüthen, Blei bei Brilon und östlich von Büren sowie Zink bei Iserlohn. Nach den Schriftquellen erfolgte eine konzentrierte Zufuhr von Kupfer aus den Gruben am Ostrand des Harzes (Mansfeld, Rotenburg) sowie des Rammelsberger Silbers aus dem Harz bei Goslar, von wo aus das Silber über den Hellweg weit verhandelt und so auch nach Westfalen eingeführt wurde⁷⁷⁷. Größere Goldvorkommen wurden im Spätmittelalter vor allem im Königreich Ungarn und im Erzbistum Salzburg ausgebeutet⁷⁷⁸. Allgemein ist anzunehmen, dass der Rohstoff Metall über möglichst kurze Strecken verhandelt wurde, um angesichts des hohen Gewichts die Transportkosten zu minimieren. Insbesondere bei Edelmetallen ist jedoch die Frage nach der Rolle von Recyclingkreisläufen als Alternativen in der Materialversorgung zu berücksichtigen. Allerdings sind die Materialkreisläufe bereits für Objekte aus frühgeschichtlichen Epochen nicht so weit zu rekonstruieren, als dass entschieden werden könnte, in welcher Quantität das Metall über Handelswege bezogen oder aus Altmaterial unterschiedlicher Herkunft zusammengeschmolzen wurde⁷⁷⁹. Extremer noch gilt dies für spätmittelalterliche Goldschmiedearbeiten, zumal die Goldschmiede gemäß der Schriftüberlieferung zur Deckung ihres Metallbedarfs auf den Großhandel angewiesen waren. In den großen Messestädten, besonders in Köln, Frankfurt am Main, Brügge (NL), Antwerpen (NL) und Venedig (I), deckten sie sich nicht nur mit Rohmaterialien wie Gold, Silber und Edelsteinen ein, sondern erwarben auch fertige Arbeiten anderer Goldschmiede, um diese, reglementiert durch die jeweilige Gildeordnung, weiterzuverkaufen, umzuarbeiten oder zu kopieren.

Da bei Luxusmaterialien wie Gold, Silber und Edelsteinen bereits der Transport geringer Mengen rentabel ist, war es zweckmäßig, den Bedarf auf verschiedenen Wegen, auch aus entfernter liegenden Quellen zu decken⁷⁸⁰. Beispielsweise wurden Edelmetalle auch aus Asien nach Mitteleuropa eingeführt. Ausgangs- und Endpunkt des Asienhandels waren bis zum 15. Jahrhundert das Asowsche und das Schwarze Meer, umschlossen von venezianischen und Genueser Kolonien. Hier kamen sämtliche Waren, die auf den großen Flüssen aus der Ukraine, Russland und den Donauländern transportiert wurden an und wurden den Waren hinzugefügt, die durch den Bosphorus aus Indien und China befördert wurden, insbesondere Seide und

⁷⁷⁶ Bott 1982, 10-11.

⁷⁷⁷ Henning 1980, 332. 335. – Krabath 2001, 300-308.

⁷⁷⁸ LexMA IV (1989) 1535-1539 s. v. Gold [V. H. Elbern].

⁷⁷⁹ Baumeister 2004, 52.

⁷⁸⁰ Ebenda 52-53.

Rohmaterial	Vorkommen	Handelszentren	Handelswege
Silber	Harz bei Goslar Erzgebirge Vogesen		Hellweg
Gold	Ungarn Salzburg Afrika und Arabien Rammelsberg Bistum Goslar (Harz) Oberfranken Korbach in Hessen	Krakau	Weichsel bis Flandern via Portugal, Italien
Kupfer und Blei	Harz bei Goslar Westfalen Schweden (Kupfer) Ungarn (Kupfer)		via Lübeck via Danzig
Edelsteine		Venedig	
Almandingranat	Indien Sri Lanka		
Saphir	Sri Lanka Kaschmir (Indien)		via Indien und Rotes Meer
Perlen	Orient, Arabisch-Persischer Golf, Golf von Mannar (zw. Indien u. Sri Lanka); europäische Flüsse gemäßigter Breiten		
Koralle	italienische, französische, dalmatinische u. nordafrikanische Küsten; Ionische Inseln	Marseille (in Antike)	
Bergkristall	Alpen Orient Zypern Ägypten		
Zirkon	Sri Lanka		
Glas	Westfalen (südl. Paderborn)		
pflanzliche Fasern (Leinen?)	nördliches Westfalen	Münster Osnabrück	
Seide	Italien Byzanz Orient	Köln Konstantinopel Bremen	Rhein bis Niederlande via Breslau via Nowgorod

Tab. 12 Übersicht der zur Herstellung der Objekte im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus verwendeten Rohstoffe sowie deren hauptsächlich anhand der Schriftüberlieferung anzunehmenden Abbaugebiete, Handelszentren und -wege.

Gewürze⁷⁸¹. Die zentralen Umschlagplätze des hansischen Handels für derartige Importgüter waren die Kontore in Nowgorod (St. Peterhof), Bergen (Deutsche Brücke), Brügge und London (Stalhof)⁷⁸².

Die auf diesen Angaben beruhende Kartierung verdeutlicht die Haupthandelsrichtungen der einzelnen, an den Objekten im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nachgewiesenen Rohstoffe, vom jeweils anzunehmenden Herkunftsgebiet bis nach Münster (**Tab. 12; Abb. 127**). Anhand der Verteilung der verwendeten Rohstoffe lassen sich drei prinzipiell zu unterscheidende Handelsrichtungen nachvollziehen: 1. die Stadt-Land-Beziehung, das heißt der Warentausch einer Stadt mit ihrem unmittelbaren Umland, 2. Handelsbeziehungen zwischen den einzelnen Teilen Westfalens und 3. der Transithandel, also die Handelsbeziehungen zwischen Westfalen und anderen Gebieten⁷⁸³. Während die Glassteine aus regionaler Produktion südlich

⁷⁸¹ Bernard 1983, 180.

⁷⁸³ Zu den drei Handelsrichtungen: Henning 1980.

⁷⁸² Zum Londoner Stalhof: Keene 1989 und Jenks 1989.

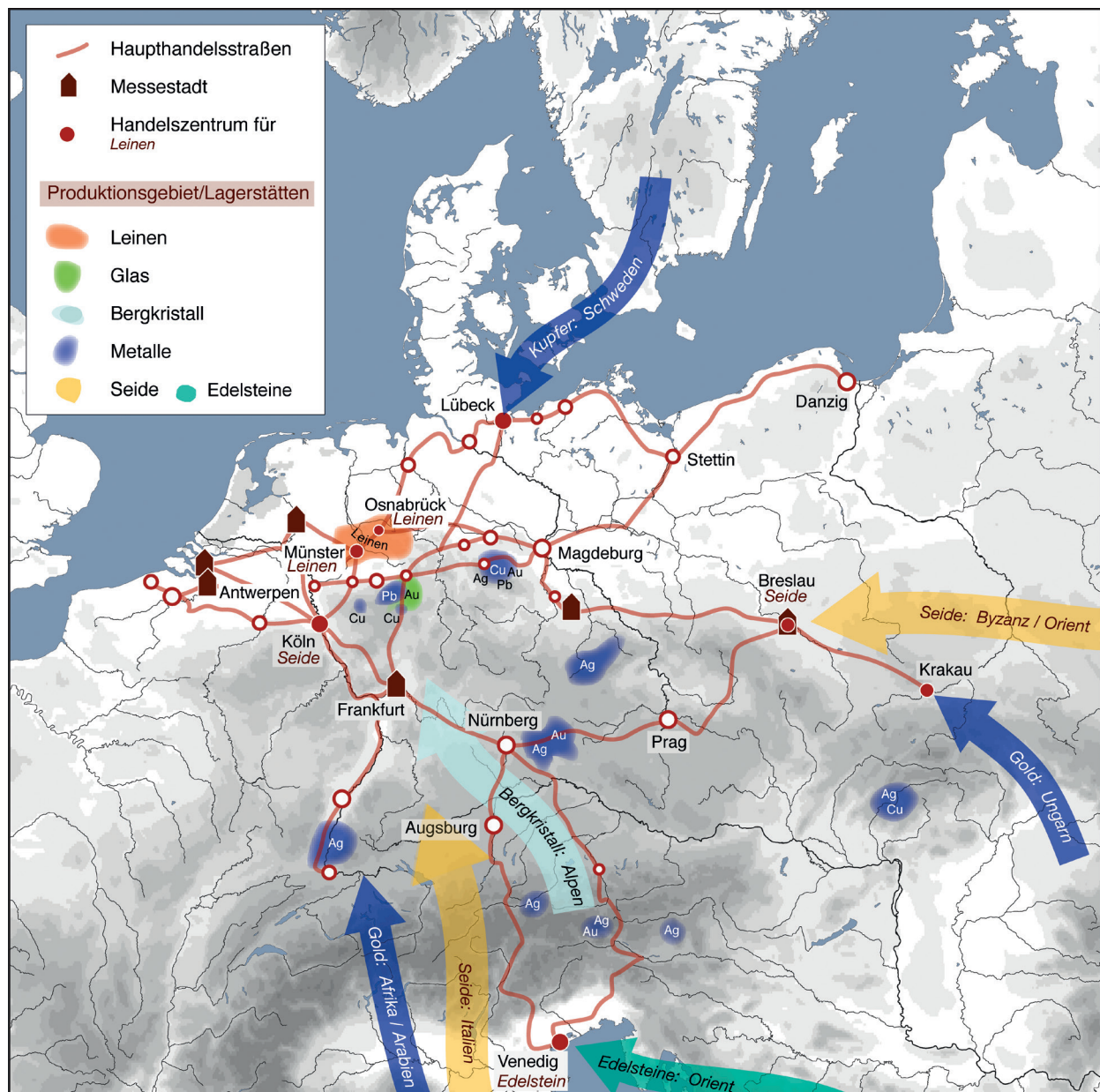


Abb. 127 Die für die Herstellung der Schmuckstücke Kat.-Nr. 1-36 verwendeten Rohstoffe, deren schriftlich überlieferte Produktionsgebiete und Haupthandelswege nach Münster. – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

von Paderborn stammen könnten⁷⁸⁴, ist für die Granate und Saphire eine Kontinuität in der Nutzung der Rohsteinquellen Sri Lankas seit dem Frühmittelalter nachzuweisen. Nahezu sämtliche der im Mittelalter verwendeten Edelsteine stammen aus dem Nahen und Fernen Osten⁷⁸⁵. Allerdings kann ein einzelner Stein auf erheblichen Umwegen und erst in sekundärer Verwendung auf das jeweilige Schmuckstück gekommen sein, was jedoch nicht detailliert am Objekt nachzuvollziehen ist.

Vorausgesetzt die Spange Kat.-Nr. 12 wurde in Münster hergestellt, könnte es sich bei den textilen Geweberesten pflanzlichen Ursprungs in den Fassungen möglicherweise um regional beziehungsweise lokal

⁷⁸⁴ Die Glasherstellung südlich von Paderborn war nach Henning 1980, 332 ein wichtiger Wirtschaftsfaktor im Spätmittelalter.

⁷⁸⁵ LexMA III (1986) 1560-1565 s. v. Edelsteine [V. H. Elbern].

produziertes Leinengewebe handeln, da Münster neben Osnabrück ein Zentrum des Leinenhandels war⁷⁸⁶. Diese Annahme bleibt jedoch aufgrund der fehlenden Nachweisbarkeit rein hypothetisch.

Dagegen stammt das Fragment der Seidenborte im Beschlag der Schließe Kat.-Nr. 35 mit Sicherheit aus überörtlicher Produktion, denn Deutschland blieb bis ins Spätmittelalter ein reines Einfuhrland und Umschlagplatz für ausländische Seide und Seidenwaren⁷⁸⁷. Bis ins 13. Jahrhundert wurde die Nachfrage nach Seidenprodukten aus Byzanz und dem Orient gedeckt, die von Nowgorod (über Bremen) und Kiev (über Regensburg) sowie aus Konstantinopel (über Breslau) nach Deutschland gelangten. In der Folgezeit stieg das italienische Seidengewerbe zum bedeutendsten Lieferanten auf. Der Rhein verband den Handel von Italien mit den Niederlanden, wobei sich Köln seit dem 12. Jahrhundert zu einem Zentrum des deutschen Seidenhandels und -gewerbes entwickelte. Demnach könnte die Seidenborte der Schließe Kat.-Nr. 35 in Nowgorod oder Köln angekauft worden sein.

Köln kam eine gewisse Vermittlerrolle zwischen den beiden Polen im europäischen Handelsnetz, Flandern⁷⁸⁸ und Italien, zu. Das Mittelmeergebiet, in dem Italien die Vormachtstellung einnahm und die Anrainerstaaten der nordeuropäischen Meere, die von den Niederlanden wirtschaftlich beherrscht wurden, entwickelten sich zunächst unabhängig voneinander, waren jedoch bald zunehmend miteinander verknüpft. Die Vermittlerrolle Kölns bezog sich insbesondere auf Waren des gehobenen und des Luxusbedarfs, vor allem Metall- und Textilwaren⁷⁸⁹. Wallonen betrieben wohl den Metallwarenexport aus den Ardennen, Friesen vermittelten sowohl über das Emsland als auch den Rhein zum Warenhandel der Nordsee. Über den Rhein bestanden Verbindungen zu den Gebieten des Oberrheins, über die insbesondere elsässische Weine, aus Italien herangeschaffte Orientwaren sowie gewerbliche Produkte des schon weit entwickelten oberitalienischen Wirtschaftsgebiets verhandelt wurden. Flandern und seit dem 14. Jahrhundert auch Brabant standen mit England in einem engen wirtschaftlichen Bündnis, insbesondere über den Tuchhandel.

Die geographische Verbreitung der Schmucktypen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus und deren stilistischer Merkmale deuten auf Handels- und Kulturkontakte insbesondere nach Nordwesteuropa, etwas weniger intensiv nach Nordost- sowie nach Südosteuropa (**Tab. 13**). Ebenso sind Formen und Stilmerkmale enthalten, die über Gesamtmitteleuropa verbreitet sind.

Damit lassen sich anhand der Verbreitung der Schmucktypen die Haupthandelsrichtungen des bremisch-friesisch-westfälischen Wirtschaftsraums, in den Münster eingebettet lag, nachvollziehen: von und nach Friesland, den Niederlanden, Köln, Flandern, England sowie der deutschen Nord- und Ostseeküste, nach Skandinavien und Nowgorod.

Schriftquellen belegen die enorme Reichweite der Aktivitäten münsterischer Kaufleute. Im Jahr 1252 sicherte Gräfin Margarethe von Flandern den Kaufleuten und Städten des Römischen Reiches, genannt werden Münster, Köln, Dortmund und Soest, Handelsfreiheit in Damme bei Brügge zu. Im Gegenzug gewährten Münster und andere Städte auch den flandrischen Kaufleuten ähnliche Freiheiten. Damit öffnete sich den münsteraner Kaufleuten der Weg über Flandern hinaus nach Südfrankreich und bis zur iberischen Halbinsel. Doch bereits im 13. Jahrhundert drängten die westfälischen Händler über Flandern verstärkt nach England. Die sog. Erbmännerliste aus dem Londoner Stalhof, eine Liste, die sich das Domkapitel 1579 von Hansesyndikus Dr. Heinrich Sudermann aus den Akten des Londoner Stalhofs zusammenstellen ließ, zeigt, dass die Familien Drolshagen, Bispinck, Buck, Wick, Schencking, Droste und Heidemann vom Beginn des 14. bis ins 16. Jahrhundert hinein ständig in London tätig waren⁷⁹⁰. Angehörige von Patrizierfamilien

⁷⁸⁶ Im Spätmittelalter war das Leinengewerbe im nördlichen Teil Westfalens bereits derart ausgeprägt, dass auch für den überörtlichen Markt produziert wurde: Henning 1980, 332.

⁷⁸⁷ LexMA VII (1995) 1706-1707 s. v. Seide [H. Pohl]. – Crowfoot/Pritchard/Staniiland 1992, 89.

⁷⁸⁸ Flandern umfasste das Artois (Arras, St. Omer), Südflandern (Douai, Lille und Tournai) und die großen Tuchstädte (Ypern, Gent und Brügge): Bernard 1983, 182-184.

⁷⁸⁹ Henning 1980, 335.

⁷⁹⁰ Johanek 1993, 644.

Kat.-Nr.	Schmucktypen und -merkmale	Verbreitung
3-6	Handtruwebratzen	Mittel-, Nord-, Osteuropa
5-6	– nielliert	Schwerpunkt Skandinavien
1-9. 11-12	Ringspangen	Europa
6-7	– mit Inschrift	West-, Nord-, Osteuropa
7	– mit niederdeutscher Inschrift	Gebiet der Hanse an Nord- u. Ostsee (Nordwestdeutschland, Niederlande)
8-9	– mit Köpfchendekor	Ursprung Skandinavien
11-12. 14-16. 18	– mit hochgefassten Steinen	Ursprung England
14-19	rautenförmige Spangen	Europa, Schwerpunkt Osteuropa
18	– mit Volutenbögen	Ursprung Schweden
18	– mit Filigrandrahmen	Ursprung Gotland
21-29	Fingerringe	Europa
23-24	– mit Tierköpfen auf Ringschultern	Mittel-, Nord-, Westeuropa
23-24	– mit Tierköpfen und senkrechter Ringplatte	Schwerpunkt Dänemark
25	– mit hoher doppelkonischer Zarge	Europa, Schwerpunkt Obere Loire-Oder
21-22	– mit mehreren Steinen	Ursprung Schweden
31	figürlich verzierte Riemenschieber	Mittelmeerregion, Ursprung Venedig?
2. 7. 12. 14. 16-17. 20	schwertförmige Spangennadeln	Ursprung England, Schweden
15. 25	Kastenfassungen mit weißer, glasiger Füllung	Ursprung England?
17. 23	Dubletten	Ursprung Mailand?

Tab. 13 Geographische Verbreitung der einzelnen Schmucktypen nach ihren bestimmenden Merkmalen.

aus Münster sind bereits im 13. und 14. Jahrhundert als Fernhändler in London und den Hansestädten an Nord- und Ostsee namentlich in Urkunden nachgewiesen. Beispielsweise ist die im Sommer 1229 anlässlich des Vertragsschlusses zwischen Fürst Mstislav von Smolensk und den Kaufleuten von Riga und »allen Deutschen, die das Ostmeer befahren«, in Nowgorod ausgestellte Urkunde unter anderen von Konrad Scheel und Johann Kind aus Münster bezeugt, woraus sich ergibt, dass die Handelsroute von Riga über die Düna bis zum oberen Dnjepr für die westfälischen Kaufleute offen war⁷⁹¹.

Darüber hinaus weisen Funde des in Münster geprägten Mimigardefordiapfennigs auf Handelstätigkeiten münsterischer Fernhändler im Ostseeraum hin. Kontakte nach Norwegen bezeugen die zwischen 1250 und 1260 in Bergen aufgezeichneten altnorwegischen *pidreks saga af Bern*, die sich ausdrücklich auf Aussagen deutscher Gewährsleute, die in Soest, Bremen oder Münster geboren wurden, beziehen⁷⁹². Hansische Privilegien wurden den Händlern aus Münster auch von König Albrecht von Schweden im Jahr 1368 ausdrücklich zugesichert⁷⁹³. Deutsche Kaufleute, unter ihnen zahlreiche Westfalen, lassen sich auf Gotland seit dem 12. Jahrhundert und insbesondere im 13. Jahrhundert nachweisen⁷⁹⁴. Sie stellen in der Stadt Visby einen wesentlichen Teil der Bevölkerung und schließen sich in eigenen Gilden zusammen. Über die Hanse erhält Gotland aus dem Rheinland, Westfalen und Niedersachsen vielfältige kulturelle Impulse, wodurch westfälisch-gotländische Beziehungen im Kunstgewerbe fassbar sind, aber auch im Kirchenbau, in der Plastik sowie in der Wand- und Glasmalerei.

Wanderungen münsteraner Goldschmiede zur Ausübung ihres Handwerks sind nach Köln, Frankreich, England und Ungarn schriftlich bezeugt⁷⁹⁵. Das Wandern von Handwerkern beziehungsweise meist Handwerksgelesen war in der Regel selbstgewollt, bevor vielerorts im Laufe des 16. Jahrhunderts die Wanderpflicht

⁷⁹¹ Johanek 1993, 641.

⁷⁹² Peters u. a. 1993, 620.

⁷⁹³ Johanek 1993, 646.

⁷⁹⁴ Berghaus 1980b, 167.

⁷⁹⁵ Rosenberg 1925, 170-176.

eingeführt wurde. Zum Aufbruch oder Fortzug eines Handwerkers führten sicherlich individuelle Motive, die letztlich auch das Ziel seiner Wanderung bestimmten, jedoch stammen vereinzelte Belege für eine planvolle, regional übergeordnete Organisation des Wanderwesens von Fachkräften bereits aus der Zeit ab 1330⁷⁹⁶. Sowohl für die Handwerkerwanderungen als auch als (Fern-)Handelsrouten wurden die Flussläufe bevorzugt, insbesondere Rhein, Main und Donau. Vorrangige Zielorte waren die großen Messestädte, allen voran Köln und Frankfurt am Main als bedeutendste Gewerbezentren⁷⁹⁷, wie auch besonders für Goldschmiede die großen Goldschmiedezentren Paris, Venedig, Köln, Prag und im Spätmittelalter zunehmend auch Aachen, Florenz, London, Wien, Krakau und Nürnberg⁷⁹⁸. Deutsche Handwerkergruppen reisten vergleichsweise häufig ins Ausland, wobei sie meist anderen deutschen Gruppen folgten, beispielsweise den Hansekaufleuten nach Skandinavien und England. Goldschmiede waren in vielen europäischen Zentren anzutreffen, so auch in London und Rom, wo sie zusammen mit Flamen und Niederländern eine eigene Eligius-Bruderschaft bildeten⁷⁹⁹.

Aus dieser engen wirtschaftlichen und kulturellen Verbindung resultiert die Schwierigkeit, die Provenienz bestimmter Schmucktypen eindeutig zu bestimmen. Hinzu kommt, dass die bruchstückhafte Erhaltung profaner Schmuckstücke im mitteleuropäischen Raum allgemein die Rekonstruktion direkter ikonographischer Zusammenhänge erschwert⁸⁰⁰. Auch die in Münster im Goldschmiedehandwerk tätigen Meister, Gesellen und Lehrlinge, die jedoch erst ab dem 16. Jahrhundert namentlich erfasst sind, rekrutierten sich aus einem weiten deutschen und europäischen Umkreis, so aus Hamburg, Kopenhagen, Odense, Stockholm, Berlin, Königsberg, Leipzig, Breslau, Prag, Wien, München, Bonn, Utrecht und Amsterdam. Spätestens in der frühen Neuzeit war Münster das unbestrittene Zentrum der westfälischen Goldschmiedekunst⁸⁰¹. Da kein quantitativ bedeutender Import von Goldschmiedewerken in den Schriftquellen nachweisbar ist, könnte auf eine in der Regel lokale oder regionale Produktion zu schließen sein⁸⁰². Bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus spricht zudem die mäßige Qualität der meisten Objekte in Bezug auf die goldschmiedetechnische und materielle Ausführung⁸⁰³ für deren Herstellung im näheren Umfeld Münsters⁸⁰⁴. Voraussetzung ist allerdings, dass der oder die Schmuckbesitzer zum Zeitpunkt des Kaufes hier ansässig waren, was sich der Kenntnis entzieht.

Ex- und Import machten Münster zum Umschlagplatz der Region zwischen Niederrhein, Lippe und Ems⁸⁰⁵, was sich gewissermaßen im Münzspektrum des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus niederschlägt. Die 1447 bestimmten Münzen stammen mit Ausnahme einer einzelnen venezianischen Münze sämtlich aus Prägestätten des hansischen Wirtschaftsraums⁸⁰⁶. Der mit 43 % weit überwiegende Anteil besteht aus lokalen und regionalen Prägungen kleinerer Währungen woraus zu schließen ist, dass der Münzanteil des Schatzfundes vermutlich über einen längeren Zeitraum aus zahlreicheren kleineren Verkaufsgeschäften angesammelt wurde. Die Verteilung der Prägeorte⁸⁰⁷ spiegelt deutlich die Westorientierung Münsters, insbesondere über die rheinischen Handelsbeziehungen ins Rheinland, an den Niederrhein, in die südlichen Niederlande und nach Flandern. Bei den weniger zahlreich vertretenen überregionalen Münzen, im wesent-

⁷⁹⁶ Schulz 1996, 503-505 sieht als allgemeine Voraussetzung für das Entstehen der organisierten Wanderung kompletter Gewerbe die Etablierung der Zünfte und die damit verbundene Schaffung von Städtenetzen. Zusätzliche Impulse sieht er in der im 14. Jh. schnell voranschreitenden Differenzierung und Spezialisierung in zahlreichen Gewerben, die es angebracht erscheinen ließen, auf der Wanderschaft möglichst vielfältige berufliche Erfahrungen zu sammeln. Als zusätzliche Motivation wertet er die Vermittlung in den sprachlich-kulturellen Grenzraum.

⁷⁹⁷ Messeorte und Gewerbezentren waren Ziele der meisten Fernwanderungen mit Distanzen von 150 bis über 300 km, wohingegen Städte geringerer Größe und Bedeutung vor-

herrschend einen Einzugsradius von bis zu 150 km aufwiesen: Schulz 1996, 505.

⁷⁹⁸ LexMA IV (1989) 1550 s. v. Goldschmiedekunst [F. Niehoff].

⁷⁹⁹ Schulz 1996, 506.

⁸⁰⁰ Vgl. Blaschitz 2000, 93 mit gleicher Problematik bezogen auf Wandmalereien.

⁸⁰¹ Heppe u. a. 1980, 416.

⁸⁰² Ebenda 422.

⁸⁰³ Siehe Kapitel Qualität der Schmuckstücke.

⁸⁰⁴ Katalog Berlin 1987, 240 [L. von Wilckens].

⁸⁰⁵ Kirchhoff u. a. 1993.

⁸⁰⁶ Siehe Kapitel Das Münzspektrum.

⁸⁰⁷ Abb. 26.

lichen 56 Sterlinge der südlichen Niederlande, handelt es sich um größere Währungen der Messeregionen Brabant und Flandern, die auf den Englandhandel verweisen. Hinzu treten mit einer venezianischen Münze und einem Penny je ein einzelner Vertreter der Mittelmeerregion sowie Englands.

Anhand der Münzen ist jedoch nur bedingt auf direkte Handelskontakte zwischen dem jeweiligen Fundort und der Prägestätte zu schließen, allein bereits aufgrund der Tatsache, dass die von Münzen zurückgelegten Wege selten geradlinig gewesen sein dürften, zumal über größere Entfernungen⁸⁰⁸. Ebenso sagt die Kenntnis der Rohstoffquellen letztlich nur etwas über die ursprüngliche Herkunft aus, nichts jedoch über die im Einzelfall benutzten Handels- beziehungsweise Umwege. Während die großen Handels- und Messestädte besonders als Umschlagplätze für Exportwaren gut aus den Schriftquellen zu erschließen sind, lassen sich die Rohstoffquellen nur durch die Einbeziehung archäologischer und naturwissenschaftlicher Methoden gesichert nachweisen.

Unter Berücksichtigung des Münzspektrums, der anhand der Schriftüberlieferung vermuteten und mittels naturwissenschaftlicher Analysen ermittelten Rohstoffquellen sowie der geographischen Verbreitung der Schmucktypen und einzelner stilistischer Merkmale sind sowohl lokale, regionale als auch weiträumige Handelsbeziehungen zu erkennen. Letztere sind überwiegend auf Nordwesteuropa und Skandinavien ausgerichtet. Zwar entstanden bei den Fernkaufleuten mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die größeren Vermögen, allerdings ist die Bedeutung des Regionalhandels für die Stadt Münster allgemein als größer einzuschätzen⁸⁰⁹. Dabei sind hansischer Fernhandel und westfälischer Regionalhandel, über den die Fernhandels Güter auf den Märkten des westfälischen Wirtschaftsgebiets verteilt wurden, nicht strikt voneinander zu trennen, zumal beides oftmals sogar in einer Hand gelegen haben dürfte. Die Zusammensetzung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus könnte diesen Sachverhalt belegen, unter der Prämisse, dass der Fundkomplex einen Händlerhort darstellt. Indem die unterschiedlichen Quellengruppen teilweise voneinander abweichende Ausschnitte des Handelsablaufs überliefern und sich somit gegenseitig ergänzen, gewährleistet die kombinierte Auswertung eine möglichst detaillierte Rekonstruktion der Handelsbeziehungen. Die diversen Handelsrichtungen, die sich im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus widerspiegeln zeigen einen Schwerpunkt des Handels über die Anrainerstaaten von Nord- und Ostsee, besonders Flandern und Friesland, nach England, Skandinavien und Nowgorod an. Etwas weniger intensiv zeichnen sich Kontakte über Köln nach Frankreich und nach Südosteuropa, insbesondere Ungarn, ab.

Qualität der Schmuckstücke

Die Qualität von Schmuckstücken zum Zeitpunkt ihrer Herstellung bestimmende Faktoren sind die verwendeten Materialien, die Herstellungstechnik und die Sorgfalt der Ausführung. Ebenso sind jedoch der persönliche Geschmack des Konsumenten und insbesondere der obrigkeitliche Einfluss von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Beurteilung der Schmuckqualität. Normen, Ansprüche und deren Verwirklichungen können, je nach Standpunkt des Betrachters als Handwerker oder Konsument, stark voneinander abweichen, in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage, endo- und exogenen Einflüssen auf Wünsche und Vorstellungen von Schmuckträger und Produzent sowie vom Formenrepertoire und der technischen Kapazität des Herstellers⁸¹⁰. Neues und Fremdes wird sowohl von Rezipienten als auch Konsumenten immer wieder als qualitativ hochwertig angesehen, eng zusammenhängend mit einem höheren Verkaufspreis und der Exklusivität beziehungsweise Seltenheit⁸¹¹. Aus Schriftquellen geht hervor, dass die heimische Obrigkeit

⁸⁰⁸ Ilisch 1980a, 31-33.

⁸⁰⁹ Johanek 1993, 650. – Zur Bedeutung des lokalen und regionalen Handels einer Stadt am Beispiel Lund: Carelli 1999.

⁸¹⁰ Jaritz 1988, 49. – Bott 1982, 10.

⁸¹¹ Jaritz 1988, 47.

versuchte, den Schutz des örtlichen Handwerks und Produkts zu gewährleisten und das Überhandnehmen von Fremdem durch Verbote oder Einschränkungen zu verhindern. Die Qualität der Schmuckstücke ist demnach als solche objektiv nicht zu beurteilen, da das Verhältnis von Menschen zu Dingen von unterschiedlichen schwer zu messenden Faktoren abhängt, wie individuellen psychischen Dispositionen und Vorlieben bis hin zu gesellschaftlichen Konventionen und kulturellen Wertvorstellungen⁸¹². Dennoch kann anhand bestimmter qualitativer Merkmale der einzelnen Objekte in gewissem Rahmen auf die Wertschätzung durch den oder die Besitzer und somit auch auf die funktionale Deutung des Schatzfundes geschlossen werden. Dies sind vor allem die Beobachtung von Gebrauchsspuren, Reparaturmaßnahmen, intentionalen Zerstörungen sowie die Identifizierung von Rohmaterial, Produktionsausschuss beziehungsweise -abfall und Halbfabrikaten, die in den folgenden Abschnitten bezogen auf die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus besprochen werden.

Zur Annäherung an die Beurteilung der ideellen und materiellen Bedeutung von Schmuck aus Gold, Silber und Edelsteinen im Spätmittelalter können wiederum neben realen Objekten auch bildliche und schriftliche Quellen herangezogen werden. Im Spätmittelalter stellt besonders die höfische Epik eine hervorragende Quelle dar. Die hier enthaltenen Schmuckbeschreibungen geben Einblick in die Funktion als Kleidungsaccessoire und ebenso in den hohen Zeichencharakter sowie die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten von Schmuck als Kapitalanlage, zur Repräsentation beziehungsweise Demonstration von Reichtum und gesellschaftlichem Rang, als Geschenk, Verlobungs- und Liebesgaben sowie als Amulette⁸¹³. Städtische Kontrollinstanzen wurden zusätzlich zu den Gildeordnungen eingesetzt, um eine gleichbleibende Güte der Goldschmiedeerzeugnisse zu gewährleisten⁸¹⁴.

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind trotz ihres reichhaltigen Dekors nicht der höchsten Qualitätsstufe für Goldschmiedeerzeugnisse zuzurechnen. Sie spiegeln »in bescheidenem Maß die gehobenen Ansprüche der damaligen Zeit wider«⁸¹⁵. Hinweise hierauf geben die zahlreiche Verwendung relativ kostengünstiger Glassteine sowie die häufig auf die Ansichtsseite oder auf bestimmte Dekorteile beschränkte Feuervergoldung. Auch die Verwendung von Silber als Grundmaterial, mit Ausnahme des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21, weist darauf hin, dass die ehemaligen Schmuckträger sicherlich zwar einer wohlhabenden, höchstwahrscheinlich jedoch nicht der finanziell potentesten Bevölkerungsschicht entstammten. Aufgrund der größeren Verfügbarkeit fand Silber in weiteren gesellschaftlichen Kreisen Verbreitung und eine alltäglichere Verwendung als Gold⁸¹⁶.

Bezüglich der Herstellungstechnik ist die Anwendung einer Vielzahl der im Spätmittelalter gängigen Handwerkstechniken auffallend, wie der Vergleich mit Goldschmiedeerzeugnissen entsprechender Zeitstellung sowie den Beschreibungen Theophilus Presbyters und Benvenuto Cellinis zeigt. Zudem gibt es für einige der konstruktiven Elemente Hinweise darauf, dass es sich um Massenware handelt, insbesondere bei den Spangennadeln mit querliegendem gefeiltem Absatz.

Zahlreiche Schmuckstücke weisen Mängel in Bezug auf die Sorgfalt der Ausführung auf, beispielsweise sind an den Kerbdrähten des Gürtels Kat.-Nr. 30 Gussfehler erkennbar, gleiches gilt für die Schauseite des Riemenschiebers Kat.-Nr. 31. Zudem wurden an den meisten Schmuckstücken Bearbeitungsspuren sichtbar belassen, das heißt sie wurden nicht gänzlich versäubert und überarbeitet.

Darüber hinaus sind einige qualitativ sehr hochwertig und aufwendig hergestellte Schmuckstücke im Ensemble enthalten, insbesondere der kleine goldene Fingerring Kat.-Nr. 21, die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, die Fibel Kat.-Nr. 10, die Spange Kat.-Nr. 7 und der Gürtel Kat.-Nr. 30.

⁸¹² Veit 2003a, 18.

⁸¹³ Blaschitz/Krabath 2004, 736.

⁸¹⁴ Vgl. Fingerlin 1971, 33.

⁸¹⁵ Tegethoff 2002, 4.

⁸¹⁶ Baumeister 2004, 51.

Auch die Inschriften zeigen deutlich qualitative Unterschiede in der Ausführung der Buchstaben. Während diejenigen der Spange Kat.-Nr. 7 sehr gekonnt aus dem Metall geschnitten wurden, wirken diejenigen der Handtruwebrazte Kat.-Nr. 6 als seien sie von einer ungeübten Hand geschnitten worden, während die Inschrift des Fingerrings Kat.-Nr. 27 lediglich aus Rudimenten gotischer Majuskel besteht. Derart gravierende Unterschiede in der handwerklichen Ausführung weisen jedoch nicht zwingend auf unterschiedliche Werkstätten hin. Zwar ist eine arbeitsteilige Produktion einzelner Schmuckbestandteile innerhalb einer Werkstatt anzunehmen und folglich ein hoher Grad der Spezialisierung der einzelnen Handwerker mit weitgehender Perfektion in der handwerklichen Ausführung, jedoch sind auch Umstände denkbar die dazu führen, dass Handwerker für sie neue und ungewohnte Techniken anwenden mussten. Dazu könnten beispielsweise spezielle Kundenwünsche führen, ein Arbeitskräftemangel in der Werkstatt oder auch die Ausbildung von Lehrlingen⁸¹⁷. Die unterschiedliche Qualität in der Herstellungstechnik der Schmuckstücke erschwert die Zuordnung zu einer Werkstatt, ebenso die Charakterisierung des Besitzers beziehungsweise Trägers hinsichtlich seines sozialen Ranges. R. Tegethoff⁸¹⁸ schließt daher darauf, dass es sich um zusammengetragenen Schmuck handelt, »der ausschließlich als Fundkomplex im historischen Kontext gesehen werden sollte«. Dem folgend könnte der Fundkomplex als Händler-, Goldschmiede- oder Pfandleiherhort gedeutet werden, wobei die Interpretation als gehorteter Familienschmuck allein aufgrund vorgenannter Kriterien nicht gänzlich auszuschließen ist.

Gebrauchsspuren

Gebrauchsspuren sind durch Gebrauch hervorgerufene oberflächliche Veränderungen der Materialstruktur oder Störungen der Materialintegrität⁸¹⁹, die Hinweise auf die ehemalige Verwendung und Wertschätzung eines Objekts geben können. Die Schmuckstücke zeigen sämtlich, mit Ausnahme des Fingerrings Kat.-Nr. 29 und der Spange Kat.-Nr. 15, deutlich zu erkennende Gebrauchsspuren, wobei unterschiedliche Abnutzungsgrade festzustellen sind. Neben Objekten mit kaum sichtbaren Gebrauchsspuren (Kat.-Nr. 21 und 35) sind solche mit nahezu gänzlich abgegriffener Vergoldung und stark verrundeten Kanten, beispielsweise der Fingerring Kat.-Nr. 26, im Fundkomplex enthalten.

Da sowohl Silber als auch Gold relativ weiche Metalle sind, die rasch Kratzer und Abrieb zeigen, ist eine sichere Ansprache des Nutzungszeitraums anhand der Gebrauchsspuren nahezu unmöglich⁸²⁰. Eine Schädigung der Metalloberfläche kann gleichfalls bereits bei der Herstellung, bei der Aufbewahrung mehrerer Schmuckstücke beispielsweise in einem Kästchen, entsprechend beim Transport und während der Überlieferung im Boden sowie bei der Bergung und anschließenden Lagerung der Schmuckstücke entstehen. Demnach ist es nahezu unmöglich, anhand der Gebrauchsspuren eines Objekts auf dessen Wertschätzung durch den ehemaligen Schmuckbesitzer zu schließen. Bei aller gebotener Vorsicht vermitteln die meisten der Objekte den Eindruck, als seien sie häufiger und wohl auch über einen längeren Zeitraum getragen worden.

Reparaturen

Die Beurteilung von Reparaturen an Schmuckstücken hinsichtlich der Intensität ihres Gebrauchs sowie ihrer Wertschätzung unterliegt denselben methodischen Schwierigkeiten wie die der Gebrauchsspuren. Unter den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befinden sich hauptsächlich solche ohne erkennbare Reparaturen, neben solchen mit kleineren Reparaturen beziehungsweise Ausbesserungen, die bereits bei der Herstellung des entsprechenden Objekts vorgenommen worden sein könnten, beispielsweise

⁸¹⁷ Übungen zur Berufsausbildung im heutigen Goldschmiedehandwerk beschrieben bei Brepohl 1994, 264-266.

⁸¹⁸ Tegethoff 2002, 31.

⁸¹⁹ Burmeister 2003, 270.

⁸²⁰ Krabath 2004a, 300-301.

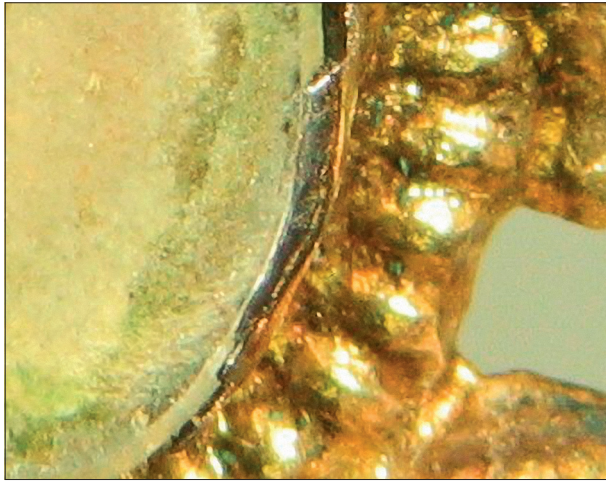


Abb. 128 Der zwischen Fassung und Stein eingeschobene Blechstreifen am Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto S. Greiff, RGZM).

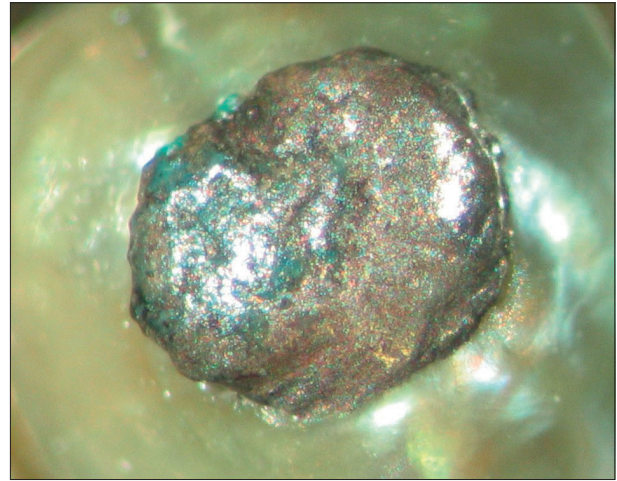


Abb. 129 Messingniet an der Ringfibel Kat.-Nr. 13. – (Foto A. Scholz).

die eingeschobenen Blechstreifen am Fingerring Kat.-Nr. 23 (**Abb. 128**) und dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34. Dagegen zeigt die Ringfibel Kat.-Nr. 13 mit ihren beiden durch Messingniete ersetzten Silberstiften höchstwahrscheinlich durch Gebrauch notwendig gewordene Reparaturen (**Abb. 129**).

Mehrere, vermutlich zeitlich erheblich differierende Reparaturphase sind an den Scharnierstiften des Gürtels Kat.-Nr. 30 abzulesen. Neben den originalen feuervergoldeten Silberstiften finden sich Messingstifte, die vermutlich einer historischen Reparaturphase zuzuordnen sind. Wahrscheinlich modern hinzugefügt sind die Silberstifte mit geschlitzten Enden und die Silberstifte mit gefeilter Oberfläche⁸²¹.

Naturwissenschaftliche Analysen können zur Identifizierung moderner Reparaturen, das heißt Restaurierungsmaßnahmen führen, wenn diese in Vergessenheit geraten sind, beispielsweise wenn zu den ausgeführten Arbeiten kein Protokoll angefertigt und den Fundakten hinzugefügt wurde, wie im Fall des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus. Sowohl in einer Fassung des Gürtels Kat.-Nr. 30 als auch an einer Bruchstelle im Rahmen der Spange Kat.-Nr. 17 konnte mittels Raman-Mikrospektroskopie Epoxydharz nachgewiesen werden.

Weniger eine Reparatur im herkömmlichen Sinn als vielmehr eine Umarbeitung ist an dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 zu erkennen, verbunden mit der Umnutzung von Anhänger zu Aufnahmeschmuck⁸²².

Intentionale Zerstörungen

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus weisen zum Teil massive Beschädigungen auf, die auf die intentionale Zerstörung des jeweiligen Objekts schließen lassen, deren Verursacher jedoch letztlich anonym bleibt. Eine Möglichkeit wäre, dass der Goldschmied selbst technisch schlecht ausgeführte Schmuckstücke zerstörte anstatt sie in den Verkauf zu bringen. Dies erscheint jedoch als relativ unwahrscheinlich, denn die Objekte tragen großteils deutliche Gebrauchsspuren. Zudem lag es sicher nicht im Interesse eines Goldschmieds, Eigenprodukte zu zerstören und einzuschmelzen, da dies jedenfalls für ihn zu einem wirtschaftlichen Verlust führen würde.

Die Verarbeitung von Edelmetallen war streng reglementiert und in den Gildeordnungen festgeschrieben. Die Forderung der Zerstörung oder auch Teilzerstörung erscheint in den Handwerksordnungen für nicht

⁸²¹ Siehe Kapitel Gürtelbestandteile.

⁸²² Siehe Kapitel Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion.

den Qualitätsanforderungen entsprechende Objekte und insbesondere für Fälschungen⁸²³. Gegenstände deren Qualität vor allem bezogen auf das Material derart inakzeptabel erschienen, dass sie als Fälschungen zu bewerten waren, wurden verbrannt, zerschnitten, zerrissen oder zerschlagen, wie es beispielsweise die Kölner Ordnung von 1397 vorschrieb⁸²⁴. Auch in der Wiener Goldschmiedeordnung von 1366 findet sich die Vorschrift, dass im Handel auftauchende Goldschmiedeerzeugnisse ohne Beschauzeichen zerbrochen und dem Münzmeister übergeben werden müssen⁸²⁵.

Da insbesondere Importwege diversen Störungen und Schwankungen unterlagen, war Recycling wertvoller Handelsgüter zu allen Zeiten von Interesse⁸²⁶. Aus zahlreichen Schriftquellen geht hervor, dass den Goldschmieden auch reguläres Altsilber in größerem Umfang zur Verarbeitung übergeben wurde. Beispielsweise berichtet Benvenuto Cellini, dass unter anderem Silbermünzen (Denare) zur Färbung von Vergoldungen eingeschmolzen wurden⁸²⁷. Als Beweggründe für das Einschmelzen oder Umarbeiten von Schmuck werden vor allem die Anpassung an die wechselnde Mode und den jeweiligen Zeitgeschmack sowie akuter Geldbedarf, beispielsweise für die Anfertigung liturgischen Gerätes für Kirchenstiftungen genannt. Hierauf ist die generelle Seltenheit alten Schmucks zurückzuführen⁸²⁸. Das Spangenfragment Kat.-Nr. 12 vermittelt deutlich den Eindruck eines zum Einschmelzen vorbereiteten Altsilberobjektes. Sämtliche Edelsteine wurden aus dem Fassungen herausgebrochen und die Funktionalität des Spangenrahmens zerstört, indem etwa ein Drittel herausgeschnitten wurde.

Das Herausbrechen der Edelsteine aus ihren Fassungen bei den Schmuckstücken Kat.-Nr. 10-17, 21-22, 26 und 30 stellt bei weitem die am häufigsten auftretende Beschädigung dar. Die herausgebrochenen Steine wurden entweder einzeln verkauft, in neue Fassungen umgearbeitet oder mitsamt ihrer Fassung auf andere Goldschmiedearbeiten montiert⁸²⁹. Letztgenanntes könnte auf den fragmentierten Fingerring Kat.-Nr. 28 zutreffen. Benvenuto Cellini⁸³⁰ berichtet von mehrmals durch unterschiedliche Goldschmiede gefassten Edelsteinen. Ringköpfe mit gefassten Steinen sind in Sekundärverwendung häufiger auf liturgischem Gerät und Kronen zu finden.

Objekte wurden auch zerstückelt oder verbogen um die Silberlegierung zu testen. Schließlich kann fragmentiertes Silber aus zerstückelten Münzen, Schmuck, Barren und Werkabfällen in sekundärer Verwendung als Gewichtsgeld dienen⁸³¹. Die Reduktion auf den Metallwert könnte das Motiv der Zerstörung des Fingerrings Kat.-Nr. 27 gewesen sein. Aufgrund der Inschrift auf der Innenseite der Ringschiene wäre ebenso denkbar, dass primär der ideelle Wert des Fingerrings zerstört werden sollte.

Rohmaterial, Produktionsausschuss, Halbfabrikate

Rohmaterial in Form von Barren, Gusskuchen, Drähten und Blechen ist im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nicht vertreten. Bei den Draht- und Silberblechresten, die heute verschollen, jedoch auf den zwischen 1993 und 2004 veröffentlichten Gesamtaufnahmen noch zu sehen sind, könnte es sich eventuell um Produktionsabfall handeln. Es sei nochmals auf die unvollständige Bergung und Überlieferung des Fundkomplexes hingewiesen und die damit verbundene Möglichkeit, dass ursprünglich enthaltene wichtige diagnostische Objekte, beispielsweise Barren, heute fehlen.

Die Spange Kat.-Nr. 15 weist mit ihrer gebrochenen Nadelachse eine derart charakteristische Beschädigung auf, die wahrscheinlich bereits bei der Herstellung des Schmuckstücks entstanden ist, sodass diese Spange

⁸²³ Jaritz 1988, 41-42.

⁸²⁴ Fritz 1982, 40.

⁸²⁵ Blaschitz/Krabath 2004, 745.

⁸²⁶ Baumeister 2004, 52-53.

⁸²⁷ Cellini 1974, 95.

⁸²⁸ Katalog Zürich 1991, 273. – Zum Einschmelzen von Goldschmiedeerzeugnissen ausführlich Fritz 1982, 21-29. –

Benvenuto Cellini berichtet beispielsweise vom Bau eines Ofens in der Engelsburg zum Einschmelzen des päpstlichen Schatzes: Brinckmann 1867, 112.

⁸²⁹ Haedeke 2000, 9-10.

⁸³⁰ Brinckmann 1867, 66.

⁸³¹ Baumeister 2004, 64.



Abb. 130 Sichtbar belassene Hammerspuren auf dem Fingerring Kat.-Nr. 29. – (Foto A. Scholz).

als Produktionsausschuss angesprochen werden kann, zumal der Spangenrahmen keine durch eine aufliegende Nadelspitze verursachten charakteristischen Abriebspuren zeigt.

Bei dem schlichten silbernen Fingerring Kat.-Nr. 29 handelt es sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit um ein Halbfertigprodukt, da Bearbeitungsspuren in Form von Hammerspuren auf der Oberfläche deutlich sichtbar belassen wurden und Gebrauchsspuren fehlen (**Abb. 130**).

Schließlich sind mit der Bergkristallperle Kat.-Nr. 36 und der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 zwei Schmuckelemente im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthalten, die mit einiger Sicherheit für eine sekundäre Verwendung vorgesehen waren.

Zusammenfassung Qualität der Schmuckstücke

Trotz vorgenannter Problematik in der qualitativen Beurteilung der Schmuckstücke ist doch eine deutliche Uneinheitlichkeit hinsichtlich der Sorgfalt in Ausführung und Bearbeitung der Schmuckstücke

zu erkennen. Insgesamt repräsentieren die 35 Objekte nicht die höchste Qualitätsstufe mittelalterlicher Goldschmiedekunst, erkennbar an verarbeitungstechnischen Details wie sichtbar belassenen Bearbeitungsspuren und Ausbesserungen sowie an den verwendeten Materialien vergoldeten Silbers und Glassteinen. Insofern könnte es sich um Schmuck von Angehörigen der gehobenen sozialen Mittelschicht handeln. Die meisten Schmuckstücke zeigen deutliche Gebrauchsspuren, die es wahrscheinlich machen, dass sie häufiger und/oder über längere Zeit getragen wurden. Hinweise hierauf geben gleichfalls Reparaturen und Umarbeitungen an einigen Objekten.

Die Uneinheitlichkeit der Schmuckqualität erschwert sowohl die Zuordnung zu einer bestimmten Werkstatt als auch zu einem bestimmten Schmuckeigentümer oder Schmuckträger⁸³². Dies und die hohe Zahl der fragmentierten Schmuckstücke neben solchen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit als Halbfabrikat beziehungsweise Produktionsabfall angesprochen werden können, führen zu der Annahme, dass es sich um vor der Verbergung zusammengekauftes (Alt-)Silber handeln könnte.

Laufzeiten der Schmuckstücke

Aus spätmittelalterlichen Testamenten geht hervor, dass Wertobjekte, beispielsweise Schmuck, über mehrere Generationen in Gebrauch waren⁸³³. Dies könnte durchaus auf einige der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zutreffen, die vergleichsweise älter datieren und einen hohen Grad an Abnutzungsspuren zeigen, besonders der Fingerring Kat.-Nr. 25.

Die Laufzeiten der Schmuckformen datieren recht einheitlich vom 12. bis zum ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert, mit Schwerpunkt im späten 13. und beginnenden 14. Jahrhundert (**Tab. 14**).

⁸³² Vgl. Tegethoff 2002, 4.

⁸³³ Krabath 2004a, 251.

Kat.-Nr.	Schmucktypen	Datierung
3-6	Handtruwebratzen	Ende 12. - Ende 14./Anfang 15. Jh.
1-9. 11-12	Ringspangen	Ende 12. - 1. Hälfte 15. Jh.
6-7	– mit Inschrift	1. Hälfte 13. - 15. Jh.
8-9	– mit Köpfbendekor	Frühmittelalter - 16. Jh.
11-12. 14-16. 18	– mit hochgefassten Steinen	13./14. Jh.
14-19	rautenförmige Spangen	13./1. Hälfte 14. Jh.
18	– mit Filigrandrahmen	14. Jh.
23-24	Fingerringe mit Tierköpfen auf Ringschultern	12. - 15. Jh.
23-24	Fingerringe mit Tierköpfen und senkrechter Ringplatte	Mitte 13. - 15. Jh.
25	Fingerringe mit hoher doppelkonischer Zarge	1. Hälfte 13. - Ende 13. Jh.
31	figürlich verzierte Riemenschieber	1. Hälfte 13. - 2. Hälfte 14. Jh.
36	Facetten-, Hohl- und Muldenschliff	ab 13. Jh.

Tab. 14 Übersicht der Objekttypen und ihrer Laufzeiten.

Es konnten keine ausgesprochenen Altstücke identifiziert werden, sodass der Schmuck aus einem relativ kurzen Zeitraum, von etwa 150 Jahren ab der ersten Hälfte des 13. bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts, stammen dürfte⁸³⁴.

Fazit zur Schatzfundzusammensetzung

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus beinhaltet 1447 bestimmte Münzen, 35 Schmuckstücke und ein einzelnes Spangennadelfragment, wobei davon auszugehen ist, dass weder die Münzen noch der Schmuck vollständig geborgen und überliefert wurden. Mit Ausnahme des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21 bestehen sämtliche Objekte aus Silber, zum Teil vergoldet, nielliert, emailliert und mit (Edel-)Steinen besetzt. Allein bereits aufgrund der großen Anzahl an Münzen zählt der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mit einem Gesamtgewicht von 2922,72 g zu den größeren mittelalterlichen Schatzfunden Westfalens⁸³⁵.

Bei den Münzen handelt es sich durchweg um kleinere Währungen, mit einem Anteil lokaler Münzen von 43 %, die vermutlich über einen größeren Zeitraum aus kleineren Verkaufsgeschäften angesammelt wurden. Sowohl die Prägezeiten der Münzen als auch die Laufzeiten der Schmuckstücke verweisen auf eine einheitliche Datierung der Schatzbestandteile in den Zeitraum von der ersten Hälfte des 13. bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts.

Die Prägeorte liegen sämtlich im Gebiet der Hanse und spiegeln die Westorientierung Münsters wider. Mit den Münzstätten Bonn und Deutz sind besonders die rheinischen Handelsbeziehungen repräsentiert, sowie mit Dordrecht, Utrecht, Löwen, Brüssel und Maastricht diejenigen nach den Niederlanden und Belgien. Die Schmucktypen verweisen insbesondere auf Kontakte nach Skandinavien (Schweden, Dänemark) und England, wohin laut Schriftüberlieferung direkte Handelskontakte von münsteraner Kaufleuten bestanden. Mit der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und dem figürlich verzierten Riemenschieber Kat.-Nr. 31 sind zudem Schmuckformen vertreten, deren Herkunft mit hoher Wahrscheinlichkeit im Süden Europas vermutet werden darf. Als mögliche Produktionsorte kommen für die Zierscheibe Limoges (F) und für den Riemenschieber

⁸³⁴ Vgl. Krabath 2004a, 299. – Tegethoff 2002, 3. – von Wilckens 1985, 308. – Fritz 1982, 230.

⁸³⁵ Vgl. Ilisch 1980a.

Venedig in Betracht, als Handelsroute nördlich der Alpen in beiden Fällen der Rhein bis vermutlich nach Köln.

Die Schlussmünze, ein im Namen Bischof Johann I. von Utrecht (1341-1364) geprägter Groschen, weist den *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeitpunkt aus. Das vertretene Münzspektrum, in dem größere Münzen, insbesondere die französischen Turnosen fehlen, macht eine Deponierung um die Mitte des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich. Allerdings sind mit der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und insbesondere der Ringspange Kat.-Nr. 7 zwei Schmuckstücke enthalten, die eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren sind. Somit stellt sich die Frage, ob es sich um einen geschlossenen Fund im Sinne von Oscar Montelius handelt⁸³⁶, oder möglicherweise um ein Wertsachendepot, das seinem Besitzer längere Zeit zugänglich war und entsprechend später noch um einige Wertobjekte ergänzt werden konnte. Im Hinblick auf die Deutung als gehortetes Altsilber erscheint zudem die geschlossene Deponierung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts möglich.

INTERPRETATION DES SCHATZFUNDES

Die für den Schatzfund konstruierte Interpretationskette, Verbergung um 1348 in der Nähe des jüdischen Viertels durch einen jüdischen Pfandleiher vor dem nahenden Pogrom, bedurfte einer kritischen Überprüfung, im Zuge derer die vorgeschlagene Interpretation weder komplett verworfen noch uneingeschränkt bestätigt werden konnte. Die Neuinterpretation basiert auf der Synthese der Ergebnisse der archäologischen, naturwissenschaftlichen und numismatischen Untersuchungen sowie Aussagen der Schriftüberlieferung. Es hat sich gezeigt, dass eine differenziertere Betrachtung des Fundkomplexes und seines Befundkontextes notwendig ist, die zugleich mehrere Interpretationsmöglichkeiten eröffnet.

Verbergungszeitpunkt und Verbergungsgrund

Ausgehend vom durch die Schlussmünze überlieferten *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeitpunkt und der zeitlichen Nähe zur Mitte des 14. Jahrhunderts mit der historisch überlieferten Pestepidemie und den vielerorts vorausseilenden Pogromen wurde als Verbergungsgrund für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus das nahende Pogrom des Jahres 1349 angenommen, obwohl dieses in den Schriftquellen für Münster nicht direkt belegt ist⁸³⁷. Gewissermaßen im selben Argumentationsschritt wurde als Eigentümer des Schatzes zum Zeitpunkt der Verbergung ein jüdischer Pfandleiher postuliert. Auch wenn dieser Zirkelschluss letztendlich nicht mit Sicherheit zu widerlegen ist, sollten dennoch die von dieser Interpretation abweichenden, jedoch ebenso plausiblen Deutungsmöglichkeiten diskutiert werden.

Durch die kritische Neubewertung der spätmittelalterlichen Schriftquellen zeigt M. Vasold⁸³⁸, dass es sich bei dem kollektiven Grauen vor dem »Schwarzen Tod«, der großen Pestepidemie im Europa der Mitte des 14. Jahrhunderts, in erster Linie um einen neuzeitlichen Mythos handelt. Die historischen Darstellungen des »Schwarzen Todes« basieren im Wesentlichen auf Abhandlungen, die einzelne Historiker und Medizinhistoriker im Verlauf des 19. Jahrhunderts verfassten, noch bevor der Pesterreger und der Modus der Pestüber-

⁸³⁶ Der geschlossene Fund impliziert die Gleichzeitigkeit der vergesellschafteten Objekte im Augenblick ihrer Deponierung: Eggert 2001, 54-55, bes. Anm. 11.

⁸³⁷ »Ob der Judenmord auch in Münster der Pest vorausging, wissen wir nicht«: Aschoff 1993, 579.

⁸³⁸ Vasold 2003, bes. 7-8.

tragung ausreichend erforscht und bekannt waren. Nicht zuletzt auf diesen Umstand ist zurückzuführen, dass die Pest umstellt ist von Mythen, beispielsweise dem Mythos der großen Verluste: »In der allgemeinen Geschichtsschreibung ist mit Blick auf die Pesttoten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, den Schwarzen Tod, ziemlich uniform von einem Drittel die Rede«⁸³⁹. In zahlreichen Stadtgeschichten werden die Verluste mit etwa einem Drittel benannt, obwohl sich die Schriftquellen häufig darüber ausschweigen. Andere, laut Vasold⁸⁴⁰ weit realistischere Schätzungen der Verlustzahlen gehen für ganz Deutschland im Durchschnitt von einem knappen Zehntel aus. Unabhängig von der exakten Sterberate verursachen Seuchen, also sich rasch ausbreitende epidemisch auftretende Infektionskrankheiten, folgenreiche Auswirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft und rufen in der Bevölkerung Ängste hervor, die sich auch im sozialen Verhalten bis in den religiösen Bereich hinein niederschlagen⁸⁴¹.

Es wird davon ausgegangen, dass die Pest und insbesondere der ihr vorausseilende Schrecken eine Massenhysterie hervorriefen, die Juden wie Christen zur Flucht veranlasst haben dürfte. Der anonyme Chronist, der hundert Jahre später den Pestausbruch in Münster für das Jahr 1350 überliefert, schreibt sehr allgemein von einem »großen Sterben«⁸⁴². Das vorausgehende Pogrom ist mit dieser Notiz nur indirekt überliefert⁸⁴³. Zudem liegen für zahlreiche Städte Deutschlands, so auch für Münster, keine gesicherten Erkenntnisse für den Ausbruch der Pest bereits während der Pestwelle um 1348 vor. In den wenigen mittelalterlichen und auch in den neuzeitlichen Schriftquellen zum »Schwarzen Tod« sind die »chronologischen Angaben zu ungenau, als dass daraus ein Pestbeginn schon 1348 oder 1349 mit Sicherheit ableitbar wäre«⁸⁴⁴. Der anonyme Chronist gibt zwar mit 1350 eine Jahresangabe, allerdings nennt er weder Pest noch Pogrom ausdrücklich als Ursache des »großen Sterbens«. Jedoch kann ein Pogrom für Münster indirekt aus den sich über Juden ausschweigenden Schriftquellen der folgenden Jahre erschlossen werden. Der Untergang der jüdischen Gemeinde ist allerdings erst für 1378 sicher belegt, mit der Verpfändung von Judenscharne und Synagoge. Damit erscheint es für Münster, wie für zahlreiche andere westdeutsche Städte als möglich, dass die Pest und damit einhergehende Judenpogrome zeitlich erst um beziehungsweise kurz vor 1380 anzusetzen sind⁸⁴⁵. Demgegenüber weist das im Schatzfund vertretene Münzspektrum einen Deponierungszeitpunkt um die Mitte des 14. Jahrhunderts aus. Die Datierung der beiden Schmuckstücke Kat.-Nr. 7 und 32 eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts könnte darauf hindeuten, dass der Schatzfund ein Altsilberdepot darstellt, das entweder erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verborgen wurde oder bis dahin zugänglich war und um diese beiden Objekte ergänzt werden konnte. Nicht zu vergessen ist, dass die beiden Schmuckstücke auch fälschlich dem Fundkomplex nach dessen Entdeckung 1951 zugeordnet worden sein könnten.

Die unbestreitbar hohen demographischen Verluste im spätmittelalterlichen Europa, insbesondere im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts, sind mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht allein der Pest anzulasten⁸⁴⁶. Die bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts einsetzende längere Kälteperiode wirkte sich in schlechten Ernten, einer lang anhaltenden Hungersnot und ungeklärten Epidemien aus. Demnach ist für weite Bevölkerungskreise von unruhigen Zeiten auszugehen. P. Ilisch⁸⁴⁷ führt eine Übersicht der Fehden des 14. Jahrhunderts in Westfalen auf, darunter die Fehde des Stifts Münster gegen Steinfurt im Jahr 1343, die das Münsterland 1353 treffende geldrische Fehde, die offene Empörung der Ritter des Stifts Münster gegen den Bischof mit allgemeiner Verwüstung des Landes nach 1358, den Aufstand des münsterischen Stiftsadels ge-

⁸³⁹ Vasold 2003, 11.

⁸⁴⁰ Ebenda 116.

⁸⁴¹ Ebenda 7. – Bergdolt 1994, 84.

⁸⁴² Aschoff 1993, 579.

⁸⁴³ Nach H.-H. Ebeling 1996, 271 überliefern zahlreiche Schriftquellen nur indirekt den Untergang einer Judengemeinde.

⁸⁴⁴ Johannes Nohl, *Der Schwarze Tod* (Potsdam 1924) 40, zitiert nach Vasold 2003, 117.

⁸⁴⁵ Vasold 2003, 111–113.

⁸⁴⁶ Ebenda 11.

⁸⁴⁷ Ilisch 1980a, 5.

gen den Bischof im Jahr 1370 und diverse nachfolgende Fehden und Unruhen. Allgemeine Unruhen bieten ideale Rahmenbedingungen für kriminelle Aktivitäten. Diebstahl und Unterschlagung waren sicherlich bereits während des gesamten Mittelalters verbreitet. Der Kölner Goldschmied Peter Bentzelroth beispielsweise meldete 1466 dem Goldschmiedeamt den Ankauf eines gestohlenen Kelches. Das zusammengeschlagene Silber deponierte er beim Goldschmiedeamt⁸⁴⁸. Der Fall der vermögenden Witwe des Mosche aus Grez in Regensburg zeigt, dass es auch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Raubmord im eigenen Haus des Opfers kam⁸⁴⁹. Insofern war es sicherlich angezeigt, größeren Reichtum vor potenziellen Neidern generell zu verbergen und nicht erst angesichts einer konkreten Gefahr.

Die konkreten Motive einzelner Menschen bei einzelnen Handlungen können in der Regel nicht rekonstruiert werden, »aber man kann den Motivationshorizont beschreiben, der ihnen zur Verfügung stand«⁸⁵⁰. Bei der Handlung selbst wird aus einem Bündel von Motiven eines ausschlaggebend, allerdings ist in den seltensten Fällen herauszufinden, welches konkrete Motiv zum Handlungsauslöser wurde. Selbst bei derart günstigen Überlieferungsbedingungen wie in Pompeji und Herculaneum lässt sich nicht mit letzter Gewissheit entscheiden, ob es sich bei den in den Häusern gefundenen Toten um deren Besitzer, um Flüchtlinge oder um Plünderer handelt und folglich, ob es sich bei den mitgeführten oder deponierten Wertgegenständen in jedem Fall um das Eigentum des ehemaligen rechtmäßigen Eigentümers oder um Diebesgut von Plünderern handelt. Sicher ist lediglich, dass der Motivationshorizont für die letzten Handlungen der Menschen der Ausbruch des Vesuvs im Jahr 79 n. Chr. mit seinen verheerenden Folgen war⁸⁵¹. Analog können für das 14. Jahrhundert die gesellschaftlichen und sozialen Unruhen mit ihren für den Einzelfall spezifischen Folgen als allgemeiner Motivationshorizont menschlicher Handlungen, beispielsweise der sicheren Deponierung von Edelmetall, gelten.

Überlieferungsgrund

In der früheren Interpretation wurden Verbergungs- und Überlieferungsgrund als identisch angenommen. Beide Tatbestände wurden mit dem für 1349 indirekt überlieferten Judenpogrom erklärt. Das Motiv für die Verbergung und jenes für die Überlieferung kann zwar identisch sein, beispielsweise mit der Verbergung vor dem nahenden Pogrom und der Vertreibung oder Ermordung des Besitzers während des Pogroms, muss sich jedoch nicht zwangsläufig entsprechen.

Sämtliche potenziellen Ursachen für die Verbergung kommen prinzipiell auch für die Überlieferung in Betracht: von Raubmord bis Mord, Diebstahl, Vertreibung und Flucht im Zuge des Pogroms beziehungsweise der herannahenden Pest oder kriegischer Auseinandersetzungen während einer lokalen oder regionalen Fehde. Bei der Interpretation des Schatzfundes hinsichtlich Verbergungs- und Überlieferungsgrund sind zudem sämtliche der denkbaren Beweggründe miteinander kombinierbar, ohne dass eine spezielle Ursachenkombination konkret nachzuweisen wäre.

Es ist davon auszugehen, dass Wertsachendepots in der Regel von demjenigen, der sie jeweils verborgen hatte und folglich deren letzter Besitzer war oder von dessen Angehörigen im Laufe der Zeit geborgen und entsprechend nicht überliefert wurden. Eine Voraussetzung für die archäologische Überlieferung von Schatzfunden ist, dass der jeweilige Besitzer den Schatz nicht mehr heben konnte und sowohl der Schatz als auch dessen genauer Aufbewahrungsort in der Folgezeit in Vergessenheit gerieten⁸⁵². Neben dem schlich-

⁸⁴⁸ Er erstattete später dem Kloster, aus dem der Kelch gestohlen worden war, eine entsprechende Menge Silber zurück: Fritz 1982, 29.

⁸⁴⁹ Keil 2004, 86.

⁸⁵⁰ Brunner 2004, 23.

⁸⁵¹ Katalog Mannheim 2004.

⁸⁵² Sarvas 1981, 6.

ten Vergessen des exakten Versteckplatzes sind insbesondere der plötzliche Tod oder die Vertreibung des Besitzers und aller eventueller Mitwisser um Schatz und Versteck denkbar. Als auslösende Faktoren können wiederum Krieg und allgemeine Unruhen gesehen werden, beides Situationen, die eine Überlieferung von Schätzen stärker begünstigen als unter »normalen« Umständen. In gleicher Weise sind Epidemien, beispielsweise durch Hungersnot und Pest verursacht, zu werten. Im Falle von nicht legitim erworbenem Silber beziehungsweise Diebesgut könnte der unrechtmäßige Besitzer seine Beute zunächst bewusst »vergessen« oder verschwiegen haben, bis er später, durch für ihn unglückliche Umstände, an der Hebung seiner Beute gehindert wurde und sein Geheimnis letztlich mit ins Grab nahm.

Dass der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bis 1951 unentdeckt blieb zeigt, dass ein sehr sicheres Schatzversteck von seinem ehemaligen Besitzer gewählt wurde. Unabhängig von der Frage, ob der Schatz in einer Mauernische vermauert oder im Erdreich eingegraben wurde, ist die Deponierung der Münzen und Schmuckstücke in einem Gefäß jedenfalls wahrscheinlich, woraus sich der gute Erhaltungszustand erklären könnte.

Funktionale Deutung und ehemaliger Besitzer

Die funktionale Deutung des Schatzfundes ist eng verbunden mit der Frage nach dem ehemaligen Besitzer zum Zeitpunkt der Deponierung. Generell kann für Schmuck zwischen einem Erstbesitzer und einem potentiellen Zweitbesitzer unterschieden werden. Der Erstbesitzer dürfte den Schmuck erworben haben um ihn entweder selbst zu tragen, zu verschenken oder als Kapitalanlage zu horten. Der mutmaßliche Zweitbesitzer könnte den Schmuck als Geschenk oder Pfand empfangen beziehungsweise ihn aufgekauft haben. Ein oder gar mehrfache Besitzerwechsel sind allerdings am Objekt selbst kaum gesichert nachzuweisen.

Bereits kurze Zeit nach seiner Entdeckung wurde der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus als Hort eines jüdischen Pfandleihers interpretiert, aufgrund des *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeitpunkt sowie der Nähe des Fundortes zur ehemaligen jüdischen Siedlung. Die Neubewertung der Fundumstände und des Fundkontextes, soweit diese überliefert sind, sowie die kritische Reflexion der kulturhistorischen Interpretation kombiniert mit einer erstmals detaillierten Auswertung der Schmuckstücke ergaben ein differenzierteres Interpretationspotenzial im Hinblick auf den oder die ehemaligen Besitzer des Schatzfundes und dessen Funktion.

Jüdischer Pfandleiherhort

Kult und Religion gehören zwar »zu den Grundelementen aller Gesellschaften in Vergangenheit und Gegenwart«⁸⁵³, jedoch sind die diesbezüglichen Deutungsmöglichkeiten der archäologischen Quellen und insbesondere der Sachkultur, ausgenommen Kultgegenstände, allgemein äußerst begrenzt. Die Identifizierung religiöser und sozialer Gruppen wird häufiger anhand von Grabfunden versucht, auf Grundlage der Prämisse, dass unterschiedliche Grabsitten ebensolchen religiösen oder sozialen Status repräsentieren⁸⁵⁴. Bezogen auf die Unterscheidung christlicher und jüdischer Gräber anhand der Beigaben ist diese nur in Ausnahmefällen möglich, beispielsweise anhand eines Fingerrings mit hebräischer Inschrift aus einem Grab

⁸⁵³ Scholkmann 1998b, 9.

⁸⁵⁴ Beispielsweise Sloane 2002.

des jüdischen Friedhofs von Barcelona⁸⁵⁵. Daher ist es notwendig, sämtliche der zur Verfügung stehenden Quellen, insbesondere auch die Schriftüberlieferung, in die Interpretation mit einzubeziehen.

In merowingischer und karolingischer Zeit waren Juden als Fernkaufleute tätig und standen unter dem Schutz des Königs⁸⁵⁶. Spätestens seit dem 12. Jahrhundert betrieben sie Kreditgeschäfte und wurden gleichzeitig als Fern- und Großkaufleute verdrängt. Als Kreditgeber für Stadtherren, Fürsten, Adelige und auch für Kaufleute spielten sie allgemein eine wichtige Rolle im städtischen Wirtschaftsgeschehen, nicht zuletzt erkennbar an der Nähe der jüdischen Ansiedlungen zu den Märkten⁸⁵⁷. Ihre bedeutende Rolle im Kreditgewerbe verdankten sie rechtlichen Rahmenbedingungen, einerseits, indem Christen der Geldverleih gegen Zins kirchenrechtlich verboten war und andererseits, indem ihnen die Gilden mit ihren starken kirchlichen Bindungen nicht zugänglich waren. Zudem durften sie in der Regel keine städtischen Ämter bekleiden. Die Interpretation des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus als Hort eines jüdischen Pfandleihers wird hauptsächlich begründet mit der zeitlichen Nähe des Deponierungszeitpunktes »nach 1341« zu dem für 1349/1350 allerdings lediglich indirekt überlieferten Pogrom, das als Verbergungs- und Überlieferungsgrund angenommen wird. Gestützt wird diese These durch die Nähe der Fundstelle zur Westgrenze der ehemaligen *Immunitas synagogae*, jedoch ist nicht mehr zu ermitteln, ob das Schatzversteck tatsächlich innerhalb des jüdischen Viertels lag, oder knapp außerhalb. Angesichts der in der Forschung umstrittenen Frage, ob die Juden des Mittelalters ein isoliertes oder gar in Ghettos abgeschlossenes Leben führten, erscheint die vorhergehende Fragestellung als zweitrangig im Hinblick auf die Beantwortung der Frage nach dem ehemaligen Eigentümer des Schatzes.

Unbestritten ist, dass die Juden in Aschenas⁸⁵⁸ als Minderheit unter einer anderen Religionsgruppe lebten. Schriftquellen und Altstadtgrabungen deuten gleichermaßen weniger auf strikt gegeneinander abgegrenzte jüdische und christliche Wohnbereiche in mittelalterlichen Städten als vielmehr auf enge nachbarschaftliche Beziehungen zwischen Juden und Christen hin⁸⁵⁹. Dafür spricht auch die Lage jüdischer Wohnbereiche, vielfach an belebten Straßen und Plätzen, nicht selten in der Nähe zu den wirtschaftlichen, religiösen und politischen Zentren einer Stadt⁸⁶⁰.

Die vor allem in der früheren Forschung favorisierte Annahme der Absonderung der Juden in Ghettos wurde häufig durch die Auffassung verstärkt, die Juden hätten ihren Lebensunterhalt und Reichtum in erster Linie durch den Geldwucher bezogen, da dieser den Christen verboten war⁸⁶¹. Innerhalb der jüdischen Gemeinde gab es jedoch sowohl für Männer als auch für Frauen weitere Möglichkeiten, Macht und Reichtum zu erlangen beziehungsweise zu steigern, wie das Beispiel der Steuereinnahmerin Selda von Radkersburg in der Steiermark (A) für das Jahr 1338 belegt⁸⁶². Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass obwohl das IV. Laterankonzil den Christen das Zinsgeschäft verbot und folglich im Bereich der Darlehensgeschäfte Juden und Heiden eine gewisse Monopolstellung zukam, diese dennoch häufig von christlichen Geldleihern und Bankiers unterlaufen wurde. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden einige einflussreiche Banken, beispielsweise die Bardi oder Peruzzi in Florenz, gegründet⁸⁶³. Wie der Fall des Emporkömmlings Tidemann Limberg, einem Dortmunder Handwerkersohn, zeigt, waren im 14. Jahrhundert nicht nur Juden als Pfandleiher tätig. Er lebte lange Jahre in England und vermittelte ab 1340 als Vertreter von Gläubigerkonsortien und auf

⁸⁵⁵ Lilley u. a. 1994, 387-388.

⁸⁵⁶ Ebeling 1996, 270-281.

⁸⁵⁷ Neben Münster z. B. in Braunschweig, Goslar, Einbeck, Göttingen und Regensburg nachgewiesen.

⁸⁵⁸ Der biblische Name »Aschenas« (Gen 10,4; Jer 51,27) für die Juden Nordfrankreichs und Westdeutschlands ist seit dem 14. Jh. belegt: LexMA V (1991) 781-783 s.v. Juden, -tum [M. Toch].

⁸⁵⁹ Exemplarisch seien Speyer (Katalog Speyer 2004, 226 [W. Transier]) und Regensburg (Codreanu-Windauer 2002, 317-

320) genannt. Eine Ghettoisierung jüdischer Siedlungsbereiche in Form einer Ummauerung ist hier, wie auch in anderen Städten, nicht nachzuweisen.

⁸⁶⁰ Transier 2004, 202; ebenso Toch 2004, bes. 11. – Wener 2004, 105. – Kärbling 1996, 258.

⁸⁶¹ Haverkamp 2004, 18.

⁸⁶² Keil 2004, 86.

⁸⁶³ Bergdolt 1994, 120.

eigene Rechnung umfangreiche Darlehensgeschäfte zwischen meist westfälischen Hansekaufleuten und dem englischen König. Nach Auskunft der Schriftquellen ersparte er beispielsweise König Edward III. den Verlust seiner verpfändeten Krone und anderer Kronjuwelen, die bedroht waren, von den Pfandhabern, neben Kölner Patriziern insbesondere dem Erzbischof von Trier, verkauft zu werden. Westfälische Hansekaufleute übernahmen die Pfänder bis Tidemann die nötigen Summen zu ihrer Einlösung beschafft hatte⁸⁶⁴.

Somit ist anhand des zeitlichen und räumlichen Fundkontextes weder sicher nachzuweisen noch zu widerlegen, dass es sich beim Schatzfund aus dem Stadtweinhaus um den Hort eines jüdischen Pfandleihers handelt. Gleichermaßen könnte er als Hort eines christlichen Pfandleihers interpretiert werden. Hinweise hierauf ergeben sich auch anhand der Bildüberlieferung. Beispielsweise bezeugt der 4. Vende im sog. Schachzabelbuch, dass es christliche Geldwechsler gab (Abb. 131)⁸⁶⁵.

Quentin Massys stellt auf seinem um 1514 entstandenen Gemälde »Der Geldwechsler und seine Frau« (Abb. 132) verschiedene Objekte dar, die als Pfand gedient haben könnten, insbesondere Fingerringe und Edelsteine. Generell für die Interpretation als Pfandleiherdepot, unabhängig davon ob es sich um einen Juden oder Christen handeln könnte, spricht das Münzspektrum nahezu ausschließlich regionaler Währungen⁸⁶⁶. Allerdings sind Pfandleiher als Träger neuer und moderner Geldsorten in Schriftquellen nachweisbar⁸⁶⁷, ein Umstand, der für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mit dem Fehlen der Turnosen jedenfalls nicht zutrifft. Es gab zwei Sparten des jüdischen Kredithandels: große, oft längerfristige Kredite auf Brief und Siegel, abgesichert durch Schmuck und insbesondere adelige Bürgen sowie kurzfristige Pfandleihe mit einer wöchentlichen Abrechnung des Zinses. Die häufige Verpfändung von Schmuck geht vor allem aus städtischen Statuten hervor⁸⁶⁸. Die relativ geringe Anzahl von 36 Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sowie deren hoher Abnutzungs- und Fragmentierungsgrad sprechen dafür, dass der Schmuck, wenn überhaupt, höchstens ein kurzfristiges Pfand darstellte, möglicherweise eines Goldschmieds oder Händlers.

Das Schmuckensemble enthält keinerlei eindeutig dem jüdischen Kontext zuzuweisenden Objekte. Hexagramme, Drachen, Granatäpfel und Pflanzenornamente finden sich in der jüdischen ebenso in der islamischen und christlichen Kunst. Mit der Problematik, jüdische Kunst zu definieren, setzt sich beispielsweise



Abb. 131 Der 4. Vende mercator/Wechsler im Schachzabelbuch (ÖNB Cod. 2801, fol. 36'). – (Nach Petschar 1992, Farbabb. 9).

⁸⁶⁴ Salomon 1980, 287.

⁸⁶⁵ Petschar 1992, 632-633.

⁸⁶⁶ Vergleichbar dem Münzspektrum im Schatzfund von Colmar (Hort-Nr. 31): Katalog Colmar 1999, 97.

⁸⁶⁷ Ebeling 1996, 280.

⁸⁶⁸ Ebeling 1996, 280.



Abb. 132 Der Geldwechsler und seine Frau. Quentin Massys (1514). – (Nach Krüger 2005a, 467 Abb. 1).

M. Wener⁸⁶⁹ kritisch auseinander. Anhand der Schmuckkomplexe aus den Juderias von Burgos (ES) und Teruel (ES) sowie der Judengasse in Frankfurt am Main zeigt Wener⁸⁷⁰, dass beispielsweise Ringe und Broschen in der Regel dem allgemeinen Kunststil der Zeit entsprachen, ohne Besonderheiten in Ausführung und Symbolik. Demnach ist die Unterscheidung jüdischer und nichtjüdischer Objekte bei Alltagsgegenständen kaum möglich, zumal sich die jüdische Kunst dem Stil der jeweiligen Epoche eines Landes anpasste und Alltagsgegenstände wohl nur in Ausnahmefällen eigens für den Besitzer angefertigt wurden. Dass die Sachkultur der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung im wesentlichen identisch war, bestätigte sich bei gezielten Stadtkerngrabungen in jüdischen Siedlungsbereichen⁸⁷¹. S. Codreanu-Windauer⁸⁷² sieht den Grund hierfür im für Juden geltenden Zunftverbot und dem daraus resultierenden Mangel an jüdischen Handwerkern. Die Frage, ob überhaupt ein eigener jüdischer Kunststil etabliert war, ist schwerlich zu beantworten, da die Wechselwirkungen der jeweiligen Kultur- und Religionskreise auf die Handwerke rückwirkend kaum zu rekonstruieren sind, zumal die spärliche Erhaltung mittelalterlicher jüdischer Kunstobjekte deren Einbettung in die örtliche kunstgeschichtliche Entwicklung erschwert⁸⁷³. Selbst Kultobjekte lassen sich nicht in jedem Fall eindeutig der jüdischen oder der christlichen Religion zuordnen. Die sog. Doppelköpfe wurden beispielsweise sowohl im christlichen als auch im jüdischen Hochzeitsritual benutzt⁸⁷⁴. Auch Ringe waren im Mittelalter ein wichtiger Teil sowohl des jüdischen als auch des christlichen Hochzeitsritus. Jedoch zeichnen sich jüdische Hochzeitsringe durch einen gotischen architektonischen Aufbau aus, der als Hinweis auf den neu gegründeten Hausstand aber auch auf den zerstörten Tempel von Jerusalem gedeutet

⁸⁶⁹ Wener 2004; ebenso Gutmann 1989.

⁸⁷⁰ Wener 2004, 104.

⁸⁷¹ Transier 2004, 202. – Wamers u. a. 2004.

⁸⁷² Codreanu-Windauer 2002, 316.

⁸⁷³ Wener 2004, 100.

⁸⁷⁴ Ebenda 104.

wird⁸⁷⁵. Die häufig auf Hochzeitsringen zu findende hebräische Inschrift »Masal tov« (»Viel Glück«), gilt als eines der sichersten Indizien für einen jüdischen Gebrauchskontext.

In Ermangelung eindeutiger Kriterien um Fundkomplexe sicher in einen jüdischen Kontext zu stellen, wurde häufiger auf Einzelelemente zurückgegriffen. Bei Horten jüdischer Pfandleiher, die vor einem nahenden Pogrom verborgen wurden, ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu erwarten, dass auch der jüdische Privatschmuck mit versteckt wurde. Entsprechend wird im Fall der jüdischen Hochzeitsringe in den Schatzfunden von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Weißenfels (Hort-Nr. 33) argumentiert⁸⁷⁶. Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus finden sich weder eindeutig als jüdisch zu interpretierende Schmuckformen und Symbole⁸⁷⁷ noch hebräische Inschriften⁸⁷⁸. Im Gegenteil sprechen die gotischen Inschriften auf dem Fingerring Kat.-Nr. 27, der Handtruwebratze Kat.-Nr. 6 und insbesondere auf der Ringspange Kat.-Nr. 7 eher für einen christlichen Kontext, ebenso das Schneiderzunftwappen der Handtruwebratze Kat.-Nr. 5. Allerdings könnte es sich trotz christlicher Schmuckstücke dennoch um den Hort eines jüdischen Pfandleihers handeln unter der Annahme, dass überwiegend christliche Schmuckstücke verpfändet wurden.

Die anthropomorphen Zierelemente können nicht als eindeutiger Hinweis auf christlichen Schmuck gewertet werden. Mit der Annahme, die jüdische Kunst könne keine eigene Ikonographie hervorbringen, wurde das generelle Bilderverbot häufig fehlinterpretiert⁸⁷⁹. Mehrere Fresken und Mosaiken in Synagogen des 3. bis 6. Jahrhunderts belegen die Verwendung von Symbolen und Menschendarstellungen in der jüdischen Kunst. Allerdings waren anthropomorphe Motive in der jüdischen Sachkultur generell weniger verbreitet, als in der zeitgleichen christlichen⁸⁸⁰. Handschriften des späten 13. und frühen 14. Jahrhunderts aus dem aschkenasischen Bereich belegen ebenfalls die Übernahme bestimmter Stilelemente aus der christlichen und islamischen Kunsttradition⁸⁸¹. Das islamische Bilderverbot griff in den frühen Handschriften des 13. Jahrhunderts lediglich im sephardischen Bereich, im aschkenasischen finden sich dagegen zahlreiche figürliche Szenen⁸⁸².

Es stellt sich die Frage, ob das Vorkommen eindeutig jüdischer Objekte, beispielsweise Hochzeitsringe oder Schmuckstücke mit hebräischer Inschrift ausreicht, um jeweils den gesamten Fundkomplex in einen jüdischen Zusammenhang zu stellen, »auch wenn die Vergrabung der Schmuckstücke wahrscheinlich in die Zeit der Pestpogrome (1348/1349) fällt«⁸⁸³. Denkbar wäre beispielsweise, dass die jüdischen Schmuckstücke an einen Goldschmied weitergegeben wurden mit dem Auftrag, sie umzuarbeiten. Bei aller gebotener Vorsicht liefern meines Erachtens derartige sicher in einen jüdischen Kontext zu stellende Objekte immerhin einen deutlicheren Hinweis auf ehemalige jüdische Besitzer eines Fundkomplexes, als dies die zeitliche Nähe zu einem historisch überlieferten Pogrom oder die räumliche Nähe zu einer jüdischen Ansiedlung allein leisten können.

Goldschmiedehort

Das Goldschmiedehandwerk zählte zu den angesehensten und wohlhabendsten Gewerben, nicht zuletzt aufgrund der wertvollen Werkstoffe und der damit verbundenen überdurchschnittlich wohlhabenden und mächtigen Kundschaft. Häufig nahmen Goldschmiede eine besondere Vertrauensstellung ein, insbesondere

⁸⁷⁵ Katalog Speyer 2004, 198 [W. Transier].

⁸⁷⁶ Katalog Speyer 2004, 194. 198.

⁸⁷⁷ Eindeutig jüdische Symbole sind der Judäische Löwe, der Vogel Phönix und Tempelgeräte wie Öllampe und Menora: Wener 2004, 104.

⁸⁷⁸ Zur Schriftlichkeit der Juden: LexMA V (1991) 784-785 s. v. Juden, -tum [H.-G. v. Mutius].

⁸⁷⁹ Wener 2004, 99.

⁸⁸⁰ Katalog Speyer 2004, 138 [C. Schineller].

⁸⁸¹ Wener 2004, 101.

⁸⁸² z. B. die sog. Vogelkopf-Haggada oder die Drachen-Haggada: Katalog Speyer 2004, 170.

⁸⁸³ Katalog Speyer 2004, 194 [M. Wener].

wenn sie als Münzer und Siegelstempelschneider arbeiteten. Zudem besaßen sie eine Affinität zu Handel und Geldwechselgeschäft⁸⁸⁴. Herstellung und Handel mit Schmuckstücken oblag den Goldschmieden, bis Ende des 14. Jahrhunderts spezialisierte Juweliere hinzukamen⁸⁸⁵. Die Zunftstatuten überliefern besonders strenge Qualitätskontrollen für die Fertigprodukte von Goldschmieden, deren metallische Bestandteile den festgelegten Feinheitsgrad unbedingt aufzuweisen hatten. Zudem musste das zumeist von den Kunden angelieferte Edelmetall nach der Neuverarbeitung restlos abgeliefert werden. Nicht dem geforderten Feingehalt entsprechendes, von den Goldschmieden angekaufted Altsilber war entweder dem Standard entsprechend umzuschmelzen oder wieder als Altmaterial zu verkaufen⁸⁸⁶.

Anhand der stark ausgeprägten Gebrauchsspuren und Beschädigungen an den meisten Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist darauf zu schließen, dass sie aus diversen Gebrauchskontexten gezielt gesammelt wurden, um eingeschmolzen zu werden. Ähnliche Beobachtungen wurden am Fundgut aus Schmiedewerkstätten, beispielsweise in Wiesloch (Rhein-Neckar-Kreis), Kirchheim/Teck und der Slowakei, gemacht⁸⁸⁷. Ebenso spricht das Fehlen neuer Geldsorten für die Interpretation als Altsilberdepot.

Für die Berufsgruppe der Goldschmiede sind zahlreiche archivalische Quellen überliefert, insbesondere Rechnungsbücher der Kunden, Geschäftsbücher von Goldschmieden und Gildeordnungen. Rechnungs- und Geschäftsbücher gehören zu den nicht-intentionalen Schriftquellen, die meist nur sehr selektiv überliefert werden, vor allem im privaten Bereich⁸⁸⁸. Damit ist zu begründen, weshalb die Schriftquellen in der Regel für eine gesicherte Interpretation in einem speziellen Fall keine ausreichenden Informationen überliefern.

Wie Urkunden und schriftliche Erlasse belegen, war der Handel mit Edelmetallen und Edelmetallerzeugnissen in den spätmittelalterlichen Städten allgemein streng reglementiert⁸⁸⁹. Der Kauf von Silber war häufig nur der Münze und den Goldschmieden erlaubt, wobei die Goldschmiede oftmals zugleich Geldwechsler beziehungsweise Pfandleiher und auch Münzmeister waren, wie aus Steuerlisten beispielsweise der Städte Frankfurt am Main, Köln und Nürnberg hervorgeht⁸⁹⁰. Sie wurden seitens der städtischen Obrigkeit mit öffentlichen Ämtern betraut, beispielsweise häufiger als öffentliche Geldwechsler und Bankiers⁸⁹¹, wozu sie aufgrund ihrer metallurgischen Kenntnisse und angesichts der Unmenge an verschiedenen Münzsorten und zahlreichen Fälschungen mit zu niedrigem Feingehalt prädestiniert waren⁸⁹². Bereits in merowingerzeitlichen Schriftquellen ist die »Personalunion« aus Schmied und Münzmeister belegt. Prominentestes Beispiel ist die Biographie des heiligen Eligius, der als junger Mann bei dem als Goldschmied und Münzmeister tätigen Abbo in die Lehre ging. Eligius arbeitete nach seiner Ausbildung als Goldschmied für die merowingischen Könige und ab dem Jahr 625 auch als Münzmeister, bevor er im Jahr 641 zum Bischof von Noyon geweiht wurde. Schriftquellen bezeugen somit die Ausübung mehrerer Berufe durch eine Person, allerdings fehlen bislang diesbezüglich eindeutige archäologische Nachweise⁸⁹³.

Goldschmiede bildeten allein schon aufgrund ihrer Steuerkraft einen nicht zu unterschätzenden Faktor im wirtschaftlichen Leben und gehörten zu den angesehensten und oftmals reichsten Bürgern einer spätmittelalterlichen Stadt.

In Schriftquellen ist die hohe Mobilität der Goldschmiede in ganz Europa und darüber hinaus nachweisbar⁸⁹⁴. Goldschmiede aus Münster wanderten zur Ausübung ihres Handwerks nach Köln, Frankreich, England und

⁸⁸⁴ LexMA IV (1989) 1547 s. v. Goldschmied [H.-P. Baum].

⁸⁸⁵ Lightbown 1992, 49-56.

⁸⁸⁶ LexMA IV (1989) 1548 s. v. Goldschmied [H.-P. Baum].

⁸⁸⁷ Gross/Hildebrandt 2004, 114.

⁸⁸⁸ Brunner 2004, 128-131.

⁸⁸⁹ Blaschitz/Krabath 2004, 748-749.

⁸⁹⁰ Ebenda 746-747. – Fritz 1982, 14-15. 45-47.

⁸⁹¹ Fritz 1982, 47.

⁸⁹² Eine Erklärung für die häufige Verarbeitung stark mit Kupfer und Zink verunreinigten Silbers geben wiederum Schriftquellen, wonach der Auftraggeber von Schmuckstücken dem Schmied das Metall in Form von Münzen liefern musste. Nach Riederer 1987, 18 ist denkbar, dass bei nicht ausreichender Silbermenge Kupfer- und Messingmünzen mit eingeschmolzen wurden.

⁸⁹³ Eilbracht 2004, 35.

⁸⁹⁴ Blaschitz/Krabath 2004, 742-743.

Ungarn⁸⁹⁵. Die wenigen zufällig überlieferten Namen von Goldschmieden können die wirkliche Bedeutung Münsters als Goldschmiedestadt nicht widerspiegeln. Die Zahl der in Münster zur Gilde gehörenden Goldschmiedemeister lag durchschnittlich zwischen zehn und fünfzehn, war jedoch großen Schwankungen unterworfen. Für das 14. Jahrhundert lassen sich lediglich zwei Namen nachweisen, darunter der aus Münster stammende Gerhard Lange, der seit 1343 als angesehener Goldschmied in Köln tätig war⁸⁹⁶. Zwar werden Goldschmiede bereits seit dem 13. Jahrhundert in Münster erwähnt, ihre Gilde ist allerdings erst ab 1525 unter den damals insgesamt 17 Gilden schriftlich belegt⁸⁹⁷. Die erste Gildeordnung umfasst die schriftliche Niederlegung der hauptsächlichen Gewohnheitsrechte der Goldschmiede-Gilde, die somit bereits längere Zeit existierte. Die Gildeordnung schrieb vor, dass nur zur Gilde gehörende Meister berechtigt waren, in Münster das Goldschmiedehandwerk zu betreiben. Außerhalb von Münster verarbeitetes Silber durfte nicht innerhalb der Stadt zum Kauf angeboten werden und bereits verarbeitetes Silber durfte nur von den Mitgliedern der Gilde gekauft werden, außer wenn es sich um Notverkäufe von Altsilber handelte⁸⁹⁸.

Unter der Voraussetzung, dass es sich beim Schatzfund aus dem Stadtweinhaus um Altsilber handeln könnte, wäre die Interpretation als Hort eines Goldschmieds demnach durchaus denkbar. Weitere Hinweise gehen aus dem Typenspektrum der Schmuckstücke hervor. Das Gemälde von Petrus Christus mit dem heiligen Eligius in seinem Goldschmiedeladen⁸⁹⁹ vermittelt beispielhaft einen Eindruck der von einem Goldschmied um die Mitte des 15. Jahrhunderts zum Verkauf angebotenen Objekte sowie den vorrätigen Rohstoffen. Es zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung der dargestellten Objekttypen mit den im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretenen. Im Laden des Eligius werden diverse Fingerringe mit eingesetzten Edelsteinen angeboten, ein Hinweis darauf, dass nicht ausschließlich Auftragsarbeiten für einen bestimmten Kunden ausgeführt wurden, drei edelsteinbesetzte Broschen, eine Tasche mit sechszackigen Appliken auf der Schauseite, mehrere Kannen und Pokale, ein Bergkristallgefäß, zwei Päckchen mit Edelsteinen und Perlen, ein Korallenast sowie auf eine Schnur aufgefädelt Perlen aus Koralle, Bergkristall und Quarzit⁹⁰⁰.

Aus Bild- und insbesondere Schriftquellen geht die enge Verbindung von Goldschmiede- und Textilkunst im Mittelalter hervor. So waren beispielsweise in Salzburg Goldschmiede und Seidensticker in einer gemeinsamen Zunft vereint und in Frankfurt/Main betätigte sich die Frau des Goldschmieds Hans Michelbach als Seidenstickerin⁹⁰¹. Demnach könnte die Handtruwebratze Kat.-Nr. 5 mit dem Schneiderzunftwappen auf der Nadel ebenfalls als vager Hinweis auf ein Goldschmiededepot gedeutet werden. Zudem sind mehrere Objekte im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Gildeordnungen als Meisterstücke belegt, womit der angehende Meister seine Befähigung nachzuweisen hatte, die täglichen Gebrauchsgegenstände in entsprechender Qualität anfertigen zu können⁹⁰². In zahlreichen norddeutschen Zunftverordnungen wurden jeweils drei Objekte als Meisterstücke gefordert, darunter am häufigsten ein goldener Fingerring mit Steinfassung (vgl. Kat.-Nr. 21) oder mit durchbrochener Fassung und Drachenköpfen auf den Ringschultern (vgl. Kat.-Nr. 23 und 24), eine Ringbrosche mit dem Motiv zweier verschlungener Hände, als »handtruwebratze« oder »bresse mit der vortruwing« bezeichnet, die in den meisten Fällen nielliert sein soll, in Lüneburg mit Buchstaben (vgl. Kat.-Nr. 4-6, bes. 6) verziert, sowie ein »par biworp« beziehungsweise »ein biworp geblackmalet« oder mit smelte, also ein mit Email oder Niello verzierter Messergriff⁹⁰³. In Münster sahen die Vorschriften ab 1525 vor, dass die Zulassung des Gesellen zu den Meisterstücken nach sechs Lehrjahren er-

⁸⁹⁵ Rosenberg 1925, 170-176. 182.

⁸⁹⁶ Für das späte 15. und frühe 16. Jh. wurden noch neun Namen überliefert. Eine Auflistung der Meisternamen existiert seit 1588: Geisberg 1914, 167 und Fritz 1982, 334.

⁸⁹⁷ Johanek 1993, 654-655. – Zur Struktur und Organisation der Goldschmiedegilde in Münster: Geisberg 1914.

⁸⁹⁸ Ebenda 168-169.

⁸⁹⁹ Abb. 71.

⁹⁰⁰ Lightbown 1992, 410-411 Farbt. 2-3. – Cherry 1987, 74-75 Kat.-Nr. 155.

⁹⁰¹ Fritz 1982, 65.

⁹⁰² Rosenberg 1925, 9.

⁹⁰³ Fingerlin 1971, 28-29. – Ausführliche Zusammenstellung bei Rosenberg 1925, 56-57.

folgen konnte. Anzufertigen waren dann innerhalb von zwei Monaten ein Trinkgeschirr mit doppeltem Körper, ein Siegel mit Schild und Helm sowie ein goldener Ring mit einem gefassten Diamanten oder Rubin⁹⁰⁴. Schriftquellen geben zudem einen Ansatz für die Interpretation als Goldschmiededepot bezüglich des räumlichen Fundkontextes. Aufgrund von Rechtsstreitigkeiten ist überliefert, dass der Goldschmied Hermann Potthof im Jahr 1609 einen offenen Laden vor dem Rathaus in Münster hatte, in dem er Silberarbeiten verkaufte⁹⁰⁵. Auch wenn die zeitliche Differenz zum mutmaßlichen Deponierungszeitpunkt gut 250 Jahre beträgt, so darf doch mit aller gebotener Vorsicht und einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass auch schon im 14. Jahrhundert Goldschmiede ihre Waren am Prinzipalmarkt, dem Hauptmarkt der mittelalterlichen Stadt Münster, anboten. Denkbar ist auch die Anlage eines möglichst sicheren Warenlagers beziehungsweise Verstecks in der Nähe des Verkaufsraums, wofür Steinwerke als prinzipiell gut geeignet erscheinen. Gestützt wird diese These durch den archäologischen Befund einer Fein- beziehungsweise Goldschmiedewerkstatt in der Braunschweiger Altstadt⁹⁰⁶. An Gebäudestrukturen wurden ein ebenerdiges Fachwerkgebäude und ein rückwärtiger unterkellelter Baukörper aus Stein erfasst. Das Fundmaterial weist die Nutzung der Gebäude als Feinschmiedewerkstatt im 13. und frühen 14. Jahrhundert aus. Unter der Annahme, dass es sich um den Hort eines Goldschmieds handelt, wäre mit relativer Sicherheit ein christlicher Besitzer anzunehmen, denn Juden aus dem westlichen Aschkenas durften, anders als ihre Glaubensgenossen in Böhmen, Mähren und Polen, den Beruf des Silberschmieds in der Regel seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr ausüben oder erlernen⁹⁰⁷. Ihnen war lediglich die Ausübung derartiger handwerklicher Tätigkeiten erlaubt, die der Versorgung der jüdischen Bevölkerung mit dem religiösen Reinheitsgebot unterworfenen Produkten dienen⁹⁰⁸. Eine andere Auffassung vertritt K. G. Zinn⁹⁰⁹, wonach es abwegig wäre »anzunehmen, dass die relativ großen mittelalterlichen Judengemeinden in Deutschland auch nur überwiegend ihren Lebensunterhalt aus dem Kreditgeschäft zogen«. Nach seiner Ansicht traten Juden in zahlreichen »bürgerlichen« Berufen in Konkurrenz zu Christen.

Gold- und Silberschmiede standen schon früh im Interesse der archäologischen Forschung, gelten sie doch als Prototyp des spezialisierten Handwerkers, hauptsächlich wegen der exklusiven Produkte. Der archäologische Nachweis des Feinschmiedehandwerks umfasst ein breites Spektrum, wozu Endprodukte, Vor- und Zwischenprodukte vom Rohmaterial bis hin zu Abfällen, die technische Ausstattung des Arbeitsplatzes sowie Schmiedegräber mit Werkzeugen und Geräten zählen⁹¹⁰. Der Handwerksnachweis anhand der Endprodukte liefert jedoch nur vergleichsweise vage Ergebnisse bezogen auf den Produktionsstandort, denn die Verknüpfung von Objekt und Hersteller unterliegt der Problematik, dass die Produkte üblicherweise beim Benutzer und nicht beim Hersteller gefunden werden und folglich in der Regel aus räumlich weit gestreuten Fundzusammenhängen stammen⁹¹¹. Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus repräsentieren in ihrem überlieferten Zustand weniger Endprodukte eines Goldschmieds oder einer Werkstatt, sondern vielmehr zum Einschmelzen vorgesehenes Altsilber, das nach der Schriftüberlieferung hauptsächlich von Goldschmieden gekauft und verhandelt werden durfte.

⁹⁰⁴ Geisberg 1914, 176.

⁹⁰⁵ Ebenda 168.

⁹⁰⁶ Alper 2005.

⁹⁰⁷ Wener 2004, 103. – LexMA V (1991) 781-783 s. v. Juden, -tum [M. Toch].

⁹⁰⁸ Transier 2004, 202.

⁹⁰⁹ Karl Georg Zinn, Kanonen und Pest. Über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jh. (Opladen 1989) 210, zitiert nach Bergdolt 1994, 120.

⁹¹⁰ Eilbracht 2004, 33-34.

⁹¹¹ Röber 2004a, 10. – Eilbracht 2004, 34.

Für die Interpretation des Schatzfundes als Eigentum eines Händlers respektive einer Händlerfamilie sprechen insbesondere die überwiegend lokalen Münzprägungen und die stilistischen Bezüge der Schmuckformen, die bis zu einem gewissen Grad für den Hanseraum charakteristische Handelsbeziehungen widerspiegeln, sowie Charakteristiken des Fundkontextes. Demnach wäre mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass es sich bei den 36 Schmuckstücken in primärer Verwendung um den Schmuck einer Fernhändlerfamilie handeln könnte, wofür auch die stark ausgeprägten Gebrauchsspuren an den meisten Schmuckstücken sprechen. Allerdings ist es nicht direkt möglich, auf den durchschnittlichen Schmuckbesitz einer Familie im Spätmittelalter zu schließen. Schriftquellen geben zwar Hinweise auf den Schmuckbesitz der wohlhabenden Bevölkerungsschichten, allerdings vereinzelt, sodass es schwer fällt, ein statistisches Mittel zu bestimmen⁹¹². Für die mittelständische Bevölkerung wird pauschal angenommen, dass diese jedenfalls weniger zahlreiche und kostspielige Pretiosen besaß, wohingegen für die ärmere Bevölkerung postuliert wird, dass diese sich im Regelfall keinerlei Edelmetallschmuck leisten konnte.

Beispielsweise enthalten die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol für die Jahre zwischen 1270 und 1360 zahlreiche Ausgaben unter anderem für Schmuck, Edelsteine, darunter Granate und Saphire, Perlen, Korallen und Silbergeschirr, die die Grafen von Goldschmieden aus Bozen, Trient, Verona, Padua, Innsbruck, Hall, München und Meran erwarben⁹¹³. Daneben bezogen sie Objekte aus Venedig, vermutlich über Händler oder als Mittelsmänner fungierende Goldschmiede. Die Rechnungsbücher der Grafen von Holland vermitteln für die Jahre zwischen 1358 und 1378 ein ähnliches Bild⁹¹⁴. Sie kauften bei einer stattlichen Anzahl von Goldschmieden in den Niederlanden und Frankreich ihren Schmuck und ihr Silbergeschirr. Die Rechnungen der Grafen von Tirol belegen zudem, dass Kleinodien, Schmuck, Kronen, Gürtel und Geschirr häufiger an verschiedene Personen, darunter Juden, aber auch Goldschmiede, selten reiche Bürger und Adelige versetzt wurden⁹¹⁵.

Rechnungsbücher und Nachlassinventare zeigen eine erstaunliche formale Übereinstimmung der aufgezählten Schmuckstücke zu den im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Schmucktypen. Auch die obrigkeitlich verfüigten Kleiderordnungen beziehungsweise Luxusgesetze des 13. bis 15. Jahrhunderts geben Auskunft über Anzahl und Aussehen beziehungsweise Material der Schmuckstücke die getragen werden durften⁹¹⁶. Sie sollten das Einhalten von Bekleidungsnormen und damit den Erhalt der sichtbaren Standesunterschiede gewährleisten. Allerdings ist es nicht möglich, anhand der Gesetze allgemein gültige Aussagen zum durchschnittlichen Schmuckbesitz einer Person oder Familie zu gewinnen, aufgrund der regionalen, teilweise sogar lokalen Differenzen sowie der nicht abzuschätzenden Anzahl an Gesetzesübertretungen bezüglich des privaten Schmuckbesitzes und -gebrauchs.

Fernhändler und Ministerialfamilien bildeten im wesentlichen das städtische Patriziat Münsters, das sich vor allem durch das Bürgerrecht, größeren Hausbesitz, Lebensführung ohne handwerkliche Arbeit, Wählbarkeit und Möglichkeiten zur Übernahme städtischer Ämter, einflussreiche Stellung der Familie über mehrere Generationen sowie Adelsimitation auszeichnete⁹¹⁷. Zur städtischen, finanziell potenten Oberschicht zählten neben dem Patriziat ebenfalls Adelige, Geistliche und Handwerksmeister. Die Kaufmannsgruppe der in Münster sog. Erbmänner ist in den spärlichen Quellen zur spätmittelalterlichen Stadtgeschichte gut dokumentiert, hauptsächlich aufgrund ihrer Dominanz im städtischen Rat. Die übrigen am Handel Beteiligten lassen sich dagegen weniger präzise fassen. Dennoch wird deutlich, dass es auch außerhalb der Erbmänner

⁹¹² Mosler-Christoph 1998, 56-75, bes. 58.

⁹¹³ Fritz 1982, 60. – Ausführlich Brügggen 1989, 180-190, bes. 184, 189.

⁹¹⁴ Blaschitz/Krabath 2004, 746.

⁹¹⁵ Fritz 1982, 106-109.

⁹¹⁶ Blaschitz u. a. 2004, 751. – Cocks 1982, 5-6.

⁹¹⁷ Ehbrecht 1993, 114.

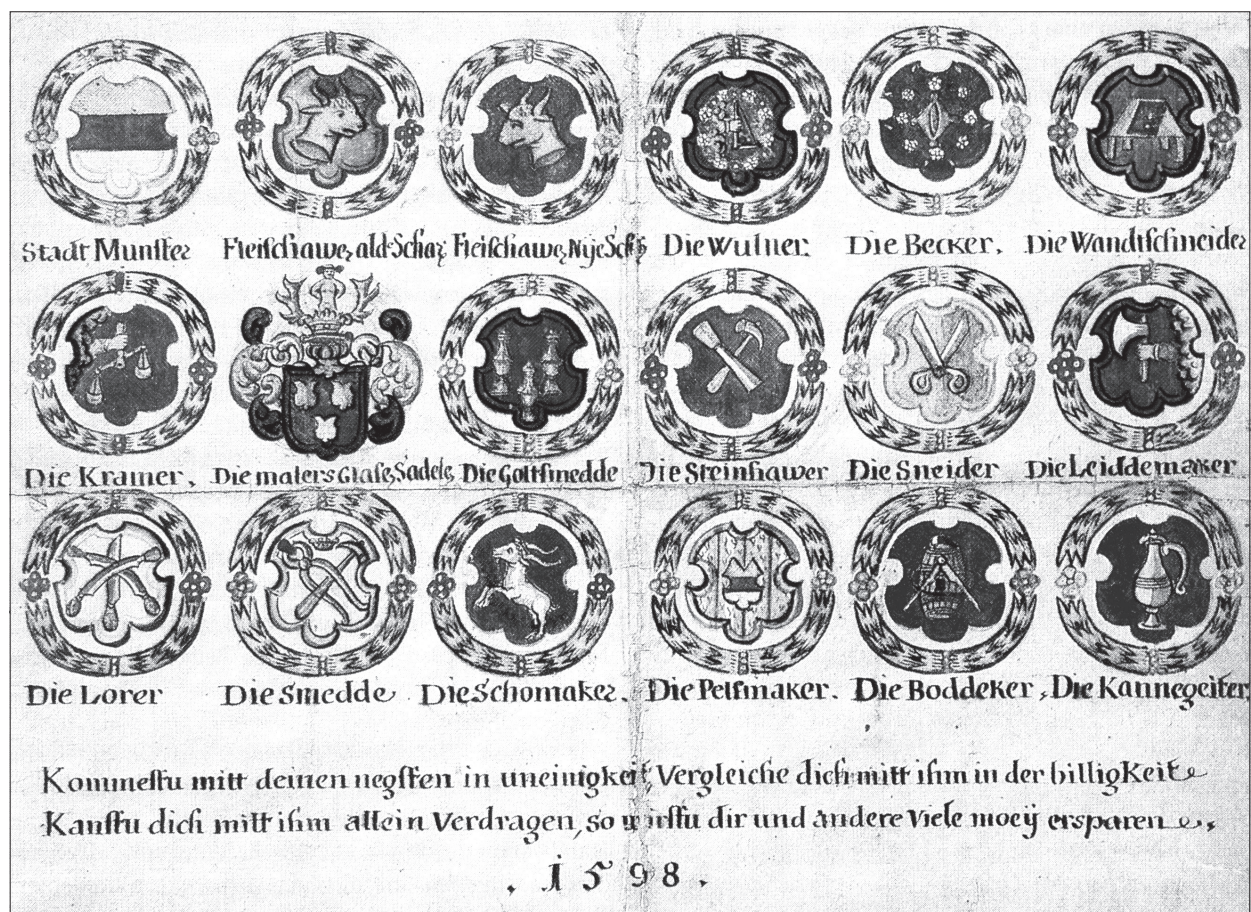


Abb. 133 Wappentafel der münsterischen Gilden (1598). – (Nach Katalog Hamburg 1989, Bd. 2, 446).

eine größere Zahl an Kaufleuten gab, unter ihnen Fernhändler, die zu einem großen Teil den Verkauf der Fernhandelswaren, insbesondere der Textilien, mit beherrschten. Vor allem waren dies die Gewandschneider, die Tuch nach der Elle verkauften, und die Kramer, die zum Teil mit Geweben und Kurzwaren, vor allem aber mit Gewürzen und anderen Importwaren handelten⁹¹⁸. Woll- und Leinentuche aus lokaler, flandrischer und englischer Produktion gehörten zum wichtigsten Handelsgut im Wirtschaftssystem der Hanse. Der Tuchhandel war angesehen, wirtschaftlich bedeutend und zugleich lukrativ, sodass die damit befassten Gewandschneider nahezu überall in Norddeutschland an der Spitze der städtischen Sozialhierarchien standen⁹¹⁹. Besonders im Hinblick auf die Handtruwebatzte mit Schneiderzunftwappen (Kat.-Nr. 5) ist die Gilde der Gewandschneider bemerkenswert. Allerdings weist das Wappen der Gewandschneider auf der Wappentafel der münsterischen Gilden von 1598 (Abb. 133) einen Tisch mit einem großen Kaufmann- oder Kontorbuch auf, wohingegen das Wappen der Schneider eine Schere zeigt, entsprechend dem niellierten Wappen der Handtruwebatzte Kat.-Nr. 5.

Leider reichen die Schriftquellen für die beiden Parzellen Prinzipalmarkt 8 und 9 nicht bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zurück, sodass auch keine damaligen Hauseigentümer beziehungsweise -bewohner überliefert sind. Hinweise ergeben sich jedoch aus dem Fundkontext. Aufgrund der Parzellengröße an der Ost-

⁹¹⁸ Die Händler tauchen namentlich und mit exakter Berufsbezeichnung sowie der Lage ihres Hauses im Schatzregister der ersten Hälfte des 16. Jhs. auf, z. B. Gewürzhändler Gerd

Hagedorn, der ein Haus am Prinzipalmarkt besaß: Johanek 1993, 651.

⁹¹⁹ Biermann 2005, 107-108.

seite des Marktes mit ausreichend Platz für die Lagerhaltung in größerem Umfang und den um 1358 einsetzenden schriftlich überlieferten Bewohnernamen, bei denen es sich um Erbmännerfamilien handelt, ist anzunehmen, dass diese Parzellen bereits vorher im Besitz der finanzkräftigen und daher bevorrechtigten Familien waren. Im Jahr 1954 wurde auf dem Grundstück Salzstraße 52 in Münster ein zu Beginn des 13. Jahrhunderts vergrabener Schatz von mehr als 225 Silbermünzen gefunden. Da der Münzschatz auf dem Gelände der ersten Großparzelle an der Ostseite des Marktes gefunden wurde und es sich bei den Münzen, ähnlich wie bei jenen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, um lokale Prägungen und einen Sterling aus Winchester (GB) handelt, schließt K.-H. Kirchhoff⁹²⁰ auf einen Kaufmann als Besitzer.

Als weitere Indizien für die Interpretation als Händlerdepot sprechen die unmittelbare Nähe der Fundstelle zur Stadtwaage sowie das zur Parzellenbebauung gehörende Steinwerk, das neben idealen Bedingungen für die Lagerung von Waren auch solche für ein Schatzversteck bietet. Es war von außen nicht oder nur begrenzt einsehbar, sodass ein unbeobachtetes Deponieren wertvoller Objekte relativ problemlos möglich war. Dagegen birgt ein Versteck im Freien immer die Gefahr der Beobachtung durch möglicherweise missgünstige Dritte. Das Steinwerk bietet analog zu einem Keller die Möglichkeit, den Schatz in einem Innenraum zu verstecken, zu dem sich ein potenzieller Dieb erst einmal unbemerkt Zugang verschaffen müsste. Die in Norddeutschland als Steinwerke bezeichneten steinernen Hinterhäuser werden allgemein mit Kaufleuten in Verbindung gebracht, da diese auf feuer- und einbruchssichere Warenlager angewiesen waren und außerdem in der Regel über das notwendige Kapital zum Bau eines Steinhauses verfügten⁹²¹.

Der Zustand der überwiegend stark fragmentierten Schmuckstücke spricht eher gegen die Interpretation als Schmuckdepot einer Fernhändlerfamilie und verweist vielmehr auf die Möglichkeit der Interpretation als Altsilberdepot, das weiterverhandelt werden sollte. Zudem deutet die auffallend unterschiedliche Ausführung und Qualität der Schmuckstücke auf zusammengetragenen Schmuck ehemals unterschiedlicher Besitzer hin⁹²². Allerdings überliefern die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol ebenfalls eine stark heterogene Zusammensetzung der erworbenen und damit zumindest kurzfristig in den Familienbesitz übergehenden Goldschmiedeerzeugnisse⁹²³. Weltliche Goldschmiedearbeiten stellten zudem in beträchtlichem Umfang Handelsware dar⁹²⁴, sodass neben dem persönlichen Schmuck auch andere Formen des Schmuckbesitzes für Händler in Betracht kommen. Schmuckgegenstände als Güter des Luxusbedarfs repräsentieren einen hohen Handelswert je Gewichtseinheit. Beispielsweise ist für die Bankgeschäfte der Fugger belegt, dass diese nicht nur Geld gegen die Sicherheit von Juwelen verliehen, sondern sie handelten auch direkt mit ungefassten Edelsteinen sowie fertigem Schmuck⁹²⁵. Auch die sog. Schachzabelbücher belegen, dass (Tuch-) Händler zugleich als Pfandleiher und Geldwechsler tätig waren⁹²⁶. Gängig waren außerdem Kommissionsgeschäfte, wie das Beispiel des Kölner Goldschmieds Wilhelm Ketzgin zeigt. Dieser gab dem Kaufmann Johann van Campe Ende des 15. Jahrhunderts 26 goldene Ringe mit acht Diamanten, andere Edelsteine und eine goldene Spange in Kommission⁹²⁷. Für unmodern gewordenen oder unbrauchbar gemachten Schmuck stellten die Goldschmiede die Endstation im Recycling-Kreislauf dar, indem sie einzelne Schmuckelemente, beispielsweise die Schmucksteine, umarbeiteten und das Metall einschmolzen. Die Kaufleute fungierten als Zwischenhändler in diesem Metall-Kreislauf.

Festzuhalten bleibt, dass aufgrund der Quellenlage nicht sicher zu entscheiden ist, ob es sich um den Hort eines jüdischen Pfandleihers, Goldschmieds oder Händlers handelt. Dagegen erscheint die funktionale Interpretation als Altsilberdepot als wahrscheinlichste der anzunehmenden Möglichkeiten, wobei die gemein-

⁹²⁰ Kirchhoff 1966, 25.

⁹²¹ Brand u. a. 2004, 90.

⁹²² Vgl. Tegethoff 2002, 31.

⁹²³ Fritz 1982, 60.

⁹²⁴ Fritz 1982, 51.

⁹²⁵ Gere 1987, 89-90.

⁹²⁶ Petschar 1992, 632-633.

⁹²⁷ Fritz 1982, 51.

same Deponierung von Handelsware und privatem Eigentum nicht auszuschließen ist. Welcher sozialen und beruflichen Gruppierung der Besitzer des Schatzes angehörte ist unsicher, nicht zuletzt aufgrund der schriftlich belegten häufiger vorkommenden Personalunion von Goldschmied, Pfandleiher und Händler sowie der Tatsache, dass Edelmetall in jeder erdenklichen Form allein aufgrund seines Materialwertes als Kapitalanlage gehortet und bei Bedarf problemlos veräußert oder verpfändet werden konnte.

ZUSAMMENFASSUNG DER DETAILANALYSE

Ziel der detaillierten Analyse des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus war es, die aus ihrem ehemaligen Gebrauchs- und Bedeutungskontext isolierten Objekte in einen diesbezüglich weiter gefassten historischen Kontext zu stellen und damit die bisherige Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers zu überprüfen. Eine derartige kulturhistorische und funktionale Deutung von Schatzfunden ist nur möglich, wenn zum einen die Deponierungsverhältnisse und zum anderen die Zusammensetzung des jeweiligen Fundkomplexes möglichst umfassend analysiert werden.

Die antiquarische Analyse von Form, Verzierung und Motiven der Schmuckstücke, wie auch deren chemische und technologische Charakterisierung unter Berücksichtigung der numismatischen Ergebnisse in Verbindung mit einer – soweit dies möglich war – Beurteilung des historischen Funktionskontextes ergab neue wichtige Aspekte für die kulturhistorische Interpretation des Schatzfundes. Die umfassende Auswertung erbrachte zwar weder den gesicherten Nachweis für die Ansprache als Hort eines jüdischen Pfandleihers, noch konnte diese These mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Es ergaben sich jedoch Hinweise auf die Interpretation als Händler- oder Goldschmiededepot, womit sich alternative Möglichkeiten der kulturhistorischen Interpretation eröffnen.

Somit erwies sich die bisherige Interpretation als zu starres Argumentationsschema, das als »unilineares Denkmodell« zu charakterisieren ist, da es in dem Versuch besteht, »offenkundig vielschichtige archäologische Phänomene einer einheitlichen Deutung zuzuführen. Mit der dabei notwendigen Fixierung auf Monokausalität geht zwangsläufig eine Verfahrensweise einher, die die Erkenntnis leitenden Optionen von vornherein auf die jeweils favorisierte Hypothese einengt. Alternative Erklärungsmöglichkeiten werden damit konsequent ausgeblendet«⁹²⁸.

Die bei der Bearbeitung gewonnenen Arbeitshypothesen zur Interpretation des Schatzfundes können jeweils als mehr oder weniger wahrscheinlich angenommen werden⁹²⁹. Für die Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers sprechen vergleichsweise wenige Indizien, die sich seit der Entdeckung des Schatzfundes 1951 auf den *terminus post quem* 1341 für die Deponierung und deren zeitlicher Nähe zu den Jahren 1349/1350 mit historisch überlieferten Judenpogromen und Pestepidemien sowie auf die räumliche Nähe zum jüdischen Zentrum der spätmittelalterlichen Stadt Münster beschränken. Allerdings ist weder anhand der Datierung des frühestmöglichen Deponierungszeitpunktes, noch anhand des Fundkontextes eine gesicherte Zuweisung zu jüdischen Besitzern beziehungsweise einem jüdischen Pfandleiher möglich. Auch im Schmuckensemble sind keine Objekte vertreten, die eindeutig auf einen jüdischen Besitzer schließen ließen, wie Hochzeitsringe oder Ringe mit hebräischen Inschriften. Dies spricht zwar nicht zwingend gegen einen jüdischen Pfandleiher, da die Pfänder überwiegend aus christlichem Besitz gestammt haben

⁹²⁸ Eggert 2003, 453.

⁹²⁹ Zur vom Geologen Thomas Chrowder Chamberlin charakterisierten »Methode multipler Arbeitshypothesen«: Eggert 2003, 454, bes. Anm. 48.

dürften und sich jüdische und christliche Sachkultur weitestgehend entsprachen. Allerdings ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass ein jüdischer Pfandleiher vor dem nahenden Pogrom auch seine privaten Wertgegenstände, beispielsweise einen jüdischen Hochzeitsring oder Schmuckstücke mit hebräischen Inschriften mit versteckt hätte. Schließlich sind jedoch eindeutig jüdische Objekte in einem Schmuckensemble nicht als letztgültiger Beweis für jüdische Besitzer des Fundkomplexes zu werten, denn die jüdischen Schmuckstücke könnten beispielsweise zum Umarbeiten einem christlichen Goldschmied übergeben worden und in dessen Hort hineingelangt sein.

Bei Schmuckstücken ist generell zwischen einem potenziellen Erst- und einem Zweitbesitzer zu unterscheiden, wobei Besitzerwechsel archäologisch schwer nachzuweisen sind. Am Objekt finden sich allenfalls Hinweise in Form kombinierter Gebrauchsspuren und Umarbeitungen oder, wie im Fall der meisten Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, intentionaler Beschädigungen. Die hohe Rate der fragmentierten Objekte, die zugleich deutlich ausgeprägte Gebrauchsspuren aufweisen, machen einen Besitzerwechsel wahrscheinlich. Möglicherweise handelt es sich in primärer Verwendung um den Schmuck einer oder mehrerer Personen respektive Familien, wobei die Qualität der Objekte insgesamt nicht der höchsten Goldschmiedekunst entspricht und folglich auf Angehörige der gehobenen Mittelschicht verweist. Die auffallenden Unterschiede in der Qualität der herstellungstechnischen Ausführung sowie des Dekors lassen eher an mehrere, verschiedene Besitzer denken, die ihren Schmuck entweder versetzten oder als Altsilber verkauften.

Alter Schmuck wurde in der Regel von Händlern oder Goldschmieden aufgekauft, die ihn auf seinen Materialwert reduziert weiterverhandelten oder umarbeiteten beziehungsweise einschmolzen. In den meisten mittelalterlichen Städten war der Handel mit Edelmetallen und Edelsteinen streng reglementiert und häufiger laut Schriftüberlieferung ausschließlich Goldschmieden erlaubt. Die hohe Zahl der fragmentierten und beschädigten Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bis hin zu offensichtlich zum Einschmelzen vorbereiteten Schmuckstücken (Kat.-Nr. 12 und 28), in Verbindung mit einem als Halbfertigprodukt identifizierten Fingerring (Kat.-Nr. 29), als Produktionsausschuss gedeuteten Spangen (Kat.-Nr. 15 und 16) sowie heute verschollenen Draht- und Blechresten, die möglicherweise Rohmaterial repräsentierten, machen die Interpretation als Altsilberdepot eines Händlers oder Goldschmieds wahrscheinlich⁹³⁰. Hinzu treten einige sehr ähnlich gestaltete Schmuckstücke (Kat.-Nr. 11 und 12) und insbesondere die in Schriftquellen als Meisterstücke von Goldschmieden belegten Objekte (Kat.-Nr. 6, 21, 23 und 24). Das Fehlen von Edelmetallbarren, Werkzeugen und Geräten könnte auf die Fundumstände, die unvollständige Bergung und ebensolche Überlieferung zurückzuführen sein oder auf Aspekte des Deponierungsverhaltens. Beispielsweise könnten Edelmetallobjekte und Werkzeuge generell separat verwahrt worden sein⁹³¹.

Auch anhand des Fundkontextes sind Hinweise auf die Interpretation als Depot eines Händlers oder Goldschmieds zu gewinnen. Die exakte Fundstelle ist jedoch weder dokumentiert noch lokalisiert, sodass die Fundortangabe »auf der Parzelle des späteren Stadtweinhauses« nicht näher eingegrenzt werden konnte. Ausgehend von der Tatsache, dass sich die Parzelle zwischen Prinzipalmarkt und ehemaliger *Immunitas synagogae*, also in einer Grenzlage befindet, lässt der Fundort weder die eindeutige Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers noch als Händler- oder Goldschmiedehort zu. Allerdings sprechen die typische Parzellenbebauung mit viel Lagerraum und die schriftlich überlieferten Besitzernamen der Ostseite des Prinzipalmarktes eher für einen Händler oder Goldschmied als ehemaligen Eigentümer der Parzelle, der mutmaßlich für die dortige Deponierung des Schatzes verantwortlich gewesen sein könnte.

⁹³⁰ Eine vergleichbare Zusammensetzung zeigt z. B. der Snettisham Hoard, der als Depot eines römischen Juweliers interpretiert wird: Johns 1997, bes. 69.

⁹³¹ Siehe Kapitel Fundinhalt als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

Die Schlussmünze verweist auf die Deponierung der knapp drei Kilogramm Altsilber um die Mitte des 14. Jahrhunderts (*terminus post quem* 1341). Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zeichnet sich als allgemein unruhige Zeit aus, mit zahlreichen kleineren Fehden in Westfalen vor dem Hintergrund einer europaweiten Kälteperiode, die in weiten Bevölkerungsteilen Hungersnot und damit die Ausbreitung von Epidemien verursachte. Vermutlich wurde der Altsilberhort in einer Gefahrensituation verborgen. Ob dies ein jüdischer Pfandleiher aus Angst vor dem nahenden Pogrom, ein Goldschmied oder Händler aus Angst vor Plünderern und Dieben war, oder gar ein kriminelles Motiv hinter der Verbergung möglicherweise unrechtmäßig erworbenen Altsilbers⁹³² steckte, entzieht sich jedoch der Nachweisbarkeit. Denkbar wäre außerdem, dass es sich um ein dem Besitzer längerfristig zugängliches Schmuck- und Edelmetalldepot handelte, das generell und nicht erst angesichts einer konkreten Gefahr verborgen verwahrt wurde, ähnlich heutigen Wertgegenständen, die in Tresoren gelagert werden.

Dem Deponierungsmotiv entsprechend bleibt auch die Ursache der Überlieferung, also der Grund weshalb der ehemalige Besitzer seinen Schatz nicht mehr bergen konnte, spekulativ. Die gängigsten Erklärungsmuster für die Überlieferung nicht rituell motivierter Edelmetalldeponierungen sind der plötzliche Tod des ehemaligen Besitzers oder dessen endgültige Vertreibung aus dem Umfeld des Schatzverstecks. Die traditionelle Deutung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus als Hort eines jüdischen Pfandleihers, den dieser vor dem nahenden Pogrom verborgen hatte und der aufgrund des plötzlichen Todes des Besitzers im Zuge des Pogroms überliefert wurde, basiert auf einem unzulässigen, da nicht zu beweisenden Zirkelschluss.

Anhand zweier Schmuckstücke (Kat.-Nr. 7 und 32), die nach derzeitigem Forschungsstand stilistisch eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren sind, ergibt sich der Hinweis darauf, dass es sich nicht zwingend um einen geschlossenen Fund im Sinne von Oskar Montelius handelt, sondern möglicherweise um ein dem Besitzer über längere Zeit noch zugängliches Depot. Möglich erscheint zudem eine geschlossene Deponierung des Schatzes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Demnach wären Pogrom und Pest um die Jahre 1348-1350 zwar als Deponierungsgrund denkbar, als Belassungsgrund jedoch eher unwahrscheinlich⁹³³.

⁹³² Schriftquellen überliefern beispielsweise die Unterschlagung von Altsilber durch Goldschmiede: Fritz 1982, 29.

⁹³³ Zur Problematik der ereignisgeschichtlichen Deutung archäologischer Funde z. B. Geschwinde 2003.